

**STIFTUNG
GEDENKSTÄTTEN**
BUCHENWALD UND
MITTELBAU-DORA

RE- FLEXIONEN 2022

**SCHWERPUNKT: NATIONALSOZIALISMUS
ALS TRANSNATIONALES PHÄNOMEN**

JAHRESMAGAZIN der Stiftung
Gedenkstätten Buchenwald und
Mittelbau-Dora

Preis: 5 Euro

→ buchenwald.de dora.de



Die „**Verschwindende Wand – mit Botschaften, die bleiben**“ ist eine interaktive Kunstinstallation kuratiert vom Goethe-Institut, die zurückgeht auf eine Idee der russischen Studentin Maria Yablonina und dem Architekten Werner Sobek: Ein Plexiglasgerüst, in das rund 6.000 Hölzchen mit Zitaten eingesetzt werden, die anschließend vom Publikum ausgewählt und mitgenommen werden können. Nach Moskau, Israel und den verschiedensten Orten in Europa ist das Projekt für Weimar (10./11. April 2021, eröffnet von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier) und Dresden (9./10. November 2021) adaptiert worden mit über 160 Statements von Überlebenden der Konzentrationslager Buchenwald und Mittelbau-Dora.



Editorial

Sie halten Heft 2 unserer „Reflexionen“ in der Hand. Sein inhaltliches Schwerpunktthema ist den nationalsozialistischen Verbrechen als transnationalem Phänomen gewidmet. Mitarbeiter:innen der Stiftung und externe Autor:innen gehen der Frage nach, inwieweit NS-Herrschaft, Zwangsarbeit, Shoah und Zweiter Weltkrieg als transnationale Erfahrungen beschrieben werden können. Ziel ist es, den Blick auf die europaweiten und teils sogar globalen Folgen der NS-Herrschaft zu richten – in historischer Perspektive, aber auch hinsichtlich der Frage, inwieweit die Erfahrung des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen so etwas wie ein europäisches Gedächtnis geprägt hat.

Das Jahr 2021 war das zweite Jahr unter Corona-Bedingungen und damit auch das zweite Jahr, in dem ein wesentlicher Teil unserer Arbeit, nämlich die Begegnung zwischen Menschen bei Veranstaltungen oder bei Gruppenbetreuungen, weitgehend wegbrach. Über lange Zeiträume war es – wie auch schon im Vorjahr – sehr still auf dem Ettersberg und am Kohnstein bei Nordhausen. Und auch die Jahrestage der Lagerbefreiungen standen 2021 wieder im Zeichen der Pandemie. Wieder konnten keine KZ-Überlebenden anreisen, und ein großer Teil des umfangreichen und über Monate vorbereiteten Veranstaltungsprogramms (eigentlich sollte ja der 2020 ausgefallene „runde“ 75. Jahrestag der Befreiung nachgeholt werden) musste auf Onlinevarianten ausweichen.

Und doch ging die Arbeit in den Gedenkstätten weiter, an der Digitalisierung unserer Bestände, an neuen Ausstellungen, an einer vollständigen inhaltlichen und gestalterischen Überarbeitung unserer Webseiten, an unserem neuen Museum Zwangsarbeit im Nationalsozialismus, das im kommenden Jahr eröffnet werden soll, und natürlich an innovativen neuen Bildungsformaten. Die wichtigsten Projekte werden Ihnen im vorliegenden Heft vorgestellt. Sie verdeutlichen, wie vielfältig die Arbeit an den Gedenkstätten ist, welche geschichtskulturellen Implikationen sie hat und welche Anstrengungen wir unternehmen, eine manchmal in Ritualen und Entlastungsnarrativen erstarrte Erinnerungskultur auf unsere Gegenwart und die Zukunft auszurichten.



Foto: Jens Meyer

Der Blick in die Zukunft ist derzeit allerdings verdüstert. Mit dem russischen Überfall auf die Ukraine endeten 77 Jahre Frieden in Zentraleuropa. Entsetzen lösten bei uns Berichte von ehemaligen Häftlingen der Konzentrationslager Buchenwald und Mittelbau-Dora aus, die in den Lagern gemeinsam mit ihren russischen Mithäftlingen gelitten hatten und uns nun Hilferufe aus Kellern schickten, in denen sie Schutz vor den russischen Raketen und Bomben suchten. Bestürzt hat uns auch die von den russischen Behörden angeordnete Auflösung der Menschenrechtsorganisation Memorial, mit der wir vor zehn Jahren die erste große Ausstellung in Deutschland zum sowjetischen Gulag-System erarbeitet haben. Voller Bewunderung und Solidarität, aber auch in großer Sorge blicken wir auf die Kolleg:innen von Memorial und andere Vertreter:innen der russischen und belarussischen Zivilgesellschaft, die mutig gegen den Krieg und für Demokratie eintreten und damit um ihre Sicherheit fürchten müssen.

Angesichts der aktuellen Ereignisse können einen manchmal Zweifel befallen, ob wirklich aus Geschichte gelernt werden kann.

Doch gerade der Umstand, dass Wladimir Putin den Angriff auf die Ukraine mit der Instrumentalisierung und Verfälschung der Geschichte zu legitimieren versucht, zeigt, wie wichtig es ist, fundiertes Geschichtsbewusstsein und historische Urteilskraft in der Gesellschaft zu stärken. Darin sieht die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora ihre Hauptaufgabe. Und wie wir das umsetzen, können Sie in diesem Heft nachlesen. Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern eine spannende Lektüre.

Jens-Christian Wagner
Direktor der Stiftung Gedenkstätten
Buchenwald und Mittelbau-Dora

Inhalt

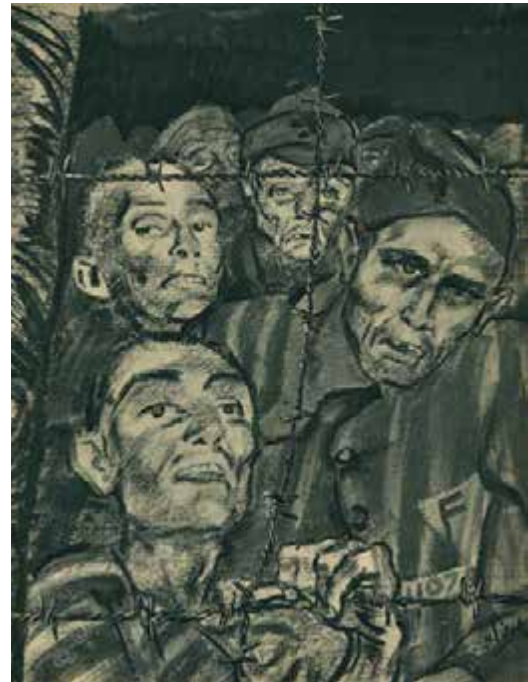
1 __ Editorial

6 __ Stiftung

- 6 __ Der Blog #otd1945. Geschichten von Hoffnung, Verzweiflung und Terror
- 10 __ Jugend im Konzentrationslager. Neue Online-Ausstellung zu minderjährigen Häftlingen in den Konzentrationslagern Buchenwald und Mittelbau-Dora
- 12 __ Alles allen? Digitaler Zugang zu Quellen der nationalsozialistischen Verbrechen
- 16 __ „Da könnte mir so viel einfallen!“. Menschen aus dem Inklusionsprojekt berichten von ihrer Arbeit.
- 20 __ „Rechtsextremismus ist ein Thema, das uns alle angeht.“
Der Fotograf Jakob Ganslmeier über die Ursprünge, Umwege und das große Potential seines Projektes „Haut, Stein“
- 26 __ Weimarer Erklärung für ein solidarisches Miteinander
- 28 __ Nachruf Bertrand Herz (1930 – 2021)
- 30 __ Boris Timofejewitsch Romantschenko (1926 – 2022)

20

„Rechtsextremismus ist ein Thema, das uns alle angeht.“
Der Fotograf Jakob Ganslmeier über die Ursprünge, Umwege und das große Potential seines Projektes „Haut, Stein“



6

Der Blog #otd1945
Geschichten von Hoffnung,
Verzweiflung und Terror

92

Photoshopping History.
Ein Gespräch mit dem
Grafik-Designer Jean-Sin Kin
über ein Lächeln, das es nie gab





58

Verbotene Liebe in Zeiten des Krieges. Ein Gespräch mit Gwendoline Cicottini über die Beziehungen deutscher Frauen zu französischen Kriegsgefangenen

76

Europa von Buchenwald her denken. Für sein Buchprojekt traf Ronald Hirte Überlebende der Shoah aus den verschiedensten Regionen Europas in Israel.



32 __ Schwerpunkt: Nationalsozialismus als transnationales Phänomen

- 32 __ Nationalistisches Doppeldenk: Der Potempa-Mord, der Nationalsozialismus und der Zwiespalt des Nationalismus in Grenzgebieten
- 39 __ Neid und Missgunst als Herrschaftsprinzip. War Zwangsarbeit im Nationalsozialismus ein transnationales Phänomen?
- 48 __ Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Europa – eine transnationale Erfahrung?
- 58 __ Verbotene Liebe in Zeiten des Krieges. Ein Gespräch mit Gwendoline Cicottini über die Beziehungen deutscher Frauen zu französischen Kriegsgefangenen
- 62 __ „Für jedes deutsche Heim ein Westküsten-Beobachter.“ NSDAP-Presse im Ausland: Transnationale Volkserziehungsarbeit des NS-Regimes am Beispiel Chile
- 68 __ „Organisiertes Gedächtnis“. Kollektive Aktivitäten von Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung in transnational-vergleichender Perspektive
- 70 __ Zeugenschaft, Wissensproduktion und moralische Lehren des Holocaust. Kritik einer Erwartungshaltung gegenüber Interviews mit Holocaust-Überlebenden
- 76 __ Europa von Buchenwald her denken. Für sein Buchprojekt traf Ronald Hirte Überlebende der Shoah aus den verschiedensten Regionen Europas in Israel.



86

„... am empirischen Material abarbeiten.“ Ein Gespräch mit Axel Doßmann über Audio-Interviews mit Überlebenden aus dem Sommer 1946

80 __ Geschichtskultur

- 80 __ Historikerstreit 2.0? Zur Debatte um das Wechselverhältnis zwischen Shoah- und Kolonialismus-Erinnerung
- 86 __ „... am empirischen Material abarbeiten.“ Ein Gespräch mit Axel Doßmann über Audio-Interviews mit Überlebenden aus dem Sommer 1946
- 92 __ Photoshopping History. Ein Gespräch mit dem Grafik-Designer Jean-Sin Kin über ein Lächeln, das es nie gab
- 100 __ Inwiefern ist „Gedenken braucht Wissen“ eigentlich universal? Barbara Thimm, Gedenkstättenfachkraft in Kambodscha, über die Reichweite universaler Leitmotive
- 108 __ Antifaschismus ist Handarbeit. Heiko Clajus von der Initiative Gedenkweg Buchenwaldbahn über seine Arbeit am partizipativen Denkmal „Gedenksteine Buchenwaldbahn“.

Inhalt



134

„Dass die Erinnerung an Buchenwald im Leben der Völker wachgehalten wird, sind wir allen Opfern des Faschismus schuldig.“ Günter Pappenheim (1925 – 2021) übergab dem Archiv der Gedenkstätte Unterlagen aus seiner Zeit als Vizepräsident des Internationalen Buchenwaldkomitees und als Vorsitzender der Lagerarbeitsgemeinschaft als Vorlass.



112

80 Jahre danach: „Der Überfall auf die Sowjetunion“. Eine Outdoor-Ausstellung an drei Orten

112 __ Gedenkstätte Buchenwald

112 __ 80 Jahre danach: „Der Überfall auf die Sowjetunion“.

Eine Outdoor-Ausstellung an drei Orten

114 __ Ein Lehrer im Widerstand:

Michail Wassilewitsch Lewschenkow (1914 – 2004)

120 __ Blog: Radsport und das Konzentrationslager Buchenwald

124 __ Dr. Gotthard Martin Gauger (1905 – 1941). Eine Spurensuche in Buchenwald 80 Jahre nach seiner Ermordung

130 __ Kennen Sie Peroutka? Ein tschechischer Jahrhundertroman über das KZ Buchenwald wird neu entdeckt.

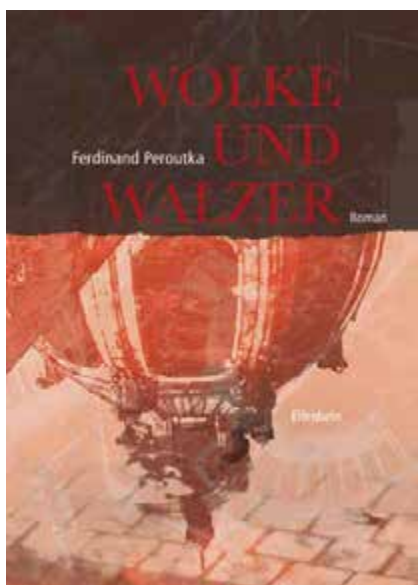
134 __ „Dass die Erinnerung an Buchenwald im Leben der Völker wachgehalten wird, sind wir allen Opfern des Faschismus schuldig.“ Günter Pappenheim (1925 – 2021) übergab dem Archiv der Gedenkstätte Unterlagen aus seiner Zeit als Vizepräsident des Internationalen Buchenwaldkomitees und als Vorsitzender der Lagerarbeitsgemeinschaft als Vorlass.

138 __ Sowjetische Speziallager im Kontext. Einblick in eine Neuerscheinung

141 __ Neue Fragestellungen – neue Formen der Vermittlung.

Das Online-Seminar „Infektionskrankheiten in Vergangenheit und Gegenwart“

147 __ Können Sie mich hören?! Digitale Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Buchenwald. Chancen und Herausforderungen



130

Kennen Sie Peroutka? Ein tschechischer Jahrhundertroman über das KZ Buchenwald wird neu entdeckt.

152

Ein Oscar für die Erinnerungskultur. Der Dokumentarfilm „Colette“ und das Ende der Zeitzeugenschaft



138

Sowjetische Speziallager im Kontext.
Einblick in eine Neuerscheinung



120

Blog: Radsport
und das Konzentrationslager
Buchenwald



118

Dr. Gotthard Martin Gauger
(1905 – 1941). Eine Spurensuche
in Buchenwald 80 Jahre nach
seiner Ermordung

150 __ KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

150 __ Rückblick auf das Fegefeuer:

Pierre Bletons *Le temps du purgatoire*

152 __ Ein Oscar für die Erinnerungskultur. Der Dokumentarfilm
„Colette“ und das Ende der Zeitzeugenschaft

156 __ Literatur, Kolonialismus und der Nationalsozialismus.
Sharon Dodua Ootoos Roman „Adas Raum“



156

Literatur, Kolonialismus und der
Nationalsozialismus. Sharon Dodua Ootoos
Roman „Adas Raum“

158 __ Informationen

158 __ Gedenkstätte Buchenwald

160 __ KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

164 __ Impressum





#otd1945

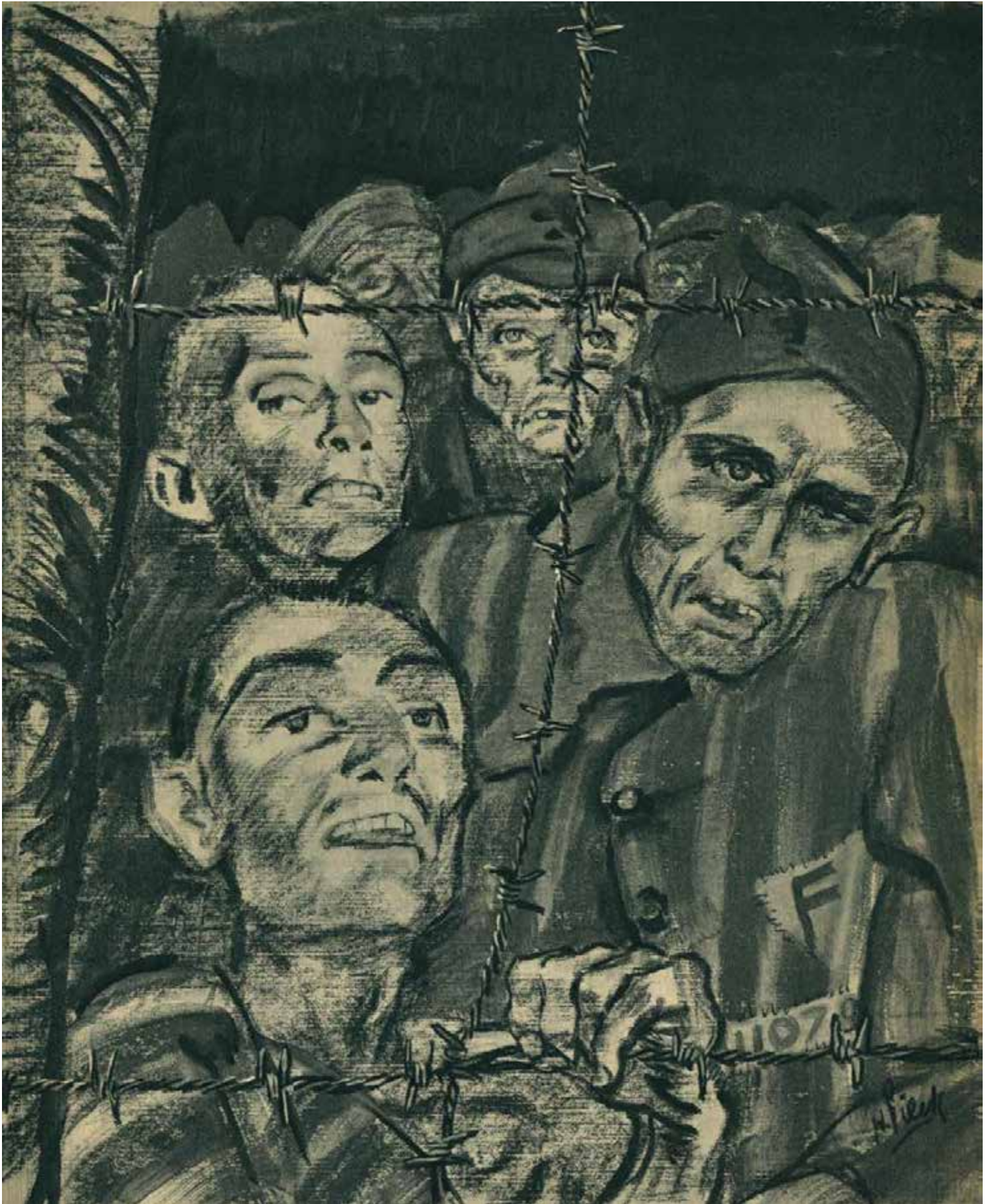
Geschichten von Hoffnung, Verzweiflung und Terror

VON ANETT DREMEL, MICHAEL LÖFFELSENDER UND KARSTEN UHL

+++ Am 1. Januar 1945 notierte der Buchenwald-Häftling Jean-Louis Guellerin in das Erinnerungsbuch eines französischen Mitgefangenen: „Ein Jahr voller trauriger Erinnerungen ist vergangen. Aber heute haben mehrere tausend französische Häftlinge das Jahr 1945 mit Hoffnung begrüßt.“ +++ Am 20. Januar 1945 berieten Manager des unterirdischen Raketenwerks im Kohnstein bei reichlich Wermuth und Zigarren über den weiteren Einsatz von KZ-Häftlingen. +++ Am 26. Januar 1945 erreichten in offenen Güterwaggons fast 4.000 Männer und Jungen aus Auschwitz das KZ Buchenwald; Hunderte waren unterwegs gestorben. +++ Am 13. Februar 1945 trieben SS-Wachen Hunderte KZ-Häftlinge des Buchenwalder Außenlagers Witten-Annen im Ruhrgebiet wie jeden Tag quer durch die Stadt zur Zwangsarbeit im örtlichen Gußstahlwerk. +++ Am 21. März 1945 ließ die SS in Dora dreißig Häftlinge auf dem Appellplatz des Lagers erhängen. +++ Am 23. März 1945 brachte Fela Herling in einem Buchenwalder Frauenaußenlager in Leipzig ihren Sohn Szymon zur Welt. +++ Am 13. April 1945 verübten Angehörige der SS, der Wehrmacht, der NSDAP und Einheimische in Gardelegen ein Massaker an mehr als tausend KZ-Häftlingen. +++ Am 19. April 1945 fand im

befreiten KZ Buchenwald die erste Trauerfeier für die Toten des Lagers statt. +++ Am 1. Mai 1945 marschierten 150 Überlebende der KZ Buchenwald und Mittelbau-Dora in Paris über die Champs-Élysées. +++ Am 3. Mai 1945 befand sich der belgische Buchenwald-Häftling Isidor Mols auf einem Todesmarsch in einem offenen Kohlewaggon in der Nähe der tschechischen Grenze und notierte in sein Notizheft: „Meine zwei Freunde sind tot. Die Sterberate erreicht im Moment eine unglaubliche Quote“; wenige Tage später starb auch er. +++

Auf den ersten Blick scheinen diese zehn Ereignisse des Jahres 1945 nur wenig miteinander gemein zu haben. Und dennoch sind sie repräsentativ. Sie stehen für die Bandbreite und Gleichzeitigkeit ganz unterschiedlicher Geschehnisse in den Konzentrationslagern Buchenwald und Mittelbau-Dora in den Monaten und Wochen vor und nach ihrer Befreiung 1945. Der Blog mit dem programmatischen Titel „#otd1945“ nimmt diese Zeit genauer unter die Lupe. Vom 1. Januar bis zum 8. Mai 2021 wurde in ihm Tag für Tag über Geschehnisse aus der Geschichte der beiden Konzentrationslager berichtet, die sich an diesem Tag vor genau 76 Jahren ereignet hatten.



„Achter prikkeldraad” (Hinter Stacheldraht), 1945.

Zeichnung: Henri Pieck

„Buchenwald“, Reproductions naar zijn Teekeningen uit het Concentratiekamp,
Den Haag, ohne Datum

Die Beiträge des Blogs führen in eine Zeit, in der die deutsche Kriegsniederlage nur noch eine Frage der Zeit war. Die Häftlinge in den Lagern hofften auf eine baldige Befreiung, auf ihre Rückkehr zu ihren Familien. Doch ihre Hoffnung war trügerisch. Denn gleichzeitig verschärfte sich der Überlebenskampf in den zunehmend überfüllten Lagern. Der Terror, das Morden und das Sterben brachen angesichts des sich abzeichnenden Kriegsendes nicht ab. Im Gegenteil: Sie entfalteten eine neue Dynamik. Erst die Ankunft der alliierten Truppen stoppte die Verbrechen.

Der Blog #otd1945 war Teil des digitalen Angebots der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora anlässlich des 76. Jahrestags der Befreiung im April 2021. Mit dem Kürzel „otd“ (on this day) werden in den Social Media Beiträge markiert, die sich auf historische Ereignisse beziehen, die an diesem Tag stattfanden. Begleitet und beworben wurde der Blog über die Social Media-Kanäle der Stiftung. Nachzulesen sind die insgesamt 144 Blogbeiträge unter:

liberation.buchenwald.de/otd1945



Im Zentrum des Blogs stand zum einen die Situation der Häftlinge in den Lagern. Es sind Geschichten der Hoffnung und der Verzweiflung, des massenhaften Sterbens; Geschichten der gegenseitigen Hilfe, der Rettung, des Überlebens und des Starts in ein Leben nach dem Lager, aber auch des weiteren Sterbens nach der Befreiung. Zum anderen galt der Blick der deutschen Tätergesellschaft. Es sind Geschichten des Mordens, der Ausbeutung, des Mitmachens und des Weitermachens, der Gleichgültigkeit und des Wegsehens sowie – in seltenen Fällen – Geschichten der Mitmenschlichkeit und der Solidarität. Der tägliche Blog endete nach 128 Tagen am 8. Mai 2021, dem Jahrestag des Kriegsendes in Europa. Bis Ende Juni folgten sechs längere Beiträge mit weiterführenden Informationen zur Geschichte der Opfer, der Täter und der Nachgeschichte der Orte.

Die Politologin und Historikerin Anett Dremel leitet die Dokumentationsstelle der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.

Der Historiker Michael Löffelsender promovierte mit einer Studie zur Justiz im Nationalsozialismus und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gedenkstätte Buchenwald.

Der Historiker Karsten Uhl ist Leiter der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.



Ein polnischer KZ-Überlebender zeigt einem Soldaten der US-Armee den Krematoriumsofen im befreiten KZ Mittelbau-Dora, April 1945.

Foto: John R. Driza
(U.S. Army Signal Corps),
National Archives Washington



Frauen aus dem Buchenwalder Außenlager Penig nach der Befreiung, nach dem 17. April 1945.
Foto: David E. Scherman, Gedenkstätte Buchenwald

Erklären Sie den jüngeren Generationen den Wert der Worte „Frieden“ und „Freiheit“.

Floréal Barrier

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“

Jugend im Konzentrationslager.

Neue Online-Ausstellung zu minderjährigen Häftlingen in den Konzentrationslagern Buchenwald und Mittelbau-Dora

VON JENS-CHRISTIAN WAGNER

Einige Hundert Kinder sowie weit über Zehntausend Jugendliche unter 21 Jahren wurden bis 1945 in die Konzentrationslager Buchenwald und Mittelbau-Dora verschleppt, Tausende starben. Ihrem Schicksal widmet sich die im April 2021 fertiggestellte Online-Ausstellung „Jugend im KZ. Buchenwald und Mittelbau-Dora“ (www.jugend-im-kz.de). Erarbeitet wurde sie von Studierenden der Friedrich-Schiller-Universität Jena am Lehrstuhl für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit.

Ursprünglich war geplant gewesen, ergänzende analoge Module zu Buchenwald und Mittelbau-Dora für die Wanderausstellung „Kinder im KZ Bergen-Belsen“ zu erarbeiten. Diese wurde seit 2018 an mehreren Orten in Deutschland und der Schweiz gezeigt und sollte zum 76. Jahrestag der Befreiung in Weimar oder Erfurt präsentiert werden. Doch die Corona-Pandemie verhinderte das. Aus der Not machten die Studierenden eine Tugend: Sie konzipierten eine Online-Ausstellung – mit dem Nebeneffekt, dass diese sehr viel umfangreicher werden konnte als die eigentlich geplanten analogen Module.

Eingeleitet wird die Ausstellung durch ein kontextualisierendes Kapitel zum Thema Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Es wird deutlich, dass die Behandlung der Kinder und Jugendlichen der rassistischen Gesellschaftsordnung im Nationalsozialismus entsprach: Die Kinder der „Volksgenossen“ wuchsen in dem Glauben auf, einer überlegenen „Herrenrasse“ anzugehören. Ihnen standen die Kinder von Juden, Sinti und Roma, Kranken und politisch Andersdenkenden gegenüber. Sie wurden



Suzanne Pic (1927 – 2018)
vor der Verhaftung, 1944. Als 17-jähriges Résistance-Mitglied wurde sie 1944 über Ravensbrück in das Buchenwalder KZ-Außenlager HASAG-Leipzig deportiert.



Unbekanntes Kind im befreiten Außenlager Boelcke-Kaserne des KZ Mittelbau-Dora, Mitte April 1945.
KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

JUGEND IM KZ BUCHENWALD

Im Konzentrationslager Buchenwald wurden von Juli 1937 bis April 1945 etwa 266.000 Menschen aus allen Ländern Europas inhaftiert, darunter auch zahlreiche Kinder und Jugendliche. Die Minderjährigen wurden teilweise zusammen mit ihren Eltern, meist aber alleine nach Buchenwald verschleppt. Um sie zu schützen und ihre Überlebenschancen zu verbessern, organisierten politische Häftlinge Rettungsinitiativen.



Das Lager

Im Juli 1937 trafen die ersten Häftlinge auf dem Ettersberg bei Weimar ein. Die SS zwang sie, ein Konzentrationslager für 8.000 männliche Häftlinge zu erbauen. Sowohl politische Gegner des Regimes als auch aus rassistischen und sozialen Gründen Verfolgte sollten dort interniert werden.



„Aktion Arbeitsscheu Reich“ 1938

1938 verdoppelten sich die Häftlingszahlen in den Konzentrationslagern. Im Rahmen der „Aktion Arbeitsscheu Reich“ (ASR) war die Polizei über 10.000 Männer und ...



1938: Als „Aktionjuden“ nach Buchenwald verschleppt

Im Zuge der Novemberprogrome 1938 war die Gestapo 30.000 Juden in die Konzentrationslager ein. Unter fast 10.000 nach Buchenwald verschleppten Männern, von der SS als „Aktionjuden“ bezeichnet, waren auch einige Jugendliche.



Rettungsinitiativen: Maireschule und Polenschule

Unter dem Vorwand, Fachkräfte für die deutsche Kriegswirtschaft auszubilden zu lassen, starteten politische Funktionsträger um den Kapo des Baukommandos Robert Siwert ...



Screenshot der Titelseite im Kapitel „Jugend im KZ Buchenwald“

ausgegrenzt und verfolgt, viele von ihnen wurden während des Krieges ermordet.

Im ersten Kapitel werden die Haftgründe und die Deportationswege der Kinder und Jugendlichen in den Konzentrationslagern Buchenwald und Mittelbau-Dora vorgestellt. Die Rettungsbemühungen politischer Häftlinge für die Kinder in Buchenwald und die Existenzbedingungen junger Juden sowie Sinti und Roma, die 1944 in das KZ Mittelbau-Dora verschleppt wurden, sind weitere Themenseiten.

Exemplarische Biographien zeigen die Vielfalt der Opfergruppen unter den Minderjährigen: Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, aus besetzten Gebieten verschleppte politische Häftlinge, Mädchen in Außenlagern, sogenannte Asoziale und Arbeiterziehungshäftlinge.

Ein Schwerpunkt der Ausstellung ist der erfahrungsgeschichtlichen Perspektive gewidmet: Kindheit und Jugend im Konzentrationslager bedeutete die Allgegenwart von Gewalt, Misshandlungen, Krankheiten und Tod. Welche spezifischen Erfahrungen machten Kinder und Jugendliche in den Lagern, was unterschied sie von den Erfahrungen der Erwachsenen? Wie reagierten die minderjährigen Häftlinge auf eine derart lebensfeindliche Umwelt? Was half ihnen, zu überleben? Wie erlebten sie die Befreiung im April 1945? Zeitgenössische Dokumente wie Briefe und Zeichnungen, aber auch Videointerviews mit Überlebenden geben Antworten.

Manche Kinder und Jugendliche starben noch nach der Befreiung an den Folgen von Hunger, Auszehrung und Krankheiten. Die anderen versuchten, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Doch für viele, insbesondere Juden sowie Sinti und Roma, gab es kein Zuhause mehr, weil die Eltern ermordet oder in andere Länder verschleppt worden waren. Sie blieben zunächst in den Displaced-Persons-Camps oder wurden in Kinderheimen in der Schweiz, in Frankreich oder Schweden gebracht.

Das Schlusskapitel fragt nach der Rolle der sogenannten Child Survivors von Buchenwald und Mittelbau-Dora im öffentlichen Gedächtnis. Die Kinderüberlebenden wurden lange nicht als eine spezifische Gruppe wahrgenommen. Erst in den letzten 20 Jahren erhielten die als Kinder oder Jugendliche Befreiten größere Aufmerksamkeit – auch weil es kaum noch Überlebende gibt, die als Erwachsene befreit wurden.

Didaktisch ist die Ausstellung so konzipiert, dass sie Einzelinteressierten, aber auch Schulklassen die Möglichkeit geben soll, sich im Rahmen des forschenden Lernens intensiv mit der Geschichte der Kinder und Jugendlichen in Buchenwald und Mittelbau-Dora auseinanderzusetzen. Die farbige Gestaltung (Design: Büro It's about, Charlotte Kaiser, Berlin) ist an die Ausstellung „Kinder in Bergen-Belsen“ angelehnt, setzt aber auch bewusst eigene Akzente.

Der Historiker Jens-Christian Wagner leitete das Seminar der FSU Jena, aus dem heraus die Online-Ausstellung erarbeitet wurde.

Alles allen?

Digitaler Zugang zu Quellen der nationalsozialistischen Verbrechen

In den Sammlungen der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora liegt ein Fundus historischer Quellen, der in Teilen schon digital zugänglich ist. In den nächsten Jahren soll der Zugang zu diesen Quellen ausgebaut werden. Wie offen kann der Zugang dazu gestaltet sein? Und welches Potenzial steckt in diesen besonderen Quellen?

VON MARKUS WEGEWITZ

An Quellensammlungen zur nationalsozialistischen Verbrechen Geschichte müssen bei der Digitalisierung besondere Anforderungen gestellt werden. In vielen Gedenkstätten sind diese Sammlungen über Jahrzehnte zusammengetragen worden. Sie enthalten Originale aus der NS-Zeit und den folgenden Jahrzehnten ebenso wie Kopien aus anderen Institutionen und Schenkungen von Einzelpersonen in verschiedenen Formen und Formaten. Fragen des Zugangs zu diesen Beständen wurden bisher größtenteils unter rechtlichen Gesichtspunkten diskutiert. Einschränkungen durch Urheberrecht und Datenschutz sind für Archive und Forschungsinstitutionen wichtige Faktoren bei der Regelung der Einsichtnahme in ihre Bestände. Beim Umgang mit Quellen aus der Zeit des Nationalsozialismus ist die historische Kontextualisierung als inhaltliche Anforderung allerdings entscheidend – sowohl für Gedenkstätten, aber auch für alle anderen Institutionen, die solche Quellen in ihren Beständen haben.

Versprechen der digitalen Zugänglichkeit

Ein großes Versprechen der Digitalisierung ist eine möglichst freie und barrierearme Verfügbarkeit historischer Quellen. Internationale Normen für Informationsmodelle und digitale Archivierung ermöglichen die Sichtbarkeit von Quellensammlungen in einer Fülle von Anwendungen, Portalen und Katalogen. Dadurch werden zunächst nur grundlegende Informationen (wie Personennamen, Dokumententitel oder Entstehungszeitpunkt) verfügbar gemacht. Für die Kontextualisierung mit dem Wissen,

das in den Gedenkstätten vorhanden ist, und die Verknüpfung mit Quellen in anderen Institutionen gibt es noch keine Lösung, die eine vergleichbare Akzeptanz gefunden hat.

Im Unterschied zu anderen digitalen Quellensammlungen, die (scheinbar) selbstevident wertvolles Kulturgut umfassen oder Grundlagen für die historische Forschung legen, müssen bei Quellenbeständen zur Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen gesellschaftliche Vermittlungsformate von Anfang an mitgedacht werden. Das hat gute Gründe: Herrschaftswissen des Nationalsozialismus, das in diesen Beständen enthalten ist, konnte und kann zur Aufrechterhaltung von Diskriminierungsstrukturen beitragen. Sinte:zza und Romn:ja, als „Asoziale“ oder „Berufsverbrecher“ Verfolgte, Homosexuelle, Angehörige von Opfern der nationalsozialistischen Patient:innenmorde und andere Opfergruppen mach(t)en auch nach 1945 viele leidvolle Erfahrungen, in denen historisches Wissen gegen sie gewendet wurde. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele: Deutsche Behörden nutzten Adressdaten für rassistisches Profiling und politische Diskriminierung, das Stigma einer Sterilisation nach den Maßstäben der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“ wirkte fort und die Wiedergutmachungsbürokratie nutzte Angaben aus den Personalkarteien der Konzentrationslager, um Ansprüche auf Entschädigung ins Leere laufen zu lassen. Zugang gerade zu den Quellen, die individuellen Opfern zugeordnet werden können, muss daher diese verschiedenen Dimensionen des nach 1945 fortgeführten Unrechts mitdenken.

In der Nacht des 9. November 1938 - so gegen 24 Uhr - wurde mein Bruder durch großen Lärm aufmerksam gemacht, welcher ihn veranlaßte, zum Fenster hinauszusehen. (Mein Bruder wohnte neben dem Synagogengrundstück). Er bemerkte, daß eine Anzahl SS-Männer und Zivilpersonen das eiserne Eingangstor zum Synagogengrundstück überstiegen und durch eine Tür, welche sie durch Axthiebe zersplittert hatten, in das Innere der Synagoge eindringen. Er sah, daß einige Männer das Innere der Synagoge aus Schläuchen abspritzten, wobei anzunehmen ist, daß die Flüssigkeit Benzin war.

Ich wohne dem rückwärtigen Eingang zum Synagogengrundstück schräg gegenüber und wurde in dieser Nacht ebenfalls durch Lärmen und Randalieren aus dem Schlaf geschreckt. Als ich aus dem Fenster blickte, sah ich eine Anzahl SA-Männer und Zivilisten, ca. 12 Personen, welche mit Axthieben die Haustür zum rückwärtigen Eingang der Synagoge öffneten, welcher in die rückwärtigen Räume der Synagoge und zum Treppenaufgang der Wohnung des Hausmeister führte. Es wurde dabei großer Spektakel verursacht; dann stürzten die Betreffenden durch eine Türfüllung, welche sie herausgeschlagen hatten, ins Gebäude und auf den Boden, wo sie Brandherde legten. Die Äxte, die gebraucht wurden, waren neu, ebenfalls die Hacken, und diese Geräte wurden an unserem Haus abgestellt, wie auch die Kästen, worin sie die aus dem Synagogengebäude geraubten Gegenstände gepackt und fortgeschafft hatten. Einige der SA-Männer und Zivilisten schlugen die Türen zu den Büroräumen auf und holten Akten ect. heraus, welche in die Kisten verpackt, auf Autos geladen und fortgeschafft wurden. Ein SA-Mann rief dann den anderen zu, ob alles heraus sei und als diese Frage bejaht wurde, flammte auf einmal das Feuer auf und das ganze Gebäude flammte lichterloh. Die Feuerwehr war zwar zur Stelle, begann aber nicht zu löschen, sondern nur die umliegenden Wohnhäuser durch Spritzen zu schützen. In den darauffolgenden Nächten wurde aus dem Synagogengebäude noch herausgeholt, was nur herausgeholt werden konnte und die Betreffenden waren im Besitz irgendwelcher Ausweise, durch die sie freien Zugang in die Synagoge hatten.

Auszug aus einem Bericht über das Novemberpogrom am 9.11.1938 in Erfurt, BwA-K-31/117.

Der Bestand BwA-K-31 im Archiv der Gedenkstätte Buchenwald ist der erste Bestand, den das Digitalisierungsprojekt der Stiftung bearbeitet.

Archiv der Gedenkstätte Buchenwald

Gleichzeitig bieten ein offener, digitaler Zugang und die Nutzung digitaler Werkzeuge für die Millionen Karteikarten, Deportationslisten und Verwaltungsdokumente, die aus den verschiedenen Verfolgungskontexten überliefert sind, eine große Chance. Die Ausmaße der nationalsozialistischen Gesellschaftsverbrechen können damit ebenso nachvollziehbar gemacht werden, wie individuelle Verfolgungsbiografien.

Opfer- und Täter:innen-Quellen

Die schrittweise Öffnung der Archive des Internationalen Tracing Service in Bad Arolsen seit 2015 markiert einen wesentlichen Schritt, die Namen der Opfer der Konzentrationslager digital präsent zu machen. In den frei zugänglichen Sammlungen der Arolsen Archives (<https://collections.arolsen-archives.org/search/>) können viele der erhaltenen Dokumente aus dem Verwaltungssystem der Lager eingesehen werden.

Eine vergleichbare Öffentlichkeit für die Namen der Täter:innen gab es in den Nachfolgestaaten des NS-Regime nie. Für die erhaltenen Mitgliederlisten der Wehrmacht, der SS und der NSDAP steht auch 76 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus nicht zur Debatte, ob sie digital zugänglich gemacht werden sollen. Aufrufe wie „Macht die Personalakten der Wehrmacht öffentlich!“ anlässlich des 80. Jahrestags des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion (<https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/macht-die-personalakten-der-wehrmacht-oeffentlich>) verhallen meist ungehört. Dieses Missverhältnis beim Zugang zu historischen Dokumenten verhindert die Verknüpfung zwischen der verbrecherischen deutschen Vergangenheit mit persönlichen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten. Auch diese Dimension muss in der Diskussion um digitalen Zugang problematisiert werden.

Kritische Kontextualisierung

Beim Umgang mit Informationen zu den Opfern des Nationalsozialismus ebenso wie bei Täter:innen-Quellen kommt es auf die Kontextualisierung an. Ebenso wenig wie im analogen Archiv gibt es in digitalen Sammlungen unvermittelte dokumentarische Evidenz. Aber es gibt die Chance, die gewachsene Ordnung der Quellen, ihre Lücken und ihre Aussagekraft nachvollziehbar zu machen. Dazu müssen ihnen Informationen beiseitegestellt werden, die eine kritische Einordnung ermöglichen. Digitale Werkzeuge, gemeinsam genutzte Forschungsdaten, Infrastruktur und offene Erschließungsinformationen helfen dabei, solches Wissen aus verschiedenen Quellen bereitzustellen.

Voraussetzung für eine kritische Kontextualisierung ist auch die Verfügbarkeit der Forschungsergebnisse in wissenschaftlichen Publikationen, die bisher hinter der Zugänglichkeit zu digitalen Quellen zurückbleibt. Das Primat der Verwertungslogik in der Verlagslandschaft sorgt hier für Wissenslücken, die eine konsequente Hinwendung zu Open-Access Publikationen schließen kann.

Es kommt in jedem Fall darauf an, einen möglichst freien Zugang zu den Quellen, den respektvollen Umgang mit den Informationen der Opfer und Überlebenden sowie kontextualisierende Informationen zusammenzudenken. Digitale Sammlungsbestände zu nationalsozialistischen Verbrechen sind so zu erschließen, dass ihr kritisches Potenzial auch für die Gegenwart erkennbar ist. Dabei müssen Werkzeuge und Arbeitsschritte gefunden werden, die mit den knappen Ressourcen auch kleinerer Institutionen vereinbar sind. Das Digitalisierungsprojekt der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora will zu diesen Anforderungen Lösungswege aufzeigen und zusammen mit anderen Institutionen diskutieren.

Der Historiker Markus Wegewitz koordiniert an der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora seit 2021 die Digitalisierung zentraler Bestände aus Archiv, Sammlung und Bibliothek.

Weiterführende Literatur

Nestl, Andreas (2020): Zugang im Archiv. Möglichkeiten und Grenzen für ein offenes Archiv im digitalen Zeitalter, in: *Recht und Zugang* 1 (1), S. 5–15. <https://doi.org/10.5771/2699-1284-2020-1-5>

Stumpf, Markus, Petschar, Hans, Rathkolb, Oliver (Hrsg.) (2021): *Nationalsozialismus digital. Die Verantwortung von Bibliotheken, Archiven und Museen sowie Forschungseinrichtungen und Medien im Umgang mit der NS-Zeit im Netz*, Göttingen. <https://doi.org/10.14220/9783737012768.19>

Urban, Susanne (2018): „Mein einziges Dokument ist die Nummer auf der Hand...“. *Aussagen Überlebender der NS-Verfolgung im International Tracing Service*, Berlin.

Das Digitalisierungsprojekt ist eine Kooperation mit der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten und der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. In einem Teilprojekt zur Online-Präsentation ist die HPI School of Design Thinking des Hasso-Plattner-Instituts an der Universität Potsdam zusätzlicher Partner. Von 2021 bis 2024 wird das Gesamtprojekt durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, die Länder Thüringen und Brandenburg sowie mit einer Spende der Fondation Tour du Monde gefördert. Mehr Informationen zum Projekt gibt es unter <https://sgbmdigital.hypotheses.org/>





Wir müssen eine Moralität finden,
in der der Mensch den Anderen nicht feindlich ist.
Dafür arbeite ich.
Vielleicht hört da noch jemand.
- József Szajna

„Da könnte mir so viel einfallen!“

Menschen aus dem Inklusions-projekt berichten von ihrer Arbeit.*

Mit Aussagen von Christin, Claudia, David, Emily, Eric, Felix, Friedrich, Jessica, Jonas G., Jonas W. und Scott.**

Zusammengestellt von Franziska Bula, Isabel Gennen-Mücke,
Sascha Nowotny und Tim Thonagel.

Seit einem Jahr arbeiten Menschen aus Werkstätten in Nordhausen und Weimar mit Menschen aus den Gedenk-stätten Mittelbau-Dora und Buchenwald zusammen in einem Projekt. Im letzten Stiftungs-magazin haben die Menschen aus den Gedenk-stätten über das Projekt berichtet. Der Artikel war in schwerer Sprache. Gemeinsam haben wir überlegt: Wie wollen wir dieses Jahr über unser Projekt schreiben? Wir haben entschieden: Wir schreiben in barrierearmer Sprache. Und wer soll dieses Jahr über das Projekt berichten? Die Menschen aus den Werkstätten. Hier sprechen sie:

Warum gibt es dieses Projekt?

„In der Geschichte ist ja nicht immer alles einfach oder sonst wie erklärt, also probieren wir ja eigentlich eine Idee zu entwickeln, wie wir den Personen das leichter erklären können, ohne die Geschichte zu verfälschen.“

„Jede einzelne Person hat unterschiedliche Lösungen. Ich find die Aufgabe in diese Richtung zu lösen einfacher, als wenn ich deinen Weg gehen würde, das Ziel wäre aber vielleicht das Gleiche.“

* Der Artikel wurde barrierearm geschrieben und gestaltet.

** Die Teilnehmer:innen des Inklusions-projekts sind zwischen 17 und 43 Jahren alt.

Warum eigentlich erst jetzt?

„Keine Möglichkeiten, vielleicht hats keinen interessiert, vielleicht wollten sie sich damit nicht auseinandersetzen, vielleicht war das auch noch zu früh zu dem Zeitpunkt.“

„Ich würde einfach mal sagen, dass solche Projekte jetzt erstens schon von der Planung her viel Zeit beanspruchen und zweitens ist ja noch die Umsetzung, das heißt, es ist nun mal schwieriger da nun mal was umzusetzen.“

Warum dann nicht ohne Euch?

„Na das wär ja wieder einfach nur Heuchlerei. Weil dann würdet ihr ja einfach Dinge versprechen, ohne sie wirklich zu machen. Also ihr macht das ja dann mit anderen Leuten, nie mit den weswegen ihr es ja eigentlich tun wolltet.“

Über was sprechen wir im Projekt?

„Wir sprechen über früher. Wegen dem Konzentrationslager und wie das mit den Häftlingen war. Das die auch Appell stehen mussten. Also das ist hier ne Gedenkstätte und das draußen war ein Lager.“

„Wie die Häftlinge behandelt wurden. Wie die Wärter sich den Häftlingen gegenüber verhalten haben, die misshandelt haben. Das durften die ja gar nicht, aber das haben die einfach gemacht.“

„Wie ist das Verbrechen überhaupt zustande gekommen?!“

„Ich glaub das ist so das, was man sich da hauptsächlich fragen sollte. Die Leute, die sich diese Zeit zurück wünschen, die sollten sich eigentlich die Frage stellen, ob die selber erstens so behandelt werden wollen und ob das, was die dann tun auch mit den Gewissen überhaupt jemals leben könnten.“

Wie arbeiten wir im Projekt?

„Mit unseren Treffen probieren wir, diese Ideen zu entwickeln. Ihr testet viel, was von Lernmethoden her funktioniert. Wir geben ja viel Feedback: Was wir jetzt toll fanden, was jetzt wir nicht toll fanden. Ihr probiert, uns das Lernen leichter zu machen und wir probieren natürlich auch, viel dadurch zu lernen und uns weiter mit einzubringen. Mal klappt es so, mal klappt es so.“

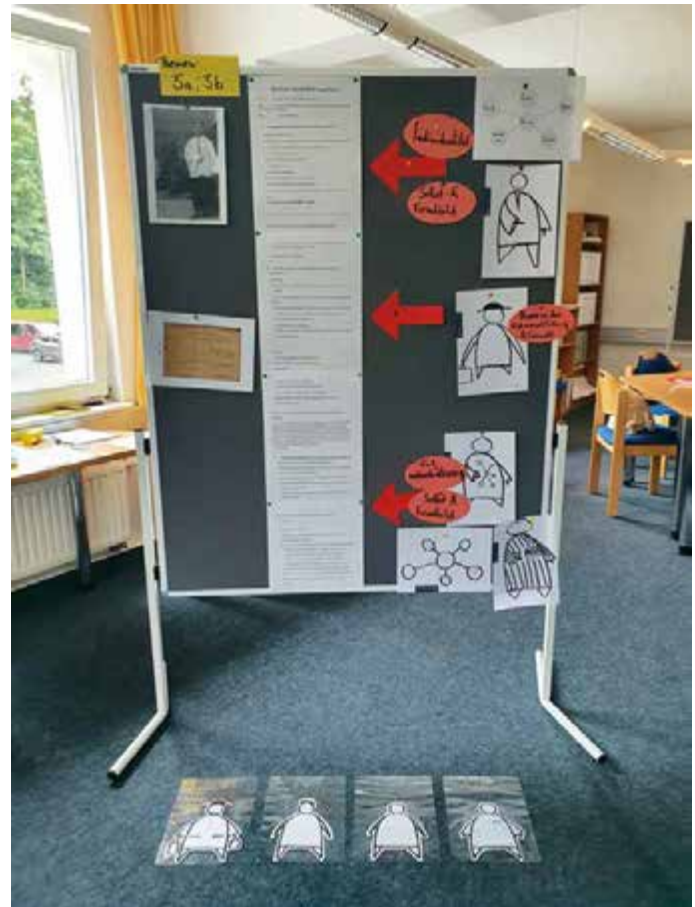
„Als wir den Museumsbesuch hatten. Das Museum hat mir gut gefallen, weil ich da noch nie war. Ausstellung und Gelände waren wichtig zu sehen aber die Ausstellung war schon schwer.“

„Ein bisschen hatte ich am Ende des Tages vergessen, was hier war. Aber dann hab ich Bilder gemalt. Bilder aufgehängt. Dann hab ich noch nicht vergessen.“



Hier arbeiten wir.

Foto: KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora



Hier arbeiten wir.

Foto: Gedenkstätte Buchenwald

„Das andere Mal haben wir dann den Zeitstrahl gemacht. Wie alles begann. Von wann die Zeit und wie lange die Zeit ging. Von 1935, glaub ich, bis 1945 ging das. Und dann haben wir noch gemacht, wie alt wir sind. Wie viele Jahre die Jahre davor waren.“

Gemeinsam haben wir gemerkt: Oft braucht es nur kleine Veränderungen. Im Material. In den Methoden. Im Ablauf. Dann können damit mehr Menschen lernen. Trotzdem sind manche Methoden noch zu schwer. Deswegen verändern wir die Methoden weiter. Und arbeiten an neuen Methoden. Wir wollen „mehreres anbieten. Also für Schüler und Erwachsene, die lesen können und für Schüler und Erwachsene, die nicht so lesen können. Aber immer leicht erklärt.“

Wie soll es weiter gehen?

„Ich würde noch einen Vorschlag machen. Ich würde Fotos machen vom Gelände oder vom Museum und wir das so noch erstellen. Wir können dann ein Heft machen. Damit wenn anderen herkommen und gar nicht wissen worum es geht. Da kommen Bilder rein und Text rein. Da könnte mir so viel einfallen! Das haben wir dann gemacht und das wäre ein Schlussstrich vom Projekt.“

„Dass das weiter läuft alles. Andere Menschen hier weiterarbeiten. Schreiben, Bilder gucken.“

„10 Jahre in die Zukunft? Also dass es gar keinen Unterschied mehr macht, ob du jetzt aus ner Lebenshilfe kommst oder ob du jetzt einfach teilweise ohne Einschränkungen herkommst. Dass es keinen wirklichen Unterschied macht, dass man sagen kann, wir haben für jeden hier was! Da haben wir einiges vor, da habt ihr einiges vor!“

***Ich glaube,
dass man im Leben glücklich ist,
wenn man sich engagiert.***

Stéphane Hessel

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Jakob Ganslmeier
Foto: Darko Velazquez



Beim Workshop mit Aussteigenden, Weimar, April 2021



Haut, Stein



**„Rechts-
extremismus
ist ein
Thema,
das uns alle
angeht.“**

Der Fotograf
Jakob Ganslmeier
über die Ursprünge,
Umwege und das
große Potential
seines Projektes
„Haut, Stein“
im Gespräch mit
Dorothee Schlüter

Frage: **Wie kam es zu der Idee und was war der Auslöser, das Projekt in Gang zu bringen?**

Jakob Ganslmeier: Den Zugang zu dem Thema – Ausstieg aus dem Rechtsextremismus – bekam ich über EXIT-Deutschland. Mein früherer Dozent an der Ostkreuzschule für Fotografie in Berlin, Ludwig Rauch, hatte im Zusammenhang mit seiner Arbeit „Unsere Jungs“, die sich mit Rechtsextremisten nach der Wende beschäftigt, den Kontakt zu Fabian Wichmann hergestellt, der als Fallbegleiter bei EXIT arbeitet. So bekam ich erste Einblicke in die Arbeit mit ehemaligen Neo-Nazis. Was mich sofort interessiert hat, waren Fragen wie: Ist es überhaupt möglich, diese menschenverachtende Ideologie abzulegen, und wenn ja, wie funktioniert das? Wie sehen frühere Neo-Nazis die rechtsextreme Szene, wie sieht der Perspektivenwechsel aus? Wie funktioniert der Einstiegs- und der Ausstiegsprozess? Viele dieser Fragen lassen sich natürlich nicht pauschal beantworten. Aber es hat mich interessiert, wie man den Ausstiegsprozess in Bildern zeigen kann. Anstatt dem Rechtsextremismus eine weitere Plattform mit meinen Bildern zu liefern, wie es womöglich gewesen wäre, wenn ich aktive Mitglieder fotografiert hätte, habe ich eine Chance darin gesehen, den Ausstieg aus diesem zu zeigen, nämlich die Chance zu zeigen, dass Menschen sich auch ändern können.

Frage: **Haben Sie die Komponenten „Haut“ und „Stein“ von Anfang an zusammen gedacht? Oder was war zuerst da?**

JG: Zuerst kam der „Haut“-Teil, das heißt die Arbeit mit den Aussteigenden. Der „Stein“-Teil, das heißt die Untersuchung der deutschen Stadtlandschaften im Umgang mit der NS-Symbolik nach den Denazifizierungsmaßnahmen, entstand im Zuge der Unterhaltungen mit den früheren Neo-Nazis. Diese erzählten immer wieder von „ideologischen Fahrten“, also Fahrten, die beispielsweise von Kameradschaften zu Orten wie der Wewelsburg organisiert werden, um sich gegenseitig ideologisch zu festigen und beispielsweise in ihrem Sinne der „Helden“ zu gedenken. Tatsächlich bin ich so zu den ersten Orten gekommen. Beide Teile, Haut und Stein, sind eng miteinander verbunden. Die Analogie der Symbolik, in Form der Tattoos auf der Haut und den Ornamenten im Stein, bringt den historischen Umgang mit NS-Symbolik mit heutigen Erscheinungsformen des Rechtsextremismus zusammen.

Frage: **Sie haben über drei Jahre intensiv ehemalige Neonazis im Prozess ihres Ausstiegs begleitet – zusammen mit Mitarbeiter:innen von EXIT-Deutschland. Was hat das mit Ihnen gemacht?**

JG: Ich bin in Dachau aufgewachsen, insofern ist die Frage nach dem Umgang mit der deutschen Geschichte für mich nicht neu. Die Arbeit an „Haut, Stein“ hat diese Auseinandersetzung und Reflexion ein weiteres Mal aufgemacht und vertieft. Die Betrachter:innen müssen den Bildern oder den abgebildeten Aussteigenden nicht unbedingt glauben im Sinne von „Meinen die den Ausstieg wirklich ernst, schaffen sie das?“ Was ich aber mit meinen Bildern sehr deutlich machen möchte, ist, dass es um individuelle Menschen geht und dass die Menschen nicht auf ihre Tätowierung reduziert werden sollten. Die Bilder und die Interviews zeigen, dass es eben kein Klischeebild gibt, kein einheitliches Muster für Rechtsextremisten und brechen unsere Vorstellung über den Neo-Nazi auf. Auch ich habe mein Bild, das ich über die rechtsextreme Szene hatte, in Frage gestellt und revidiert, damit ich mich darauf einlassen konnte, was mir die Aussteigenden über sich erzählt haben. Für mich als Fotograf bestand bildnerisch die besondere Herausforderung darin, wie diese Symboliken auf der Haut und im Stein überhaupt gezeigt werden können, ohne dabei in eine Bildästhetik wie von Leni Riefenstahl zu fallen und ohne die im Stein-Teil abgebildeten Symbole zu monumentalisieren. Eine weitere Herausforderung bestand für mich darin, mit den Fotografien einen zeitlichen Bogen vom Nationalsozialismus zu heute zu schließen.



Weimar, April 2021.

Frage: **Acht Männer und zwei Frauen werden in der Ausstellung fotografisch porträtiert. Außerdem haben Sie mit ihnen Interviews geführt über ihre Einstiege in die rechtsradikale Szene und Prozesse des Ausstiegs. Diese individuellen Geschichten wurden im Auftrag von EXIT-Deutschland als Podcast eingesprochen, der die Ausstellung begleitet. Kaum veröffentlicht im Frühjahr 2021, kletterte der Podcast die Rankinglisten der üblichen Plattformen hoch. Welche Hoffnung verbinden Sie damit?**

JG: Die Interviews mit den Aussteigenden habe ich geführt, weil ich zum einen die Chance gesehen habe, dass das Thema damit über die rein fotografisch-künstlerischen Kreise hinaus=geht. Zum anderen können die Bilder zwar viele Fragen stellen, sie können aber nicht alle Zusammenhänge der fotografierten Person erzählen. Bilder sind insgesamt sehr gut darin, Fragen zu stellen und Räume zu öffnen, aber eher schlecht im Erklären. Ich hatte schon immer vor, dass die Interviews einge-sprochen werden. Das erste Mal zu hören waren sie



dann in einer verkürzten Version in der Ausstellung in der Zitadelle Spandau. Daraus entstand die Idee, Podcasts zu erstellen mit Menschen, die auf die Arbeit „Haut, Stein“ wie auch die Arbeit von EXIT aufmerksam machen wollen. Dadurch haben wir die Reichweite nochmal um ein Vielfaches vergrößert. Ein künstlerischer Prozess in der Auseinandersetzung mit einem Thema ist nicht mit dem Ende des Fotografierens, mit dem „letzten“ Foto oder einer abschließenden Ausstellung

erreicht, sondern die Bilder wirken weiter und können, eigentlich sollen sie neue Prozesse in Gang bringen. Also im Fall von „Haut, Stein“ hat sich das Projekt weiterentwickelt, zum Beispiel mit den Podcasts, den Workshops in Schulen mit Aussteigenden wie z. B. in Weimar, der Zusammenarbeit mit dem Brandenburgischen Landesmuseum für moderne Kunst in Cottbus oder zuletzt auf Initiative des Friedensfests in Ostritz.



Nordhausen, Mai 2021

Frage: Ursprünglich war „Haut, Stein“ als klassische Innenraum-Ausstellung konzipiert. Was bedeutete es für Sie, daraus eine Außenausstellung zu entwickeln? Und welche Auswirkungen hat es für das Projekt selbst, dass es nun als großformatige Installation im öffentlichen Raum platziert und sogar auf Wanderschaft gehen kann?

JG: Die Außenausstellung, die auf Ihre Initiative hin und in Kooperation mit dem niederländischen Designbüro Kummer & Herrman entstanden ist, war eine riesige Chance. Die Bilder im großen Format im öffentlichen Raum zu zeigen, erhöht die Rezeption und Aufmerksamkeit, und auch Menschen, die nicht regelmäßig ins Museum gehen, können sich die Bilder anschauen und sich ihre Gedanken machen. Und mich persönlich hat natürlich auch gefreut, dass die Bilder auch im großen Format und anderer Zusammenstellung als im Museum funktionieren und wirken. Aber ich sah die Gefahr, dass die Arbeit nicht verstanden wird, dass der oder die Besucher:in möglicherweise nur ein Hakenkreuz sieht und das auch noch toll findet und ein Selfie macht. Das wäre natürlich katastrophal gewesen. Deshalb haben wir entschieden, den Stein-Teil nach Außen, quasi als Außenwand, zu setzen und den Haut-Teil auf die Innen-seiten in teilweise sehr spitzen Winkeln zu platzieren, sodass man die Bilder teils gar nicht mehr gerade anschauen kann. Dadurch haben wir einer falschen Helden-Verehrung und entsprechenden Selfies vorgebeugt. Gleichzeitig waren auch die Bilder, die aufgrund der Symbolik offensichtlich problematisch sind, aus den Sichtachsen von außen genommen, sodass man zuerst in die Installation eintreten musste, um diese Bilder zu sehen. Besonders spannend war natürlich auch der Stéphane-Hessel Platz in Weimar, auf dem die Ausstellung das erste Mal zu sehen war – zwischen dem



Weimar, April 2021
Fotos: Jakob Ganslmeier

ehemaligen Gauforum und dem neuen Bauhaus-Museum. Dieses örtliche Spannungsverhältnis korrespondiert sehr gut mit dem Thema der Arbeit und wir haben die Möglichkeit genutzt, aus dem Stein-Teil eine Sichtachse auf das ehemalige Gauforum zu werfen. In Nordhausen war die Ausstellung an einem sehr frequentierten Ort zu sehen, was meiner Meinung nach auch sehr gut funktioniert hat, – und sie wurde auch, wie wir leider wissen, von der örtlichen rechtsextremen Szene wahrgenommen. Tatsächlich ist die Außenausstellung auch eine Weiterentwicklung der Innenvariante und genauso dafür konzipiert zu wandern. Natürlich ist der Aufwand ein größerer.

Frage: Ihre künstlerische Perspektive hat zwei Arbeitsfelder zur Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus zusammengeführt: die aktuelle Sensibilisierungs- und Deradikalisierungsarbeit von EXIT-Deutschland und die historisch-politische Bildungsarbeit, die wir für gewöhnlich in den Gedenkstätten umsetzen. Die Wirkung des gemeinsamen Ausstellungsprojektes wird durch den jeweiligen öffentlichen Ort der Präsentation noch potenziert. Welcher wäre der perfekte Ort für „Haut, Stein“?

JG: Den perfekten Ort gibt es glaub ich nicht, ich bin froh über jede Zusammenarbeit mit Institutionen, die die Arbeit zeigen. Gerade in Deutschland hat man leider oft konzeptionelle Probleme und Vorbehalte, wenn man eine Ausstellung über Neo-Nazis an historischen Orten wie Gedenkstätten zeigt. Mir persönlich geht es aber darum, einen Diskurs zu beginnen und gleichzeitig die richtigen Fragen aus einer künstlerischen Perspektive zu stellen. Mit manchen Institutionen kann dann eine sehr intensive und produktive Zusammenarbeit entstehen, wie z. B. im Anfangsstadium mit dem NS-Dokumentationszentrum in Köln. Ich würde mir wünschen, dass die Ausstellung auch im westlichen Teil Deutschlands gezeigt wird. Bisher war sie bis auf die Zitadelle Spandau und Bielefeld vor allem in den östlichen Bundesländern zu sehen. Dabei ist der Rechtsextremismus ein Thema, das uns alle, egal in welchem Teil Deutschlands, angeht.

Die Fragen stellte die Kulturwissenschaftlerin Dorothee Schlüter, sie initiierte als Medienreferentin des zukünftigen Museums Zwangsarbeit im Nationalsozialismus die Outdoor-Ausstellung in Weimar und Nordhausen.



Nordhausen, Mai 2021
Foto: Jakob Ganslmeier



Beim Workshop mit Aussteigenden, Weimar



Haut, Stein

Wie vergangen ist die deutsche Vergangenheit? Mit dieser Frage konfrontiert das fotografische Langzeitprojekt „Haut, Stein“ von Jakob Ganslmeier (Berlin/Den Haag) und rückt dabei den Umgang mit nationalsozialistischen Symbolen bis heute in den Blick. Schwarz-weiße Architektur-Fotografien treffen auf Farbporträts von Aussteigenden aus der rechtsextremen Szene. Dokumentiert wird einerseits das Entfernen einschlägiger Tätowierungen und andererseits die im öffentlichen Raum noch immer sichtbaren, baulichen Relikte des NS.

Die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora präsentierte das Projekt „Haut, Stein“ als **Outdoor-Wander-Ausstellung** 2021 im Kontext des 76. Jahrestages der Befreiung beider KZ auf öffentlichen Plätzen in Weimar und Nordhausen.

Der begleitende **Podcast** zur Ausstellung erzählt die individuellen Geschichten hinter den Porträts über die Abwendung von der rechtsextremen Szene und den Prozess der Deradikalisierung.

Erhältlich unter <https://exit-deutschland.de/> und bei allen üblichen Podcast-Anbietern.

„Haut, Stein“ auf **Instagram** folgen: [@exhibition_haut.stein](https://www.instagram.com/exhibition_haut.stein)



Weimar, April 2021
Foto: Jakob Ganslmeier



Foto: Thomas Müller

Weimar, 25.1.2022

Für Rücksichtnahme, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie – gegen Verschwörungsmymen, Antisemitismus und gegen die Spaltung der Gesellschaft

WE
WEIMARER
ERKLÄRUNG
FÜR EIN
SOLIDARISCHES
MITEINANDER

Als Unterzeichnende der „Weimarer Erklärung für demokratische Bildungsarbeit“ (2019) sehen wir mit großer Sorge, dass die Gedenkstätte Buchenwald in den vergangenen Wochen in bisher ungekanntem Ausmaß Ziel von Hass in Form von Mails und Anrufen geworden ist. In diesen werden die Corona-Schutzmaßnahmen mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt. Wir zeigen uns solidarisch mit den Mitarbeitenden der Gedenkstätte und wehren uns gegen eine Instrumentalisierung der Pandemie durch Geschichtsrevisionisten und Demokratiefeinde.

Keine Instrumentalisierung der Pandemie für demokratiefeindliche Zwecke

Die große Mehrheit der Bevölkerung trägt die Belastungen der Pandemie solidarisch, denn sie weiß: Nur mit gegenseitiger Rücksichtnahme und gesellschaftlichem Miteinander kann es gelingen, sie zu überwinden. Doch bei den „Spaziergängen“ – auch in Weimar – und in den einschlägigen Telegram-Gruppen geht es inzwischen vielen längst nicht mehr nur um Kritik an einzelnen Infektionsschutzmaßnahmen, sondern auch darum, die demokratische Gesellschaftsordnung an sich und ihre Grundwerte zu delegitimieren. „Spaziergänge“ werden von Rechtsextremen und „Reichsbürgern“ unterwandert. Es werden wissenschaftsfeindliche Desinformationen und antisemitische Verschwörungsmymen verbreitet. Vielfach betreiben „Spaziergänger“ und „Corona-Kritiker“ Geschichtsrevisionismus: Infektionsschutzmaßnahmen setzen sie mit dem Holocaust gleich und behaupten, wir würden in einer „Corona-Diktatur“ leben. Solche Gleichsetzungen verharmlosen nicht nur den Nationalsozialismus und verhöhnern dessen Opfer, sie sind der gezielte Versuch, Zwiespalt zu säen und die liberale Demokratie zu bekämpfen. Deshalb verwahren wir uns dagegen in aller Deutlichkeit.

Demokratischer Diskurs muss sein

Als Weimarer Institutionen der historischen, politischen und kulturellen Bildung schaffen wir Räume für demokratische Debatten. Wir stehen für einen wissenschaftlich fundierten Austausch von Argumenten, der gegensätzliche Meinungen akzeptiert, ohne undemokratischen und menschenfeindlichen Positionen Raum zu geben. Denn Kritik an staatlichen Maßnahmen gehört wie das Recht auf freie Meinungsäußerung und das Versammlungsrecht zu einer funktionierenden Demokratie. Die Achtung der Menschenrechte und der Respekt gegenüber anderen Meinungen und Personen bleiben dabei wichtige Grundvoraussetzungen für das gesellschaftliche Miteinander.

Für ein solidarisches Miteinander

Gemeinsam setzen wir auf Solidarität und Rücksichtnahme in der Pandemie. Schützen wir nicht nur uns und andere, sondern auch unsere demokratische, offene, freie und solidarische Gesellschaftsordnung, indem wir unsere Stimme erheben: Für ein solidarisches Miteinander!

Die Erstunterzeichner:innen

Prof. Dr. Winfried Speitkamp

Bauhaus-Universität Weimar

Harms Achtergarde

Bürgerbündnis gegen Rechtsextremismus Weimar

Hasko Weber und ***Sabine Rühl***

Deutsches Nationaltheater
und Staatskapelle Weimar GmbH

Henrich Herbst

Evangelisch-Lutherischer Kirchenkreis Weimar

Prof. Dr. Christoph Stölzl

Hochschule für Musik FRANZ LISZT Weimar

Dr. Ulrike Lorenz

Klassik Stiftung Weimar

Peter Kleine

Stadtverwaltung Weimar

Prof. Dr. Jörg Ganzenmüller

Stiftung Ettersberg

Eric Wrasse

Stiftung Europäische Jugendbildungs- und
Jugendbegegnungsstätte Weimar

Prof. Dr. Jens-Christian Wagner

Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora

Ulrich Dillmann

Volkshochschule Weimar / Jugend- und Kulturzentrum
mon ami

Prof. Dr. Michael Dreyer

Weimarer Republik e. V.

Ulrike Köppel

weimar GmbH /Gesellschaft für Marketing,
Kongress- und Tourismusservice

Zeichnen Sie die Erklärung
ebenfalls unter:
www.weimarer-erklaerung.de





Bertrand Herz

(24. April 1930 – 21. Mai 2021)

Am 21. Mai 2021 starb unser Freund Bertrand Herz im Alter von 91 Jahren in Paris. Im August 1944 war er mit seinem Vater als jüdischer Franzose in das KZ Buchenwald deportiert worden. Der Vater überlebte nicht. Bertrand Herz kehrte nach der Befreiung nach Frankreich zurück. Von 2001 bis 2016 war er Präsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora et Kommandos und seit 2016 dessen Ehrenpräsident.

Bertrand Herz erhielt verschiedene staatliche Auszeichnungen, unter anderem den nationalen französischen Verdienstorden „Chevalier de l'ordre national du mérite“ und die Mitgliedschaft in der französischen Ehrenlegion. Am 3. Oktober 2009 verlieh ihm die Stadt Weimar die Ehrenbürgerwürde, am 10. April 2010 erhielt er den Verdienstorden des Freistaats Thüringen. Seit 1997 war Bertrand Herz Generalsekretär der Association Française Buchenwald Dora et Kommandos und seit 2001 Präsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora und Kommandos, seit 2016 sein Ehrenpräsident.

Im Folgenden dokumentieren wird die Trauerrede, die Stiftungsdirektor Jens-Christian Wagner bei der Beisetzung von Bertrand Herz in Paris hielt.

Liebe Familie Herz,

vor fast 25 Jahren habe ich Bertrand Herz kennengelernt – anfangs bei Besuchen von ihm in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, dann auch in Buchenwald. Bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen im April, bei Sitzungen des IKBD, in Sitzungen des Stiftungsrates, bei Ausstellungseröffnungen, einem Treffen der Präsidenten der Lagerkomitees in Berlin, beim Besuch von US-Präsident Obama – immer war er präsent. Auch in Frankreich habe ich ihn immer wieder treffen dürfen, zuletzt 2014 anlässlich einer Tagung der französischen Amicale Bergen-Belsen hier in Paris. Da hatte ich gerade meine neue Stelle in der niedersächsischen Gedenkstätten-Stiftung angetreten. Leider konnte ich ihn nicht mehr treffen, als ich im vergangenen Herbst nach Thüringen zurückgekehrt war, um die Leitung der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora zu übernehmen. Umso mehr habe ich mich über seine Videobotschaft zum 76. Jahrestag der Befreiung gefreut, aus der wir am 11. April diesen Jahres bei der Gedenkveranstaltung mit Bundespräsident Steinmeier einen Ausschnitt gezeigt haben. Ich weiß, wie wichtig es ihm war, diese Videobotschaft noch aufzunehmen, obwohl er schon geschwächt war.

In all den Jahren wurde er nicht nur für mich, sondern für uns alle in der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora zu einem wichtigen Ratgeber und Freund. Wir haben Bertrand Herz unglaublich viel zu verdanken. Er ist mit großer Offenheit und mit Vertrauen auf uns Deutsche zugegangen, obwohl es unsere Großväter waren, die Frankreich angegriffen und Mord und Gewalt über Europa gebracht haben, insbesondere gegen die jüdische Bevölkerung.

Mit nie endendem Engagement und einem klaren politischen Kompass hat sich Bertrand Herz dafür eingesetzt, dass diese Verbrechen nicht vergessen werden. Dafür verdient er unser aller Dank. Seinen klugen Rat, sein feines Gespür auch für Zwischentöne, seine herzliche Freundschaft, sein schelmisches Lächeln – ich werde es vermissen. Im Namen aller Kolleginnen und Kollegen der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora verneige ich mich vor einem großen Mann und engen Freund – und vor seiner Familie. Wir alle wünschen Ihnen viel Kraft!

Foto: Juliane Werner



Foto: Peter Hansen

**Europa darf
nicht zulassen,
dass sich in
seinem Herzen
Hass
entwickelt.**

Bertrand Herz

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Boris Timofejewitsch Romantschenko

(20. Januar 1926 – 18. März 2022)

Wir trauern um Boris Romantschenko, Vizepräsident des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora und Kommandos (IKBD) für die Ukraine und ehemaliger Häftling der KZ Buchenwald und Mittelbau-Dora. Er ist am Freitag, den 18. März 2022, im Krieg in der Ukraine gewaltsam um sein Leben gebracht worden.

Nach dem Tod seiner Ehefrau lebte Boris Romantschenko allein in einer Wohnung im achten Stockwerk eines Hauses am Stadtrand von Charkiw, wo er von seiner Enkelin versorgt wurde. Er war zu krank, um sich in einem Keller in Sicherheit bringen zu können. Als eine Bombe das Hochhaus traf, fing seine Wohnung Feuer. Er verbrannte in den Flammen.

Boris Romantschenko wurde am 20. Januar 1926 in Bondari bei Sumy geboren und 1942 nach Dortmund verschleppt, wo er unter Tage Zwangsarbeit leisten musste. Er versuchte zu fliehen, wurde jedoch aufge-

griffen und im Januar 1943 in das Konzentrationslager Buchenwald eingewiesen. Weitere Stationen waren Peenemünde, wo er an der V2-Rakete mitbauen musste, und das KZ Mittelbau-Dora. Bei seiner Befreiung im KZ Bergen-Belsen wog er nur 34 Kilogramm. Bis 1950 blieb Boris Romantschenko in der Sowjetischen Besatzungszone, bzw. der DDR, wo er in der Roten Armee Dienst leisten musste. Nach der Rückkehr in seine Heimat studierte er an der Bergbau-Akademie in Charkiw und arbeitete als leitender Ingenieur.

Boris Romantschenko war lange Jahre im Internationalen Komitee Buchenwald-Dora als Vizepräsident für die Ukraine engagiert. So sprach er auch am 12. April 2015 auf dem ehemaligen Appellplatz des KZ Buchenwald den Schwur von Buchenwald in russischer Sprache: „Наш идеал – построить новый мир мира и свободы.“ („Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und Freiheit ist unser Ideal!“)



Boris Romantschenko
auf dem ehemaligen Appellplatz
beim Verlesen des Schwurs
von Buchenwald, 12.4.2015.
Foto: Michael Reichel

Der entsetzliche Tod von Boris Romantschenko zeigt, wie bedrohlich der Krieg in der Ukraine auch für die KZ-Überlebenden ist. Gemeinsam mit über 30 weiteren Gedenkstätten hat die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora ein Hilfsnetzwerk für ehemalige NS-Verfolgte in der Ukraine gegründet. Mit Spendengeldern werden für sie Medikamente und Lebensmittel organisiert. Außerdem soll praktische Hilfe für geflüchtete KZ-Überlebende organisiert werden (Abholung von der ukrainischen Grenze, Hilfe bei der Unterbringung in Deutschland). Mit einer Spende können Sie die Überlebenden der NS-Verfolgung in der Ukraine unterstützen:

Spendenkonto bei der Berliner Volksbank

Empfänger: Kontakte-Kontakty

IBAN: DE59 1009 0000 2888 9620 02

BIC: BEVODEBB

KONTAKTE-KOHTAKTbI e. V.
verwaltet die Spenden
treuhänderisch.

Weitere Informationen unter:

<https://hilfsnetzwerk-nsverfolgte.de/>



In seiner Wohnung in Charkiw
Foto: Maximilian-Kolbe-Werk

Nationalistisches Doppeldenk: Der Potempa-Mord, der Nationalsozialismus und der Zwiespalt des Nationalismus in Grenzgebieten

Neue Forschungsergebnisse zeigen den Pragmatismus und die Widersprüchlichkeiten der Nationalitätenpolitik der frühen NSDAP auf.

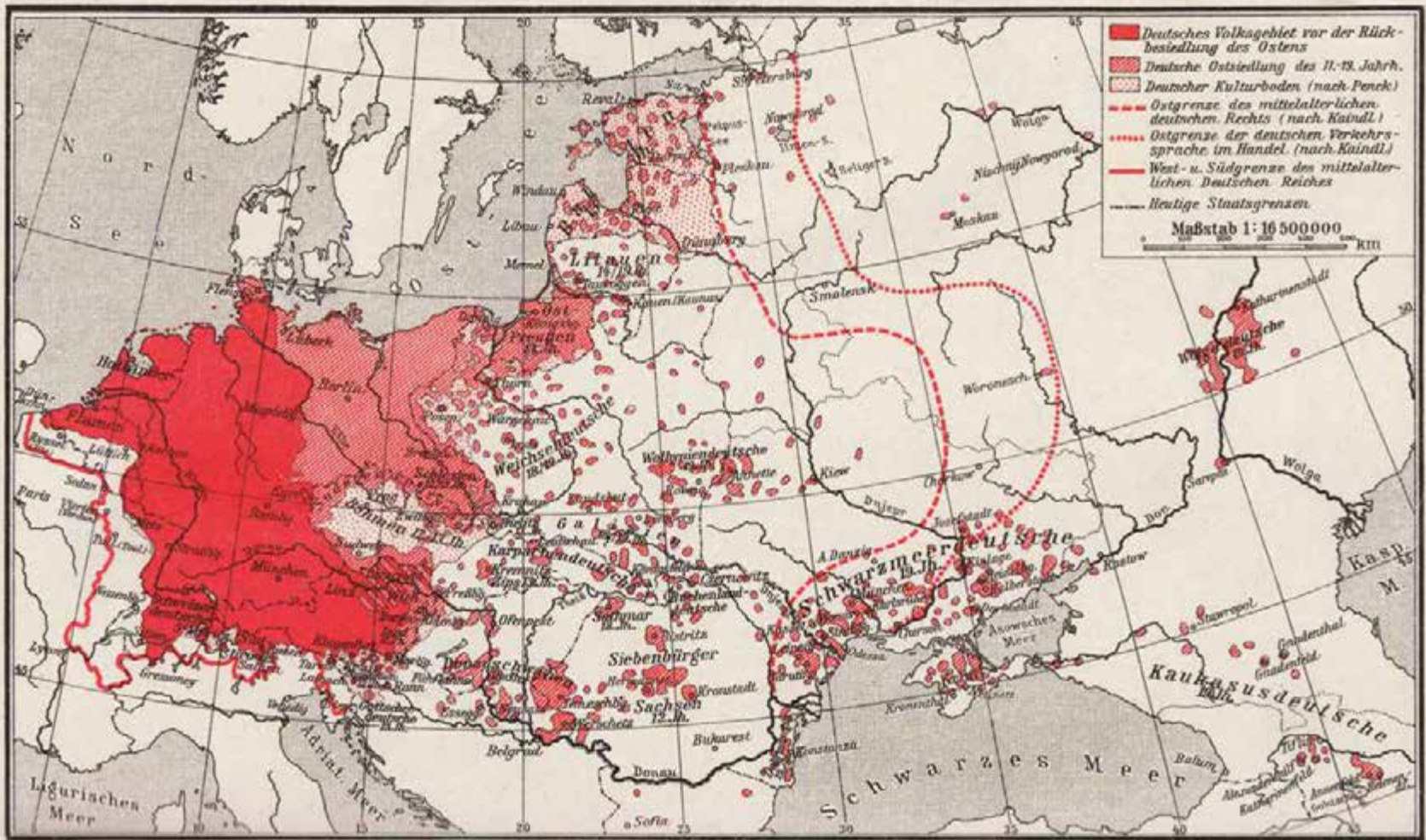
VON LUISA HULSRØJ

Im Spätsommer 1932 machte das kleine oberschlesische Dorf Potempa deutschlandweit Schlagzeilen: Dort, nur drei Kilometer von der polnischen Grenze entfernt, waren SA-Männer in die Hütte von Konrad Pietrzuch, einem kommunistisch gesinnten, arbeitslosen Landarbeiter aus einer polnischsprachigen Familie, eingebrochen und hatten diesen erschlagen. Der Mord ereignete sich kurz nach Mitternacht am 10. August; um Mitternacht war eine Notverordnung in Kraft getreten, die politischen Mord unter Todesstrafe stellte. Die SA-Männer wurden daher noch im selben Monat vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Nationalsozialistische und andere rechte Medien sprachen sich vehement gegen das Urteil aus. Auch die SA-Führung stellte sich öffentlich hinter die Mörder und zwang so Adolf Hitler zur Stellungnahme. Dieser schloss sich der Unterstützung für die Mörder letztendlich an. Der öffentliche Druck führte dazu, dass die Mörder noch Anfang September 1932 zu lebenslanger Haft begnadigt wurden. Im März 1933 kamen sie schließlich ganz frei.¹

Der Fall erntete von politischen Beobachter:innen damals sowie von Historiker:innen später Aufmerksamkeit als Beleg für die öffentliche Abkehr Hitlers von der Politik der Legalität und Respektabilität, die er seit dem Scheitern des Münchner Putschs verfolgt hatte.² Die Geschichtsschreibung hat hingegen kaum beachtet, dass der Mord regional,

1 Bessel, Richard (1977): The Potempa Murder, in: *Central European History* 10 (3), S. 241-254.

2 Beispiele für diesen Fokus sind, neben Bessels Aufsatz, Paul Klukes Artikel „Der Fall Potempa“ im *Vierteljahresheft für Zeitgeschichte* 5 (3) vom Juli 1957 und Johann Chapoutots Monographie „Le meurtre de Weimar“ aus dem Jahr 2010.



„Deutsche Ostsiedlung vom 11. bis 19. Jahrhundert“. Der Anspruch auf eine deutsche Vorherrschaft in Mittel- und Osteuropa wurde aus mittelalterlichen deutschen „Ostsiedlungen“ und „deutschem Kulturboden“ abgeleitet. Dazu dienten auch willkürlich gezogene Grenzen der deutschen Sprache und des mittelalterlichen Deutschen Reiches. Der Neue Brockhaus, 1937

zum Zweck der Legitimierung der Tat, als Produkt des deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikts dargestellt wurde. Dieses apologetische Narrativ stieß in einer Region, in der die Erinnerung an die Wirren der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg lebendig und nationalistische Gewalt an der Tagesordnung war, auf viel Resonanz. Da die nationalen Verhältnisse in den Grenzgebieten aber keineswegs so eindeutig waren, wie von den Nationalsozialisten behauptet, bot die gleichzeitige Duldung nicht eindeutig deutschstämmiger Mitglieder in den Reihen der NSDAP Angriffsfläche für Kritik an dieser nationalistischen Rechtfertigung für den Potempa-Mord.

Der Diskurs rund um den Mord bietet somit einen Einblick in den Zwiespalt zwischen völkischem Anspruch und dem Pragmatismus, der zum Vergrößern und Festigen der Nation in Grenzgebieten nötig war. Diese Diskrepanz, die die Forschung der letzten zwanzig Jahre herausgearbeitet hat, kompliziert das gängige Bild vom „Dritten Reich“ als „Rassenstaat“. Der Umgang der Nationalsozialisten mit dieser Spannung wurde bislang allerdings hauptsächlich mit Blick auf die Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkrieges erforscht.³ Die Kluft zwischen nationalistischem Anspruch und Wirklichkeit begegnete den Nationalsozialisten allerdings bereits vor Machtübernahme und Krieg in Deutschlands eigenen Grenzgebieten.

3 Der Begriff „Rassenstaat“ geht auf die gleichnamige Monographie „The Racial State: Germany 1933-1945“ von Michael Burleigh und Wolfgang Ippermann aus dem Jahr 1991 zurück.

Deutschlands Grenzländer und der Nationalismus: Die Ausgangslage

Dass Menschen verschiedener Ethnizitäten gemeinsam Staaten und Regionen bewohnten, galt, trotz ab und an aufflammender Rivalitäten, jahrhundertlang als normal und unproblematisch, denn Staaten definierten sich hauptsächlich über die sie regierenden Dynastien.⁴ Als dann im 19. Jahrhundert der Nationalismus Fuß fasste und die Deckungsgleichheit von Staat und Nation anstrebte, stand dieses Ziel im Widerspruch zu den Lebensrealitäten vieler Menschen. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gab es in Europa viele, die mit dem Nationalismus und dessen Vorstellung, dass Nationalität zentral für die persönliche Identität sei, wenig anfangen konnten.⁵ Diese sogenannte nationale Indifferenz war insbesondere in Ost- und Mitteleuropa gängig, aber nicht nur dort. Auch in Schleswig, das kulturelle, wirtschaftliche und politische Anbindungen sowohl an Dänemark als auch an Deutschland hatte, standen viele zwischen den Stühlen.⁶ Selbst wo sich, wie im ostpreußischen Masuren, schnell eine stabile nationale Identifikation herausbildete – in diesem Fall mit Deutschland – wurden dieser zuwiderlaufende Merkmale, wie der masurisch-polnische Dialekt, nicht aufgegeben.⁷ In Oberschlesien hemmte die Zentralität des Katholizismus für die Selbstdefinition der Einwohner:innen die Ausbreitung und Festigung nationaler Identitäten.⁸

4 Hagen, William (1980): *Germans, Poles, and Jews. The Nationality Conflict in the Prussian East, 1772-1914*, Chicago.

5 Den besten Einstieg in die Literatur zum Thema der nationalen Indifferenz bietet Tara Zahras Aufsatz „Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis“ in *Slavic Review* 69 (1) aus dem Jahr 2010.

6 Thaler, Peter (2009): *Of Mind and Matter. The Duality of National Identity in the German-Danish Borderlands, West Lafayette*.

7 Kossert, Andreas (2001): *Preussen, Deutsche oder Polen? Die Masuren im Spannungsfeld des ethnischen Nationalismus 1870-1956*, Wiesbaden; Blanke, Richard (2001): *Polish-speaking Germans? Language and National Identity among the Masurians since 1871*, Köln.

8 Bjork, James (2008): *Neither German Nor Pole. Catholicism and National Indifference in a Central European Borderland*, Ann Arbor.

9 Blanke, Richard (1975): *Upper Silesia, 1921. The Case for Subjective Nationality*, in: *Canadian Review of Studies in Nationalism* 2, S. 251-252.

10 Tooley, T. Hunt (1997): *National Identity and Weimar Germany. Upper Silesia and the Eastern Border, 1918-1922*, Lincoln.

11 Bessel, Richard (1977): *The Potempa Murder*, in: *Central European History* 10 (3), S. 245.

12 „Das war der ‚arme‘ Pietrzuch! Und wegen dieses Subjektes sollen 5 Deutsche dem Henker ausgeliefert werden“, *Völkischer Beobachter*, 28./29. August 1932. Cambridge University Library.

13 „Neues Belastungsmaterial gegen den Insurgenten Pietrzuch“, *Völkischer Beobachter*, 6. September 1932. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 77, St 18, Nr. 218.

Als die Grenzen Deutschlands nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg neu ausgearbeitet wurden, entschieden sich die Alliierten dafür, in einigen Regionen, in denen das Verhältnis zwischen Ethnizität und Nationalität nicht offensichtlich war, Volksabstimmungen durchzuführen. All diesen Abstimmungen gingen hitzige Wahlkämpfe voraus, was nur hervorhob, dass die Abstimmungen keine reinen Erhebungen der zahlenmäßigen Stärke der Nationalitäten waren, sondern dass es möglich und nötig war, Stimmen aus dem großen Block der national Unentschiedenen zu gewinnen.⁹ In Oberschlesien stimmte im Plebiszit von 1921 die Mehrheit der Stimmberechtigten für Deutschland, woraufhin ein polnischer Aufstand losbrach, der gewaltsam Fakten zu schaffen suchte. Freikorps aus ganz Deutschland und lokale Selbstschutzverbände schlugen diesen Aufstand blutig nieder. Einige Monate später sprachen die Entente-Mächte Deutschland den größeren, westlichen Teil Oberschlesiens zu, Polen aber das wertvolle ostoberschlesische Industriegebiet.¹⁰ Auch Schleswig wurde nach einem Referendum geteilt: Nord-schleswig ging an Dänemark, Südschleswig verblieb bei Deutschland. Masuren blieb, bis auf ein Gebiet eines Landkreises, vollends Teil Deutschlands.

Der völkische Diskurs und der Potempa-Mord

Zu der in Oberschlesien seit der Abstimmungszeit aufgeheizten nationalistischen Stimmung kam in den frühen 1930er Jahren die allgemein aufgeladene politische Situation hinzu. Unter diesen Umständen stellte Konrad Pietrzuch, als Polnisch sprechender Kommunist, „eine fast perfekte Zielscheibe für nationalsozialistischen Hass“ dar, zumal vier seiner Mörder aus ostoberschlesischen Ortschaften stammten, die 1921 Polen zugeschlagen worden waren.¹¹ Diesen Umstand nutzte die nationalsozialistische Presse, um den Mord zu rechtfertigen und den Umgang der Justiz mit den Mördern zu verurteilen.

Zahlreiche Artikel der deutsch-nationalistischen Presse beschuldigten Pietrzuch, sich 1921 auf brutalste Weise am polnischen Aufstand beteiligt zu haben. Ihm wurden Gräueltaten angehängt, von dem gewaltsamen Ausrauben einer deutschen Butterhändlerin¹² bis zu einem Massaker an sieben deutschen Bergarbeitern.¹³ Pietrzuchs Mörder



Blick auf die Anklagebank bei der Verhandlung vor dem Sondergericht in Beuthen.

Karlsruher Tagblatt, 23.8.1932

hingegen wurden als gute Deutsche und vorbildliche Selbstschutzkämpfer präsentiert. Es wurde behauptet, der Kampf zwischen deutschen Patrioten und polnischen Gewaltmenschen gehe seit einigen Jahren unter einem politischen Deckmantel weiter: Während Polen wie Pietrzuch sich dem Kommunismus zugewandt hätten, weil dieser ein Ventil für Hass auf Deutschland bot, versammelten SA und Stahlhelm die deutschen Verteidiger Oberschlesiens in sich.¹⁴ Aus dieser fortgesetzten, bürgerkriegsähnlichen Dynamik heraus ließ sich der Mord angeblich erklären: „Die Verurteilten handelten als ehemalige Selbstschutzeute in dem zwar irrigen, aber deshalb nicht weniger starken Glauben, mit der Beseitigung eines ehemaligen polnischen Aufständischen etwas zu tun, was sich verantworten läßt und was vor 11 Jahren [während der Niederschlagung des polnischen Aufstandes] in nationaler Notwehr wiederholt getan worden ist.“¹⁵ Außerdem sei es ohnehin ungerechtfertigt, fünf deutsche Männer mit ihrem Leben für den Tod nur eines einzigen Polen büßen zu lassen.¹⁶

Die Täter, die in der Tatnacht Jagd auf Potempas Kommunisten gemacht hatten, ordneten ihre Tat nie selbst als nationalistisch ein. Trotzdem fiel die nationalsozialistische Rechtfertigung auf fruchtbaren Boden. Tatsächlich völkisch motivierte Gewalt war schließlich nicht unüblich: Sie flammte gerade vor Wahlen auf¹⁷, konnte aber auch Menschen treffen, die einfach nur auf Polnisch sprachen oder sangen.¹⁸ Zwei Jahre vor dem Mord hatte ein Mob sogar im großen Stil Musiker:innen und Schauspieler:innen zusammengeschlagen, die in der Provinzhauptstadt Oppeln eine polnische Oper aufgeführt hatten.¹⁹ Die oberschlesische Rechte war es gewohnt, sich hinter solche Taten zu stellen und tat es auch im Fall des Potempa-Mordes. Zahlreiche Unterstützschreiben von nationalistischen Vereinen an Kanzler von Papen nahmen auf das apologetische Narrativ Bezug.²⁰ Selbst der prominente Vertreter der Deutschen Demokratischen Partei und erklärte Gegner der Nationalsozialisten Kurt Urbanek unterzeichnete ein Schreiben, das um die Begnadigung der Mörder bat, um weiteres Blutvergießen im sogenannten Volkstumskampf zu vermeiden.²¹

14 „Ein kommunistischer polnischer Insurgent wird erschossen... Ein deutsches Gericht fällt fünf Todesurteile: Das Schreckensurteil von Beuthen darf nie und nimmer vollstreckt werden“, Der Angriff, 23. August 1932. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 77, St 18, Nr. 218.

15 „Die unmöglichen Todesurteile von Beuthen“, Oberschlesische Tageszeitung, 23. August 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, NPO, 1025.

16 Z. B.: „Der wahre Pietzuch!“, Deutsche Ostfront, 4./5. September 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, NPO, 1025.

17 Zeitungen der polnischen Minderheit trugen Fälle von Gewalt während Wahlkämpfen in Artikeln zusammen, siehe z. B.: „Wahlterror im Oppelner Schlesien“, Nowiny Codzienne, 10. Mai 1932, übersetzt im Gesamtüberblick über die polnische Presse vom 20. Mai 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, RO, 1882.

18 Siehe z. B. den Bericht „Mißhandlung und Beleidigung von Angehörigen der polnischen Minderheit am 9.3.1931 in Hindenburg-Biskupitz“, 18. März 1931. Archiwum Państwowe w Opolu, NPO, 110.

19 Karch, Brendan (2018): Nation and loyalty in a German-Polish borderland. Upper Silesia, 1848-1960, Cambridge.

20 Z. B.: „Stellungnahme des Deutschen Ostbundes“, Oberschlesische Tageszeitung, 26. August 1932. Archiwum Akt Nowych, Konsulat RP w Opolu, 17.

21 Brief vom Kreistag Beuthen-Tarnowitz an von Papen, 25. August 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, NPO, 1025.

Es war außerdem durchaus gängig, politische Feindseligkeiten in nationalistische Ressentiments zu kleiden. So wurde Albert Grzesinski, der sozialdemokratische preußische Innenminister, immer wieder wegen seines slawisch klingenden Nachnamens angefeindet. Nationalsozialistische Redner in Ostpreußen und Ostpommern warfen ihm vor, der Sohn einer polnischen Magd²² und – in manchen Darstellungen – ihres jüdischen Dienstherrn zu sein.²³ Der Vorwurf hatte keinerlei Basis in den Fakten: Der Minister war als Albert Ehler als unehelicher Sohn einer Berliner Magd und eines Metzgergesellen geboren worden. Den Namen hatte er von seinem, ebenfalls deutschen, Adoptivvater erhalten.²⁴ Nichtsdestotrotz nutzte man anti-slawische Verleumdungen, um Grzesinski zu unterstellen, er sei als Pole ungeeignet, Regierungsämter zu bekleiden.²⁵

Diffamiert wurde auch ein oberschlesischer Polizist, der eine Veranstaltung mit dem NSDAP-Redner Ludwig Münchmeyer abgebrochen hatte. Laut dem *Schlesischen Beobachter* reagierte Münchmeyer auf die Schließung mit dem Vorwurf, der Polizist sei 1921 polnischer Insurgent gewesen und spräche kein Deutsch.²⁶ Als ein Gericht Münchmeyers Fall verhandelte, musste der Inspektor auf Nachfrage des Verteidigers hin tatsächlich zugeben, dass seine Muttersprache der oberschlesische polnische Dialekt war. Dieser Umstand wurde genutzt, um ihn als unverlässlichen, des Deutschen nicht mächtigen Zeugen hinzustellen. Dass der Polizist in Wahrheit fließend Deutsch sprach und sich selbst als Deutscher verstand, tat aus Sicht der nationalsozialistischen Polemik nichts zur Sache.²⁷ Ethno-nationalistische Anfeindungen beruhten auf einem binären Weltbild, das nur deutsch oder nicht-deutsch kannte.

Die Grenzen des völkischen Nationalismus und der Potempa-Mord

In Wahrheit aber waren die Nationalitätenverhältnisse in Grenzgebieten voller Uneindeutigkeiten. Diese Tatsache machten sich Gegner des Nationalsozialismus zunutze, um Kritik an den völkischen Herabwürdigungen zu üben. So hob ein Artikel hervor, dass fast die gesamte Einwohnerschaft Potempas 1921 für Polen gestimmt hatte, also auch diejenigen, die nun die NSDAP wählten. Da diese NSDAP-Mitglieder genauso ethnisch polnisch waren wie Pietrzuch, sei die nationalsozialistische Darstellung des Mordes scheinheilig.²⁸ Auch einem der am Mord beteiligten SA-Männer unterstellte das sozialdemokratische *Oberschlesische Volksblatt*, einst Pole gewesen zu sein. 1921 sei er als Agent Provocateur Mitglied im Selbstschutz gewesen und habe ein Waffenversteck an die Franzosen, die Oberschlesien während der Abstimmungszeit verwalteten und sicherten, verraten. Um der Entlarvung durch seine Selbstschutz-Kameraden zu entgehen, sei er nach Polen geflüchtet und habe dann auf der Seite der polnischen Aufständischen gekämpft. Anschließend sei er in der französischen Ehrenlegion gewesen. Erst kürzlich sei er nach Deutschland zurückgekehrt, wo er sich den Nationalsozialisten angeschlossen hatte.²⁹ Diese Geschichte schlug solche Wellen, dass sie vom *Vorwärts* aufgegriffen³⁰ und von der Provinzregierung – ergebnislos – geprüft wurde.³¹ Ähnliche Vorwürfe wurden auch gegen einen der Verteidiger der SA-Männer laut. Zwar sei seine Mutter eine regional hochrangige Politikerin der Deutschnationalen Volkspartei, doch ihr Vater habe selbst kein Deutsch gesprochen. Ihre Geschwister seien ihrerseits überzeugte Polen.³² Mit der deutschen Abstammung des Anwalts, der sich in seinem Plädoyer auf die oberschlesische Geschichte und den Volkstumskampf berufen hatte, sei es also nicht weit her.

Auch in anderen Fällen betonte die sozialdemokratische Presse, dass die Nationalsozialisten ihren eigenen rassistischen Standards nicht gerecht wurden. So verwiesen sie darauf, dass in der regionalen Parteipresse Mitglieder mit Nachnamen wie Idzinski

22 Z. B.: „Betrifft: Bericht über eine öffentliche Versammlung der National-Sozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei Ortsgruppe Lauenburg Pom.“ June 14, 1929. Archiwum Państwowe w Koszalinie, RK, 4363.

23 Urteil im Fall Helmut Richter, [1931]. Archiwum Państwowe w Koszalinie, RK, 4363.

24 „Grzesinski, Albert Karl Wilhelm,“ Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/sfz24423.html>.

25 Urteil im Fall Helmut Richter, [1931]. Archiwum Państwowe w Koszalinie, RK, 4363.

26 „Sie können die Wahrheit nicht vertret[unleserlich],“ *Schlesischer Beobachter*, 3. Januar 1931. Archiwum Państwowe w Opolu, RO, 1802.

27 Bericht an den Polizeipräsidenten, 23. Februar 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, RO, 1805.

28 „Potempa in neuem Licht,“ 15. September 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, RO, 1806.

29 „Hitlers Kamerad – ein Insurgent und Verräter,“ *Oberschlesisches Volksblatt*, [August 1932]. Archiwum Państwowe w Opolu NPO, 1025.

30 „Alte Kameraden.‘ Pietrzuch-Mörder Gräupner ein Insurgent und französischer Spion,“ *Vorwärts*, 28. August 1932. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 77, St 18, Nr. 218.

31 Brief an den Regierungspräsidenten, 8. September 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, RO, 1806.

32 „Rechtsanwalt Lowaks polnischer Stammbaum,“ *Oberschlesisches Volksblatt*, 25. August 1932. Archiwum Państwowe w Opolu, NPO, 1025.

und Plusczyk schreiben durften, während der oben erwähnte Polizist aufgrund seiner polnischen Muttersprache diffamiert werde.³³ Selbst viele nationalsozialistische Kandidaten für die preußische Landtagswahl trugen, wie der *Vorwärts* im Frühjahr 1932 feststellte, slawisch klingende Nachnamen.³⁴

Diese Diskrepanz zwischen Ideal und Praxis war keine Übertreibung der Gegner des Nationalsozialismus. Es trugen tatsächlich sehr viele Nationalsozialisten in Grenzgebieten nicht-deutsche Nachnamen, die sie allerdings ab 1938, als auch die Umbenennung von Ortschaften Fahrt aufnahm, vielfach änderten.³⁵ Der oberschlesische Untergauleiter Josef Adamczyk beispielsweise änderte 1939 seinen Namen in Adams, was für ihn offenbar germanischer klang.³⁶ Auch die Umgangssprache vieler Nationalsozialisten in Grenzländern war nicht Deutsch. An der Grenze zu Dänemark beispielsweise stellte ein Aktivist, der 1932 mit einem propagandistischen Film durch die Dörfer zog, fest: „Fremd und unverständlich klingt uns ihre Sprache, wenn sie sich miteinander unterhalten, zumeist sprechen sie friesisch oder plattdänisch, aber – Nationalsozialisten sind sie alle, jung und alt ...“³⁷ Für ein ähnliches Klientel unterhielt die oberschlesische Parteizeitung sogar eine eigene Kolumne mit dem Titel „Pieron Fransek spricht“.³⁸ Pieron war ein umgangssprachlicher Begriff für autochthone, meist polnischsprachige Oberschlesier. Selbst während der nationalistischen Gewalttaten wurde gelegentlich auf polnische Dialekte zurückgegriffen. Bei einer Schlägerei im masurischen Ortelsburg drohten Nationalsozialisten vermeintlichen Polen auf Polnisch.³⁹ Konrad Pietrzuchs Mörder beschimpften ihn – laut der Aussage seines Bruders – gleichfalls auf Polnisch.⁴⁰

Dieses Dulden der nicht-deutschen Namen und Sprachen ihrer Mitglieder durch die NSDAP hatte zweierlei Gründe: Zum einen war es in Grenzgebieten schlichtweg nur Zugezogenen möglich, eine lupenrein deutsche Herkunft nachzuweisen. Zum anderen war auch den Nationalsozialisten bewusst, dass man die vielen national noch Unentschiedenen für das Deutschtum gewinnen musste, wenn man eine deutsche Dominanz in den verbleibenden Grenzgebieten sichern und in den verlorenen Territorien wiederherstellen wollte. Zum Zeitpunkt der Volksabstimmungen waren Deutschlands Nachbarländer, die vom Kriegsausgang profitiert hatten und nicht durch internationale Ächtung und Reparationen belastet waren, in einer viel besseren Position als Deutschland gewesen, um eine aussichtsreiche Zukunft zu versprechen. Nun jedoch, so waren die Nationalsozialisten überzeugt, waren viele wieder für das „Deutschtum“ zugänglich.⁴¹ So schrieb die schleswig-holsteinische Parteizeitung über Nordschleswig, dass jeweils 25 % der Bevölkerung gefestigte Deutsche beziehungsweise Dänen seien. Die übrigen 50 % seien unentschlossen und für das „Deutschtum“ noch einnehmbar. Dazu müsse man das national unschlüssige Segment der Bevölkerung aber auch ansprechen. Der Artikel in der Parteizeitung warb daher ganz bewusst dafür, dass die Nationalsozialisten den Vorsitz des etabliertesten nationalistischen Vereins Schleswig-Holsteins übernehmen und diesen wieder aktivistischer machen sollten.⁴² In Oberschlesien waren sie vereinzelt, aber auch hier gab es Stimmen, die auf eine Abkehr vieler Ostoberschlesier vom Polentum hofften, insbesondere wenn eine starke nationalsozialistische Regierung an die Macht käme.⁴³ Diese Bestrebungen erforderten selbstverständlich, dass man bereit war, diejenigen, die von einer Nationalität zur anderen wechselten, auch aufzunehmen.

Ähnlich pragmatisch handhabte man während des Zweiten Weltkriegs die Bevölkerungspolitik in den besetzten beziehungsweise annektierten Teilen Ost- und Mitteleuropas, die weit besser erforscht ist als die Nationalitätenpolitik der frühen NSDAP. Zwar waren die Prinzipien der Besatzungspolitik streng rassistisch formuliert, doch gleichzeitig setzte man auf die Germanisierung weiterer Bevölkerungsteile, die keineswegs durchweg nachweislich deutsche Wurzeln hatten. Als beispielsweise in den annektierten Teilen Polens die Deutsche Volksliste eingeführt wurde, um die darauf Erfassten

33 „Die deutschblutigen Nazis in Oberschlesien.“ *Oberschlesisches Volksblatt*, 24. November 1931. *Archiwum Państwowe w Opolu*, NPO, 1025.

34 „Nazi-Lügner in der Zange.“ *Cech*, Juli/August 1932. *Staatsbibliothek zu Berlin*.

35 Olszewski, Michał und Rafat Żytyniec (2014): *EtK – spacerownik po niezwykłym mieście*, EtK, S. 291.

36 Lilla, Joachim, Martin Döring und Andreas Schulz (Hrsg.) (2004): *Statisten in Uniform: Die Mitglieder des Reichstags 1933-1945*, Düsseldorf, S. 3.

37 „Auf Filmfahrt an der Grenze.“ *Schleswig-Holsteinische Tageszeitung*, 3. Juli 1932. *Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe*.

38 Janus, Bolko (1995): *Germans and Poles: Identity, Culture, and Nationalism in German Upper Silesia, 1918-1933*, Buffalo, S. 81.

39 Urteil im Fall Werner Schulz, 5. Juni 1931. *Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz*, XX. HA, Rep. 240 C, 67b.

40 Zeitungsartikel, [1932]. *Archiwum Akt Nowych*, *Konsulat RP w Opolu*, 17.

41 Z. B.: „Entrissenes deutsches Land muß wieder deutsch werden! Nordschleswigs Schicksal.“ *Flensburger NS-Zeitung*, 20. August 1932. *Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek*.

42 „Gedanken zur Tagung der Landesversammlung des Schleswig-Holsteiner-Bundes.“ *Schleswig-Holsteinische Tageszeitung*, 25. August 1932. *Landesarchiv Schleswig-Holstein*, Abt. 417 Nr. 91.

43 Brief an Josef Adamczyk, 14. Februar 1933. *Archiwum Państwowe w Katowicach*, 147/228.

rassistisch einzuteilen, wurde die überwiegende Mehrheit für germanisch oder germanisierbar befunden.⁴⁴ Im Protektorat Böhmen und Mähren erhielten ebenso die allermeisten, die darum ansuchten, deutschen Status.⁴⁵ Um den sogenannten Volkstumskampf zu gewinnen, wurden die Grenzen der Rasse immer weiter gefasst.

Zwischen Rassenpolitik und Nationalismus, Feindseligkeit und Duldung

Der völkische Nationalismus, ja Rassismus, stellte ohne Frage eine zentrale Komponente des Nationalsozialismus dar. Gerade die Konzentrations- und Vernichtungslager und der Völkermord an den europäischen Juden, die den Nationalsozialisten nie als germanisierbar galten, stehen beispielhaft für die mörderischen Konsequenzen der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Trotzdem sollte man nationalsozialistische Ideologie nicht mit nationalsozialistischer Realität gleichsetzen. Sowohl im besetzten und annektierten Osteuropa des Zweiten Weltkrieges als auch, wie bislang kaum erforscht, in Deutschlands eigenen Grenzgebieten vor Machtübernahme und Krieg berief man sich auf die für die Situation jeweils passendsten nationalistischen Grundsätze und Ziele. Gegner wie Konrad Pietrzuch diffamierte man rassistisch, für die eigenen Leute ließ man die rassistischen Standards im Namen des Volkstumskampfes schleifen, selbst wenn man sich dadurch eine Blöße gab. Oft richtet sich der Blick der Historiker:innen nur auf eines der beiden Phänomene: auf Herabwürdigungen und Gewalt oder auf das Werben und Tolerieren ethnisch nicht eindeutig Deutscher. Dabei existierten beide Herangehensweisen gleichzeitig, vermutlich sogar in den Köpfen derselben Menschen: Es handelte sich um eine Art nationalistisches Doppeldenk.

44 Wolf, Gerhard (2017): Volk Trumps Race. The Deutsche Volksliste in Annexed Poland, in Pendas, Devin, Mark Roseman und Richard Wetzell (Hrsg.): Beyond the Racial State. Rethinking Nazi Germany, Cambridge.

45 Zahra, Tara (2008): Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900-1948, Ithaca, S. 190.

46 Zahra, Tara (2010): Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis, in Slavic Review 69 (1), S. 94.

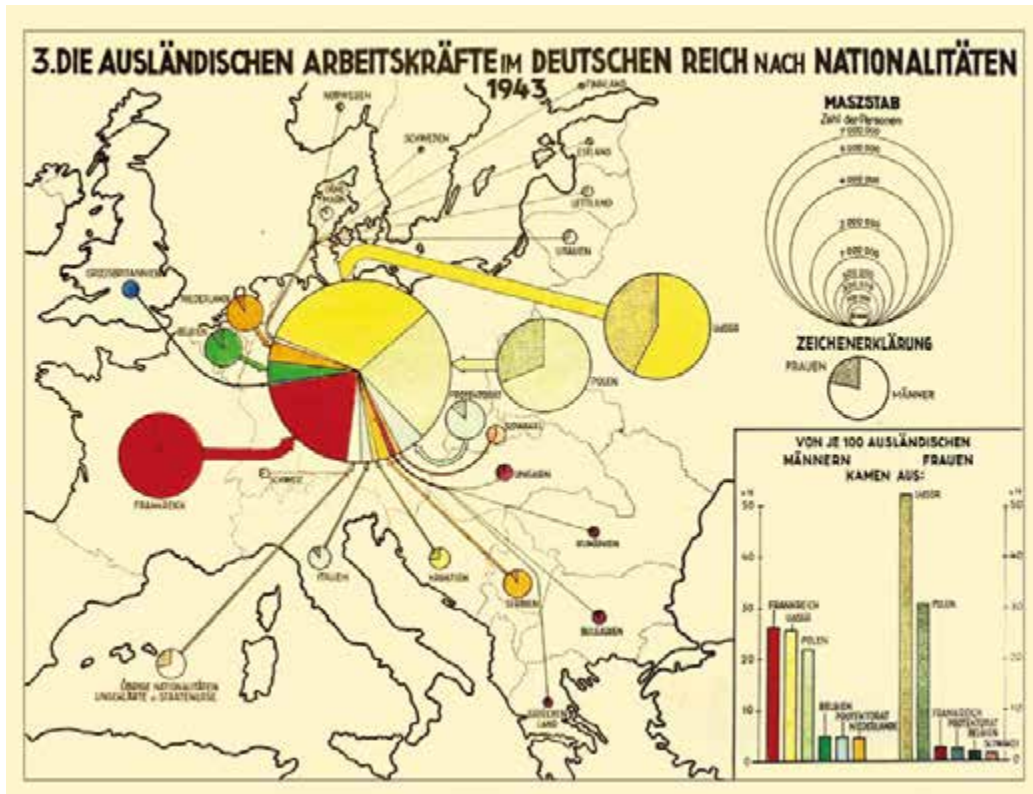
Das Untersuchen von Kontexten wie diesem, in denen der Nationalismus konzeptionell an seine Grenzen stieß, weil er nicht so griff wie beabsichtigt, kann helfen, den Fokus der Geschichtsschreibung nicht einfach auf die trans- oder subnationale Ebene zu verlagern, sondern die Nation als Baustein der Geschichte gänzlich zu hinterfragen. Nur so, um es mit der Historikerin Tara Zahra zu sagen, kann die Geschichte vor der Nation gerettet werden.⁴⁶

Die Historikerin Luisa Hulsroj promovierte 2021 an der University of Cambridge mit ihrem Thema „The Rise of National Socialism in the German Borderlands, 1930-1933“.

***Man könnte meinen,
die Geschichte des Lagers sei damit beendet.
Das ist sie nicht.***

Yves Béon

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Ausschnitt aus einer 1944 vom Chef der deutschen Militärverwaltung in Frankreich herausgegebenen Publikation. Bei den Frauen war der Anteil sowjetischer Zwangsarbeiterinnen sehr hoch. Archives Nationales, Paris

Neid und Missgunst als Herrschaftsprinzip.

War Zwangsarbeit im Nationalsozialismus ein transnationales Phänomen?

VON DANIEL LOGEMANN

„Die schmutzigste Suppenbrühe und die schmutzigste Arbeit war uns Russen zugedacht und vorbehalten. Die Polen bekamen etwas mehr Brot und Zigaretten. Der Unterschied bemaß sich nach Grammen. Wichtig war nicht die Menge, wichtig war der Unterschied. [...] Die Franzosen durften in der deutschen Kantine mitessen, sie bekamen ihre Suppe aus dem deutschen Suppenkübel eingegossen“, skizzierte Vitalij Sjomin in seinem autobiographischen Roman, worauf die Herrschaft über Zwangsarbeiter:innen im Deutschen Reich beruhte: Auf rassistischer Ausgrenzung und Ungleichbehandlung. [Vitalij Sjomin (1989): Zum Unterschied ein Zeichen, Hamburg, S. 71.]

Im Zweiten Weltkrieg wurden 13 Millionen Menschen zur Arbeit im Deutschen Reich gezwungen. Eigentlich war dies ein soziales Experiment mit unbekanntem Ausgang, denn die deutsche Gesellschaft war durch den Einsatz von Zwangsarbeiter:innen so divers wie nie zuvor. Deshalb wollte eine rassistische Gewaltherrschaft Kontakte unterbinden und spielte alle Beteiligten gegeneinander aus. Kann vor dem Hintergrund unzähliger Kontakträume zwischen Zwangsarbeiter:innen und Deutschen dennoch von einem transnationalen Geflecht gesprochen werden? Etablierten sich transnationale Praktiken, die den Herrschaftsanspruch der Nationalsozialisten unterliefen?

Rassistische Unterschiede

Die Maxime der Nationalsozialisten lautete, Kontakte von Deutschen und Zwangsarbeiter:innen auf ein Minimum zu beschränken bzw. ganz zu verbieten. Abhängig von der ethnischen Herkunft der Zwangsarbeiter:innen variierte die Strenge der Umsetzung. So durften französische, niederländische oder tschechische Zwangsarbeiter:innen zum Beispiel Gaststätten, Kinos und Schwimmbäder besuchen; Zwangsarbeiter:innen aus Polen und der Sowjetunion war dies untersagt. Zusätzlich mussten letztere Abzeichen sichtbar auf der Oberbekleidung tragen.

Es löste Protest bei dänischen Zwangsarbeitern aus, als sie ebenfalls Armbinden tragen sollten: „Wir haben dagegen protestiert, genau wie die Juden, Polen [sic] und Italiener gekennzeichnet zu werden.“ [Bundesarchiv, R 3901/20264, F. 3, Bl. 140.] Dieses Beispiel zeigt, wie rassistische Regeln auch die Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter:innen beeinflusste und eigene Privilegien verteidigt bzw. andere Gruppierungen rassistisch abgewertet wurden.



Polnische Zwangsarbeiter:innen mussten ein „P“-Abzeichen auf ihrer Kleidung anbringen. Der Besitz von Gruppenfotos konnte für polnische oder sowjetische Arbeitskräfte gefährlich sein, da fast alle Kontakte zu Angehörigen anderer Gruppen als „verbotener Umgang“ geahndet wurden. „Das Photo wurde im Dorf Gąski von einem Hobby-Photographen namens Fysior aus der Kolonie Gąski aufgenommen und ich wurde gewarnt, es niemandem zu zeigen, denn dafür drohte das Konzentrationslager“, schrieb der im ostpreußischen Oletzko als Landarbeiter eingesetzte Zbigniew Olszewski, vorne in der Mitte, 2005. Die Gefahr bestand in der Abbildung mit polnischen Kriegsgefangenen. Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“, Warschau



Zwangsarbeiter:innen aus der Sowjetunion waren zum Tragen eines „OST“-Abzeichens verpflichtet. Der Ukrainer Nikolaus Telitschko, geboren 1925, der nicht mit auf dem Foto ist, aber bereits 1942 nach Silbertal (Österreich) kam, berichtete: „Zuerst, als wir gekommen sind, war das Lager nagelneu, französische Gefangene haben es aufgestellt. Daneben war ein Viehstall, ungebraucht. Dort hinein streute man Stroh und fast einen Monat hausten wir in dem Stall. [...] Dann durften wir in das umzäunte Lager einziehen. [...] Zuerst waren wir 270 Mann. Es waren auch einige Ältere aus der Region Shitomir dabei, einige waren noch viel jünger als ich, 14-jährige Kinder, nicht umsonst weinten viele ohne Mama.“
Das Hitlerporträt im Hintergrund wurde nachträglich zerkratzt.
Privatsammlung Matthias Breit, Absam

Verbotene Kontakte und Kontaktzonen

Freundschaften oder gar sexuelle Beziehungen von Zwangsarbeiter:innen und Deutschen wurden nicht geduldet. Polnische und russische Männer wurden für Beziehungen zu deutschen Frauen mit dem Tode bestraft. Deutsche wurden in Merkblättern und Aushängen darauf hingewiesen, die angebliche deutsche Ehre zu schützen und (sexuelle) Kontakte zu unterlassen. „Deutsche, seid zu stolz, Euch mit Polen einzulassen!“, lautet zum Beispiel die Quintessenz von Verhaltensvorschriften für Deutsche gegenüber polnischen Zwangsarbeiter:innen. [Thüringer Staatsarchiv Rudolstadt, VEB Chemiefaserkombinat Schwarzra Nr. 1330, Bl. 1.] Trotz der rigorosen Kontaktbeschränkungen unterliefen Alltagspraktiken das Ansinnen vieler überzeugter Parteigänger. In einem Bericht eines rassenpolitischen Amtes an den Gauleiter von Oberdonau, August Eigruber, hieß es im August 1940: „Sie [polnische Zwangsarbeiter] beginnen sich intensiv in unser ureigenstes Volksleben hineinzudrängen, suchen in Gruppen Gaststätten auf, benehmen sich dort, wie wenn sie zu Hause in ihrer Heimat wären, singen slavisch Lieder, besaufen sich und werden, wenn sie in bedeutender Überzahl sind, sogar schon frech gegen Deutsche.“ [Bundesarchiv Berlin, NS 18/108, Bl. 14.] An solchen Stellen wird deutlich, dass transnationale Einflüsse in den Alltag einsickerten und als Angriff auf die nationale Selbstverortung verstanden wurden.

„Teile und Herrsche“

Ausgeweitet wurden Kontaktverbote auch in die Lebensbereiche zwischen den Zwangsarbeiter:innen. In seinem Bremer Betrieb beobachtete ein französischer Zwangsarbeiter, dass die Pissoire der sowjetischen Zwangsarbeiter von denen für Franzosen separiert waren. „Wo pissten die Deutschen?“, fragte er sich. [Yves Bertho (2016): Ich war Pierre, Peter, Pjotr, Bremen/Boston, S. 95.] Der Russe Sergej, der Protagonist Sjomins, war in einem umfunktionierten Fabrikgebäude zusammen mit Landsleuten untergebracht. Doch: „Im ersten Stock wohnten einige Polen. Mehrere zusammengerückte Saunaspinde aus Preßpappe trennten unsere Pritschen von den zweistöckigen Pritschen der Polen. Dort hinter ihren Spinden pflegten die Polen ihren Sonderstatus, sogar zum Ofen kamen sie nur selten.“ [Sjomins, S. 51.] Konflikte zwischen unterschiedlichen nationalen Gruppen von Zwangsarbeiter:innen in Gemeinschaftslagern waren keine Seltenheit. [Katarzyna Woniak (2020): Zwangswelten. Alltags- und Emotionsgeschichte polnischer „Zwangsarbeiter“ in Berlin 1939-1945, Leiden u. a., S. 269-272.]



Die dürftige Versorgung sowjetischer Zwangsarbeiterinnen lässt sich an der Essenausgabe im Lager Barth-Holz ablesen. „Das Foto zeigt Lage und Umgebung meiner Unterkunft während des Mittagessens hinter dem sogenannten Bunker. Tage des Lebens und der Arbeit in Deutschland. Zur Erinnerung für Mama und Papa, und Brüderchen Schura. Barth Holz, 31. Januar 1943“, schrieb die 1924 geborene Marija Jakowliwnja Borisenko an ihre Eltern. Sofern die Eltern die Postkarte erhielten, freuten sie sich sicher über das Lebenszeichen ihrer Tochter, wohl aber nicht über ihre Situation hinter dem Stacheldraht eines Kriegsgefangenenlagers in Pommern. Internationale Gesellschaft MEMORIAL, Moskau



„Schaubild der Woche“. Amstettner Anzeiger, 18. April 1943. Auf Bauernhöfen sollten Zwangsarbeiter:innen ihre Mahlzeiten getrennt von Deutschen einnehmen. Bibliothek der Universität Wien

Mangel und Konkurrenz

Die Anwesenheit von Millionen von Zwangsarbeiter:innen brachte unzählige Herausforderungen mit sich, die im Rahmen der Kriegswirtschaft kaum zu lösen waren. An fast allen Gebrauchsgütern herrschte Mangel und sie wurden ungleich verteilt. Zwangsläufig kam es deswegen zu Auseinandersetzungen und zu Schwarzmärkten. Die Versorgung der Zwangsarbeiter:innen variierte je nach Kriegslage und nationaler Gruppe. Besonders schlecht wurden sowjetische Zwangsarbeiter:innen versorgt.

Qualitativ hochwertige Lebensmittel sollten nur Deutschen zugänglich sein. Daraus entspann sich im ländlichen Raum Thüringens eine Provinzposse. Verschiedene offizielle Stellen und die Bevölkerung gerieten in Konflikt miteinander, weil anstatt Margarine Butter an polnische Zwangsarbeiter:innen und Kriegsgefangene ausgegeben wurde. Einerseits wollte die Verwaltung die Gleichstellung von Polen unbedingt vermeiden, andererseits waren zumindest Teile der deutschen Bevölkerung nicht abgeneigt, Polinnen und Polen angemessen zu versorgen. [Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Thüringisches Landesernährungsamt Abteilung B Nr. 206, Bl. 11r und 12r.] Ironischerweise war jedoch stellenweise Margarine Mangelware, sodass pragmatisch auf Butter ausgewichen wurde. So hieß es, das Staatsgut Dornburg könne für seine ausländischen Arbeiter nur so lange Margarine

statt Butter beziehen, wie der Vorrat reiche. [Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Thüringisches Landesernährungsamt Abteilung B Nr. 205, Bl. 116r.] Und auch abgelegene Höfe könnten polnische Zwangsarbeiter nur mit Butter versorgen, da Margarine nicht beschafft werden könne. [Bundesarchiv Berlin, R 3601/3214 Bl. 64.]

Die Ungleichheiten sorgten für Neid. So beschwerte sich ein kroatischer Arbeiter, der mit Versprechungen nach Deutschland gelockt worden war, in einem abgefangenen Brief: „*Sie bekommen alles, Zigaretten, Schnaps und was immer verteilt wird, alles bekommen die Deutschen und wir Kroaten nichts.*“ [Bundesarchiv, R 3901/20266, F. 4, Bl. 165.] In einem weiteren Brief eines Kroaten hieß es in Bezug auf tschechische Zwangsarbeiter: „*Selbst die Tschechen werden gegenüber den Kroaten bevorzugt. Sie bekommen Kleiderkarten und Bezugsscheine, wir nicht.*“ [Bundesarchiv, R 3901/20265, F. 1, Bl. 28.]

Schlechtgestellte Zwangsarbeiter:innen freuten sich bereits über kleine Dinge. Yves Bertho beschreibt, wie ukrainische und polnische Zwangsarbeiter:innen treue Kund:innen einer deutsche Eisverkäuferin waren: „*Straßenbahnfahren war für sie verboten, Kneipen auch – aber Eis nicht!*“ [Bertho, S. 142.] Festzuhalten ist, dass sowohl Besser- wie Schlechterstellung von Zwangsarbeiter:innen den Deutschen nützte und Konflikte zu den Ausgegrenzten verlagerte.

Netzwerke und Sympathien

Doch die Not der Zwangsarbeiter:innen brachte auch Zusammenhalt hervor. Sie vernetzten sich und organisierten, tauschten und verkauften Kleidung, Nahrungsmittel oder Tabak. Der Protagonist Sjomins berichtet auch von einfachen Gesten der Solidarität: „*Diese Italiener litten noch schlimmeren Hunger als wir. Wir machten für sie eine Lagersuppensammlung. Aber dann geschah wieder etwas, und die Ration der Italiener wurde erheblich aufgebessert.*“ [Sjomin, S. 241.] Empathische Beziehungen zwischen Zwangsarbeiter:innen entstanden auch dann, wenn Konkurrenz keine Rolle spielte. Es gibt ein Foto, das zwei niederländische Zwangsarbeiter mit einem Säugling und dessen Mutter aus der Sowjetunion zeigt. Dieses Foto konnte entstehen, weil Niederländer Kameras besitzen und Fotos knipsen durften. Es zeigt, dass die jungen Männer die Zwanglosigkeit, Selbstbewusstsein und die Solidarität aufbrachten, sich mit Mutter und Kind zu fotografieren.

Fazit

Die nationalsozialistische Politik setzte alles daran, Zwangsarbeiter:innen und Deutsche zu trennen. Zusätzlich wurden Zwangsarbeiter:innen durch ein rassistisches Regelwerk dominiert und mittels unterschiedlicher Privilegien und Strafen gegeneinander ausgespielt. Vor diesem Hintergrund von einer transnationalen Geschichte der Zwangsarbeit zu sprechen, scheint auf den ersten Blick unangemessen. Doch ein genauerer Blick zeigt, dass sowohl innerhalb wie abseits der nationalsozialistischen Regeln ein transnationales Geflecht entstand. So entwickelte sich eine paradoxe Situation: Erwünschte und unerwünschte Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeiter:innen beeinflussten den Kriegsalltag – und je nach Gemengelage konnten sie diesen erschweren oder erleichtern.

Und vielleicht waren es gerade eher zufällige Nuancen, die von der Transnationalität der Zwangsarbeit zeugen. Sjomins Sergej beschreibt verwundert rauchende französische Kriegsgefangene: „*Und auch der Geruch ihrer Zigaretten, an denen sie offenbar keinen Mangel litten, war ungewöhnlich [...] genau wie ihre Art zu rauchen, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, ohne die Asche abzuschütteln, eine Art des Rauchens, die keiner anderen glich, die ich bisher zu Gesicht bekommen hatte: das Feuer ist schon an den Lippen, verbrennt die Lippen aber nicht, das Papier ist angekohlt, aber nicht verbrannt, das Feuer ist durch das Innerste der Zigarette hindurchgegangen. Die Angewohnheit zu paffen und zu schnaufen, aber keine gierigen Züge zu machen.*“ [Sjomin, S. 71.] Zwangsarbeit bedeutete im Guten und im Schlechten die Erweiterung von Wissen, Erfahrungen und Praktiken. Sie war damit transnational gegen den Willen der Nationalsozialisten.

Daniel Logemann

ist als Historiker spezialisiert auf die Geschichte Osteuropas und heute Kustos für das Museum Zwangsarbeit im Nationalsozialismus in der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.



Der Holländer Adrianus Markus hielt auf seinen Fotos auch die sowjetischen Lagerinsassen fest, darunter eine sowjetische Frau und ihr Kind, den jüngsten „Bewohner des Ostlagers Berlin 1943“.

Foto: Adrianus Markus, Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

***Die Freiheit des Menschen
ist Freiheit sowohl zum Guten
als auch zum Bösen.***

Jorge Semprún

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“





Im ehemaligen Gauforum von Weimar, zukünftiges
Museum „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus“
Foto: Claus Bach



Ehemaliges Gauforum Weimar.
Fotos: Claus Bach, Sammlung
Gedenkstätte Buchenwald



Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Europa – eine transnationale Erfahrung?

VON JENS-CHRISTIAN WAGNER

Ohne Zweifel hat der europaweite Widerstand von Zivilist:innen – zusätzlich zum militärischen Kampf der Alliierten – ganz wesentlich zum Sieg über den Nationalsozialismus und zum Ende der deutschen Besatzungsherrschaft in Europa beigetragen. Insbesondere betrifft das den Widerstand in den besetzten Gebieten, also außerhalb des Deutschen Reiches. Umso erstaunlicher ist es, dass sich viele deutsche Online-Portale beim Thema „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ weitgehend auf Widerstandshandlungen Deutscher beschränken.¹

Für eine erweiterte Perspektive

Für die Gedenkstättenarbeit wie auch für den Geschichtsunterricht sollte das Anlass sein, die Perspektive zu erweitern – zum einen auf die Gegenwehr von überwiegend nichtdeutschen Verfolgten in Lagern und Ghettos, zum anderen auf den breiten sowohl zivilen als auch militärisch organisierten Widerstand in den besetzten Gebieten. Dort hatten Opposition und Widerstand einen anderen Charakter als im Deutschen Reich. Nicht nur waren sie sehr viel breiter aufgestellt und beinhalteten deutlich stärker militärische Elemente, sondern die Motivation der Akteure unterschied sich auch von der deutscher Oppositioneller: In den besetzten Gebieten richtete sich der Widerstand in erster Linie gegen die deutsche Besatzungsherrschaft und galt als Fortsetzung des Kampfes der eigenen Armee, die besiegt worden war. Insbesondere in Osteuropa war Widerstand auch ein existenzieller Überlebenskampf. In Deutschland hingegen steckten Opposition und Widerstand in dem Dilemma, in den Augen der Mehrheitsgesellschaft mit dem NS-Regime auch ihr eigenes Land zu bekämpfen, also „Hochverrat und Landesverrat zugleich“ zu begehen, wie es Hans Mommsen einmal formuliert hat.² Die Motivation, Praxis und gesellschaftliche Wahrnehmung des Widerstandes unterschieden sich zwischen den besetzten Gebieten und dem Deutschen Reich also deutlich. Gleichwohl gab es jenseits nationaler und ideologischer Unterschiede auch Gemeinsamkeiten: Für fast alle wurde die Erfahrung des nationalsozialistischen Terrors zu einer ganz wesentlichen Motivation, sich gegen das Regime aufzulehnen. Widerstand hatte – für die einen mehr, für die anderen weniger – immer auch das Ziel, zivilisatorische Werte und eine auf Frieden und Humanität beruhende Gesellschaftsordnung in Europa wiederherzustellen.

1 Vgl. etwa das Kapitel „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ im Portal „Lebendiges Museum online“ des Deutschen Historischen Museums (<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/widerstand-im-nationalsozialismus.html>, abgerufen am 21.12.2021). Auch die Online-Übersicht zum Thema „Verfolgung und Widerstand“ der Bundeszentrale für politische Bildung führt mit Ausnahme eines Aufsatzes von Wolfgang Benz über die Gegenwehr von Verfolgten in den Konzentrationslagern und Ghettos ausschließlich Beiträge zum Widerstand Deutscher auf (<https://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/dossier-nationalsozialismus/39555/verfolgung-und-widerstand>, abgerufen am 21.12.2021). Das gilt auch für die Print-Ausgabe: Johannes Tuchel/Julia Albert, Widerstand gegen den Nationalsozialismus, hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berlin 2016 (Informationen zur politischen Bildung Nr. 330/2016). Ein ähnliches Bild zeigt der Blick auf die Online-„Lernplattform für offenen Geschichtsunterricht“ Segu (<https://segu-geschichte.de/widerstand/>, abgerufen am 21.12.2021).

2 Vgl. Hans Mommsen, Die Opposition gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft 1933-1945, in: Klaus-Jürgen Müller, Der deutsche Widerstand 1933-1945, Paderborn 1986, S. 22-39, hier S. 24.



„Résistez“ (leistet Widerstand). Flugblatt der französischen Résistance mit Lothringer Kreuz, 1942. Nach der deutschen Besetzung Frankreichs 1940 wurde das Croix de Lorraine zum Symbol des französischen Widerstandes gegen die Besatzer. Auch die Freien Französischen Streitkräfte unter General de Gaulle nutzen es als Erkennungszeichen. Foto: bpk

„Résistez“ (leistet Widerstand). Flugblatt der französischen Résistance mit Lothringer Kreuz, 1942. Nach der deutschen Besetzung Frankreichs 1940 wurde das Croix de Lorraine zum Symbol des französischen Widerstandes gegen die Besatzer. Auch die Freien Französischen Streitkräfte unter General de Gaulle nutzen es als Erkennungszeichen. Foto: bpk

Wie das umgesetzt werden sollte und welche Ziele außerdem verfolgt wurden, war je nach Land und ideologischer Verortung der Widerstandsgruppen sehr unterschiedlich. Transnational agierende Gruppen gab es kaum. Überwiegend handelte es sich in den jeweiligen Ländern um nationale, teils untereinander konkurrierende Befreiungsbewegungen, die meist auf sich allein gestellt waren und nur selten mit dem Widerstand in anderen Ländern zusammenarbeiteten. Es stellt sich damit die Frage, inwieweit der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Europa überhaupt ein transnationales Phänomen war. Die Beantwortung dieser Frage setzt voraus, zunächst den Blick auf das Deutsche Reich und anschließend auf die besetzten Gebiete zu richten.

Widerstand während des Krieges im Deutschen Reich

Nach dem deutschen Überfall auf Polen und noch einmal mehr nach dem Angriff auf die Sowjetunion radikalisierte sich die deutsche Verfolgungs- und Vernichtungspolitik. Insbesondere betraf das den Mord an den europäischen Juden sowie an den Sinti und Roma, aber auch die Politik gegenüber den sowjetischen Kriegsgefangenen, von denen die meisten einen qualvollen Tod starben.

Eine Minderheit der Deutschen reagierte auf die Verbrechen (die trotz aller Geheimhaltung weitgehend öffentliche Taten waren) mit Abscheu und Empörung, woraus teilweise Widerstand erwuchs. Dieser speiste sich aus allen sozialen Schichten und weltanschaulichen bzw. politischen Richtungen (vertreten waren vor allem sozialdemokratische und kommunistische sowie kirchliche Gruppen) und äußerte sich in Hilfeleistungen für Verfolgte (etwa das Sammeln von Lebensmittelmärken und das Ver-



Im Mai 1942 änderte ein junger Pole eine Parole an einem Anwerbebüro der deutschen Arbeitsverwaltung in Warschau. Aus dem Schriftzug „Fahr mit uns nach Deutschland!“ machte er durch einige Pinselstriche den Spruch „Fahrt doch selbst nach Deutschland!“
Foto: Wilhelm Nortz, Stadtarchiv München

stecken von untergetauchten Jüdinnen und Juden), dem Versuch der Herstellung von Gegenöffentlichkeit (die Dokumentation und Weitergabe von Nachrichten über NS-Verbrechen, dem Herstellen und Verteilen von Flugblättern und Klebezetteln) und der Kontaktaufnahme mit Widerstandsgruppen unter ausländischen Zwangsarbeiter:innen und Kriegsgefangenen sowie den Alliierten. Einzelne Gruppen versuchten zudem, die Rüstungsindustrie zu sabotieren.

Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 bewirkte – nach dem Einbruch infolge des Hitler-Stalin-Paktes – eine erneute Verstärkung der Tätigkeit kommunistischer Widerstandsgruppen vor allem in Form illegaler Betriebszellen, etwa in Berlin, Hamburg und im Ruhrgebiet. Teils arbeiteten sie auch mit sozialistischen Gruppierungen zusammen, außerdem unterhielten einige von ihnen Kontakte zur KPD-Leitung im Moskauer Exil.³

Angesichts des umfassenden Verfolgungsdrucks und des Zwangs zur Konspiration waren die Gruppen überwiegend sehr klein. Allerdings schlossen sich während des Krieges in einigen Städten zuvor einzeln agierende Freundeskreise locker zusammen – auch über parteipolitische Grenzen hinweg, in Berlin etwa in der „Europäischen Union“ um Georg Groscurth und Robert Havemann sowie in der „Roten Kapelle“ (eine Bezeichnung der Gestapo, die in der Gruppe eine sowjetische Spionageorganisation vermutete) um Arvid Harnack und Hans Coppi. Fast alle Gruppen flogen früher oder später auf, auch die beiden zuletzt genannten. Die meisten Mitglieder wurden von der Gestapo verhaftet oder in Konzentrationslager eingewiesen. Viele von ihnen ließ die NS-Justiz hinrichten, im Fall der Roten Kapelle rund 50 Menschen.⁴

³ Vgl. auch im folgenden Michael Schneider, In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939 bis 1945, Bonn 2014, S. 1100.

⁴ Vgl. Hans Coppi, Jürgens Danyel, Johannes Tuchel (Hg.), Die Rote Kapelle im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Berlin 1994.

Tödlich endete der Widerstand auch für die meisten Mitglieder der „Weißen Rose“, der studentischen Widerstandsgruppe in München um die Geschwister Hans und Sophie Scholl. Sie hatten mit Flugblättern gegen die NS-Verbrechen protestiert und Kontakte zu Gruppen und Einzelpersonen in anderen Städten geknüpft. Im Februar 1943 wurden sie von der Gestapo verhaftet und noch im selben Monat zum Tode verurteilt und enthauptet.

Dem Widerstand zugerechnet werden können auch diverse jugendoppositionelle Gruppen wie die Swing-Jugend, die Edelweißpiraten oder die Leipziger Meuten, auch wenn sie sich nicht explizit gegen die NS-Verbrechen wandten. Vielmehr ging es ihnen – ähnlich wie bündischen und kirchlichen Jugendgruppen – um Unabhängigkeit gegenüber dem umfassenden Machtanspruch der „Hitler-Jugend“ und um einen individuellen Lebensstil. Für das Regime war das Grund genug, brutal gegen sie vorzugehen. Tausende Jugendliche und junge Erwachsene wies es in Gefängnisse und Konzentrationslager ein.⁵

Einige kommunistische Widerstandsgruppen nahmen Kontakt zu sowjetischen Zwangsarbeiter:innen oder Kriegsgefangenen auf und agierten gemeinsam mit ihnen. So bildeten 1942/43 in München die „Antinazistische Deutsche Volksfront“ und die sowjetische Widerstandsorganisation „Brüderliche Zusammenarbeit der Kriegsgefangenen“ (BZW) ein Widerstandsnetz, das mehrere Hundert Mitglieder umfasste. Anfang 1944 wurde es von Gestapo-Spitzeln aufgedeckt. Fast 400 Personen wurden festgenommen und fast alle von ihnen umgebracht, die meisten im KZ Dachau.⁶ Ähnlich erging es den Mitgliedern des „Internationalen Antifaschistischen Komitees“ in Leipzig, das sowjetische Zwangsarbeiter:innen und deutsche Kommunist:innen verband und Flugblätter in Zwangsarbeitslagern verteilte. Fast alle Mitglieder der Gruppe wurden nach der Verhaftung durch die Gestapo im Sommer 1944 als „Sowjetagenten“ im KZ Auschwitz ermordet.⁷

Gemeinsames Agieren deutscher und ausländischer Widerstandsgruppen blieb jedoch auf Ausnahmen beschränkt. Insbesondere der militärische Widerstand sah die vielen Millionen ins Deutsche Reich verschleppten ausländischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter:innen nicht als potentiell Verbündete. Nationalkonservative Opposition gegen die Partei und Hitlers Kriegskurs hatte sich in der Reichswehr bzw. in der Wehrmacht bereits lange vor Kriegsbeginn geregt.⁸ Mit der Verschlechterung der militärischen Lage Deutschlands 1943 nahmen Umsturzplanungen, die bereits 1938 angestellt worden waren, innerhalb der Wehrmacht wieder konkretere Formen an. Bekanntlich scheiterte der Putschversuch der Männer um Graf Stauffenberg vom 20. Juli 1944. Dennoch zeigte die misslungene Operation „Walküre“, dass der Kreis der Widerständler innerhalb der Wehrmacht recht weit verzweigt war und auch Kontakte zu zivilen Gruppen, etwa dem Kreisauer Kreis, aufgebaut hatte. Seine politischen Vorstellungen waren widersprüchlich, wenn auch überwiegend konservativ. Das NS-Regime reagierte mit brutaler Gewalt: Etwa 600 Personen nahm die Gestapo fest, weitere 300 wurden in „Sippenhaft“ genommen. 150 tatsächliche oder vermeintliche Verschwörer wurden hingerichtet oder von SS und Gestapo ermordet. Darüber hinaus wies die Gestapo etwa 5000 Funktionsträger:innen und Mandatsträger:innen der Weimarer Republik, viele schon im betagten Alter, nach dem 20. Juli nach vorbereiteten Listen im Rahmen der „Aktion Gitter“ in die Konzentrationslager ein, darunter fast 750 Männer in das KZ Buchenwald. Viele überlebten das nicht.

5 Vgl. überblicksartig und mit einer Quellensammlung Arno Klönne, Jugendliche Opposition im „Dritten Reich“, Erfurt 2013.

6 Vgl. Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985, S. 317 f.

7 Vgl. Volkhard Knigge u. a. (Hg.), Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, Essen 2012, S. 126 f.

8 Vgl. auch im folgenden Winfried Heinemann, Der militärische Widerstand und der Krieg, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Band 9/1, München 2004, S. 743-892.



Bewaffnete italienische Widerstandskämpferinnen, Aufnahmeort und -datum unbekannt (1943)
Foto: bpk

Widerstand ausländischer Zwangsarbeiter:innen und Kriegsgefangener

Weitaus gefährlicher als von Deutschen schätzte die Gestapo den Widerstand von Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeiter:innen ein, und hier bekommt das Thema Widerstand tatsächlich eine deutliche transnationale Dimension: Seit Beginn des Krieges galt der Schwerpunkt der Gestapo-Tätigkeiten der Überwachung der „Fremdvölkischen“, die millionenfach zur Zwangsarbeit ins Reich deportiert wurden, um Lücken auszugleichen, die unter deutschen Beschäftigten durch Einberufungen zur Wehrmacht entstanden waren.

Der Überwachungsdruck durch die Gestapo hatte zwei Gründe: Zum einen befürchteten die Partei und die NS-Repressionsorgane „volkstumpolitische“ Gefahren durch Kontakte zwischen Deutschen und Ausländer:innen. Insbesondere intime Kontakte zwischen deutschen Frauen und ausländischen Männern sollten verhindert werden. Zum anderen gab es sicherheitspolitische Befürchtungen, die nicht ganz unbegründet waren. Immerhin stammten die meisten der insgesamt 13 Millionen Zwangsarbeiter:innen aus Ländern, mit denen das Deutsche Reich im Krieg stand. Die NS-Repressionsorgane konnten damit – auch wegen der schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen – zu Recht annehmen, dass die Zwangsarbeiter:innen dem Regime wenig freundlich gegenüber stehen würden. Ab 1943 machte sich im Überwachungsapparat zunehmend eine nervöse Stimmung breit. Im Land Braunschweig etwa erwarteten die Behörden im Sommer 1943 einen kollektiven Aufstand der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter:innen, die in manchen Betrieben die Hälfte der Belegschaft stellten. Die Polizei wurde angewiesen, für diesen Fall rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen.⁹ Hier wie anderenorts blieben kollektive Aufstände angesichts des Terror-

⁹ Vgl. Jens-Christian Wagner, Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen 2015, S. 162.



SS-Fotografie gefangengenommener jüdischer Kämpferinnen des Ghetto-Aufstandes in Warschau, Mai 1943. Małka Zdrojewicz (rechts) überlebte die Gefangennahme und die anschließende Haft im KZ Majdanek. 1946 emigrierte sie nach Palästina.
Foto: bpk

apparates und eines umfassenden Spitzelnetzes in den Zwangsarbeitslagern zwar aus, tatsächlich war aber das Ausmaß des Widerstandes aus den Reihen insbesondere der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter:innen deutlich größer als aus der deutschen Bevölkerung. So waren von 38 Widerstandsgruppen, die die Gestapo zwischen März und September 1944 aufdeckte, 33 von sowjetischen Zwangsarbeiter:innen oder Kriegsgefangenen dominiert:¹⁰

Das Spektrum widerständigen Verhaltens seitens der ausländischen Arbeitskräfte reichte von organisierten Revolten (etwa wegen unzureichender Verpflegung und menschenunwürdiger Unterbringung) über Sabotage der Rüstungsproduktion bis zu individueller Auflehnung gegen deutsche Vorgesetzte oder Behörden. Eines der von der Gestapo am meisten geahndeten Vergehen war das unerlaubte Entfernen vom Arbeitsplatz. Zehntausende Zwangsarbeiter:innen, vor allem aus der Sowjetunion und Polen, aber auch aus Frankreich und anderen westeuropäischen Ländern, wurden deshalb in Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager eingewiesen. Unter den sowjetischen KZ-Häftlingen waren solche, denen Verstöße gegen die repressiven Arbeits- und Aufenthaltsbestimmungen zur Last gelegt wurden, in der Mehrheit. In den Konzentrationslagern trugen auch sie auf ihrer Häftlingskleidung den roten Winkel der politischen Häftlinge.

Zwar konnten Selbstbehauptung und Widerstand aus den Reihen der Zwangsarbeiter:innen das NS-Regime nicht ernsthaft bedrohen. Für die Selbstwahrnehmung der Betroffenen hatte die Auflehnung gegen die Peiniger aber große Bedeutung. Das gilt auch für den Widerstand in Konzentrationslagern und Ghettos. Angesichts der absoluten Macht der SS und der Ghettoverwaltungen waren die Möglichkeiten für organisierte Aktionen extrem gering. Dennoch bildeten sich in vielen Konzentrations-

¹⁰ Vgl. Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945, Stuttgart 2001, S. 172.

lagern konspirative Widerstandsgruppen, häufig getragen von erfahrenen politischen Häftlingen aus den Reihen deutscher Kommunist:innen und Sozialdemokrat:innen sowie ausländischer Widerstandskämpfer:innen aller politischen Richtungen. In den meisten Fällen blieb die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen nationalen Gruppen aber begrenzt – allein schon aus Gründen der Geheimhaltung und begrenzter Verständigungsmöglichkeiten. Es gab aber Ausnahmen – etwa im Außenlager Holzen des KZ Buchenwald: Dort illustrierte der französische Widerstandskämpfer Camille Delétang eine Lagerzeitung, die polnische politische Häftlinge heimlich zu ihrem Nationalfeiertag am 11. November 1944 anfertigten (siehe Abbildung).

Auch Jüdinnen und Juden sowie Sinti:zze und Rom:nja wehrten sich gegen ihre Peiniger und Mörder. In den deutschen Großstädten bildeten sich jüdische Untergrundgruppen mit dem Ziel, das Leben in der Illegalität zu organisieren und den Mördern zu entgehen. In Ghettos und Lagern gab es Aufstände. Am bekanntesten ist sicherlich der jüdische Aufstand im Warschauer Ghetto 1943. Im „Zigeunerlager“ Auschwitz-Birkenau wiederum führte ein kollektiver Aufstand im Mai 1944 dazu, dass die SS ihre Mordpläne verschieben musste.

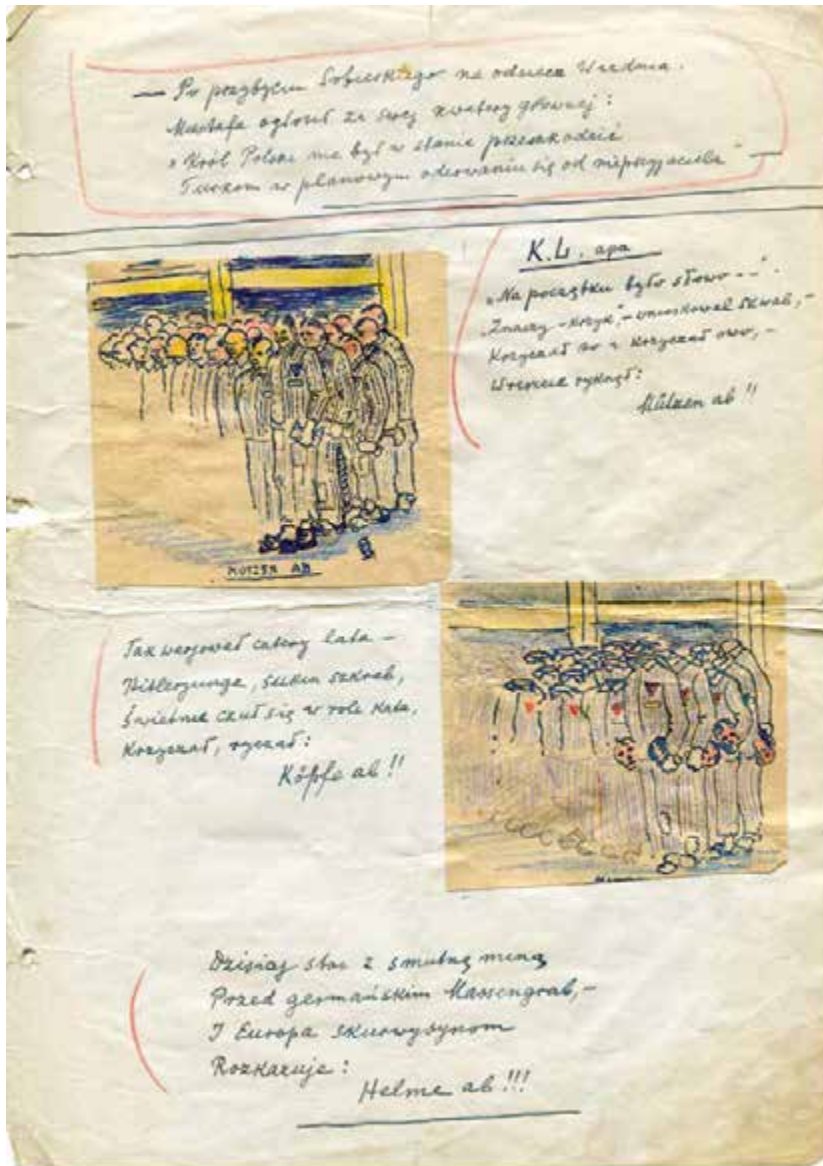
Es bleibt festzuhalten: Widerstand leisteten während des Krieges innerhalb der Reichsgrenzen vor allem ausländische Zwangsarbeiter:innen und Kriegsgefangene. Aber auch Deutsche widerstanden dem Regime, selten allerdings in Zusammenarbeit mit ausländischen Gruppen. Die Durchsetzung von Vernichtungskrieg und Holocaust vermochte der Widerstand im Deutschen Reich nicht zu verhindern. Resistenz bewirkte jedoch, dass sich der totalitäre Geltungsanspruch von Ideologie und Praxis auch in der deutschen „Volksgemeinschaft“ nicht umfassend durchsetzen konnte. Konkreten Widerstandshandlungen ist es zudem zu verdanken, dass Tausende politisch oder rassistisch Verfolgte gerettet werden konnten, indem man ihnen half, sich zu verstecken, sie mit falschen Papieren ausstattete oder sie ins Ausland schleuste.

Besetztes Europa

Weitaus gefährlicher für das Regime und personell deutlich stärker aufgestellt als im Deutschen Reich war der Widerstand von Nichtdeutschen in den besetzten Gebieten. Zwar konnten die deutschen Besatzer überall auf die Hilfe einheimischer Kollaborateure zählen, jedoch bildeten sich in allen besetzten Ländern schon bald nach dem deutschen Einmarsch weitverzweigte Netzwerke diverser, politisch heterogen ausgerichteter Widerstandsgruppen.¹¹ Häufig waren diese militärisch organisiert und wurden von ausgebildeten Soldaten angeführt – etwa in vielen Partisan:innengruppen in Ost- und Südeuropa oder auch in der polnischen Heimatarmee sowie in der Résistance in Frankreich und Belgien. Zugleich waren fast immer auch Zivilist:innen eingebunden, wie überhaupt ziviler Widerstand in Form von Streiks oder dem Verteilen von Flugblättern – soweit das unter den Bedingungen der repressiven Besatzungsherrschaft möglich war – insbesondere in West- und Nordeuropa eine wichtige Rolle spielte.

Knotenpunkte in den Netzwerken bildeten die Exilregierungen bzw. militärische Exilführungen wie die polnische Regierung und die französische Militärführung unter General de Gaulle in London, zudem die Kommunistische Partei in der Sowjetunion und der britische Geheimdienst Special Operations Executive (SOE) sowie das amerikanische Office of Strategic Services (OSS). Sie koordinierten die lokal häufig eigenständig agierenden Gruppen und unterstützten sie mit Informationen, falschen Papieren oder Waffen.

¹¹ Vgl. auch im folgenden die einzelnen Länderstudien in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), Handbuch zum Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus in Europa 1933/39 bis 1945, Berlin 2011.



Gedicht „KZ-Pleite“, 11. November 1944.
 Unter Lebensgefahr fertigten polnische politische Häftlinge des Buchenwalder KZ-Außenlagers Holzen (Kreis Holzminden) zum polnischen Nationalfeiertag am 11. November 1944 eine handschriftliche Zeitung an, die sie heimlich herumreichten. Die Zeitung enthielt vor allem Spottgedichte gegen die SS und die Deutschen, so auch das Gedicht „KZ-Pleite“. Die Illustrationen stammen vom französischen Häftling und Résistance-Kämpfer Camille Delétang. Muzeum Teatralne we Warszawie

Übersetzung des Gedichtes „K.L. apa“:

K.L. Pleite

„Am Anfang war das Wort...“

das bedeutet Schrei, schloss der Schwabe.

Er hat dies geschrien, er hat jenes geschrien, –

Und am Ende hat er gebrüllt:

Mützen ab!!

So hat er vier Jahre geschrien –

Hitlerjunge, Hundesohn,

Er hat sich prima in der Rolle des Scharfrichters gefühlt,

Er hat geschrien, hat gebrüllt:

Köpfe ab!!

Heute steht er mit trauriger Fratze

vor dem germanischen Massengrab, –

Und Europa befiehlt

den Hurensöhnen:

Helme ab!!!

Die militärischen Aktionen gegen die Besatzer richteten sich vor allem gegen deren Infrastruktur. Überfälle auf Straßenkonvois und die Sprengung von Bahnanlagen störten die deutschen Nachschubwege; Sabotageakte trafen die Rüstungsproduktion. Ein wesentliches Element der deutschen Herrschaft war die Ausplünderung der besetzten Gebiete – gerade auch hinsichtlich einer ganz wesentlichen Ressource, an der im Reichsgebiet große Knappheit herrschte: den Arbeitskräften. Auch hierbei versuchten Widerständler die Besatzer empfindlich zu treffen. Gezielt überfielen sie Arbeitsämter und Anwerbebüros, um die Karteien zu vernichten, die zur Rekrutierung von Zwangsarbeiter:innen für den „Reichseinsatz“ genutzt wurden. Auch mittels Flugblättern versuchten sie die deutsche Anwerbung und Zwangsrekrutierung von Arbeitskräften zu stören.

Die deutschen Besatzer reagierten auf den Widerstand mit großer Brutalität. Razzien von Wehrmacht, SS, Polizei und einheimischen „Hilfswilligen“ waren an der Tagesordnung, Hunderttausende tatsächliche oder vermeintliche Partisan:innen wurden allein in den besetzten Gebieten der Sowjetunion im Rahmen der „Bandenbekämpfung“ ermordet. Sehr häufig trafen die „Vergeltungsaktionen“ vollkommen Unbeteiligte; ganze Ortschaften wurden bei Überfällen und Geislerschießungen von den deutschen Besatzern ausgelöscht, vor allem in Griechenland, Italien und Serbien, aber auch in vielen anderen besetzten Ländern. Viele weitere Menschen wurden in den besetzten Gebieten wegen Widerstandes verhaftet, gefoltert und in Konzentrationslager im Reichsgebiet deportiert, insbesondere aus Polen, Frankreich, Belgien, dem „Protektorat“ und den Niederlanden. Die dort verhafteten Widerständler stellten ab 1943 den größten Teil der KZ-Insassen. Viele erlebten das Kriegsende nicht mehr.

Einig waren sich die diversen Widerstandsgruppen und -bewegungen in Europa im Ziel, die deutschen Besatzer zu vertreiben. Einen einheitlichen europäischen Widerstand hat es gleichwohl nicht gegeben. Die meisten Gruppen waren national organisiert. Zunächst einmal ging es ihnen um die Befreiung des jeweils eigenen Landes, auch wenn es vor allem in Westeuropa und in Polen zu einer transnationalen geheimdienstlichen und militärischen Zusammenarbeit mit den (westlichen) Alliierten kam. Zu den nationalen kamen die ideologischen Barrieren zwischen Kommunist:innen und Sozialist:innen auf der einen und bürgerlichen oder rechtsnationalen Gruppen auf der anderen Seite. Auch bündnispolitische Rücksichtnahmen erschwerten den gemeinsamen Kampf. So waren etwa die kommunistischen Parteien in den besetzten Ländern West-, Nord- und Mitteleuropas bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 in ihrem Widerstandswillen gegen die Besatzer wegen des Hitler-Stalin-Paktes geradezu paralysiert.¹² Nur in wenigen Fällen und teilweise auch erst spät gelang es den Gruppen, die Gräben zu überwinden und gemeinsam gegen die Besatzer zu kämpfen. Dazu trug sicherlich maßgeblich der im Laufe des Krieges auch in West- und Nordeuropa immer deutlicher sichtbare repressive Charakter der Besatzungsherrschaft bei: Gewaltmaßnahmen der Besatzer (wie etwa Razzien oder die Deportation von Arbeitskräften und Gefangenen ins Reich) schweißten die Widerstandsgruppen zusammen. In Frankreich etwa stellte im Februar 1944 die Gründung der Forces françaises de l'intérieur (FFI) den weitgehend gelungenen Versuch dar, die rivalisierenden gaullistischen Forces françaises libres und die kommunistischen Francs-tireurs et partisans (FTP) unter einem gemeinsamen Kommando zu vereinen.

¹² Vgl. Waclaw Długoborski, Kollektive Reaktionen auf die deutsche Invasion und die Errichtung der NS-Besatzungsherrschaft. Ein Prolegomenon, in: Wolfgang Benz u. a. (Hg.), Anpassung, Kollaboration, Widerstand. Kollektive Reaktionen auf die Okkupation, Berlin 1996, S. 11-24, hier S. 16.

In Polen kam es hingegen nicht zu einer solchen Zusammenarbeit, im Gegenteil: Nicht zuletzt wegen der sowjetischen Besetzung Ostpolens im September 1939 stand die bürgerlich bis rechtsnationalistisch ausgerichtete Armia Krajowa in starkem Gegensatz zur kommunistischen Gwardia Ludowa, was insbesondere gegen Kriegsende auch zu offenen militärischen Auseinandersetzungen führte. Ähnlich entwickelte sich in Serbien der Gegensatz zwischen den nationalistischen Tschetniks und den kommunistischen

Partisanen unter Josip Broz Tito. Noch gewalttätiger war die Feindschaft zwischen Kommunist:innen und nationalistischen Gruppen in Griechenland: Dort mündeten die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen der kommunistischen ELAS und der republikanisch bis monarchistisch gesinnten EDES (die von den Westalliierten unterstützt wurde) nach der Befreiung von der deutschen, italienischen und bulgarischen Besatzungsherrschaft im offenen Bürgerkrieg, der bis 1949 andauerte und bis zu 150.000 Todesopfer forderte.

Erinnerung und Geschichtspolitik

In den besetzten Gebieten trug der Widerstand insbesondere seitens der militärisch organisierten Gruppen deutlich zum Sieg der Alliierten über das nationalsozialistische Deutschland bei. Der Bezug auf den Widerstand gegen die deutsche Besatzungsherrschaft prägte auch aus diesem Grund im Nachkriegseuropa massiv die jeweiligen nationalen geschichtspolitischen Narrative. Wie die sehr unterschiedliche Entwicklung des Widerstandes in den europäischen Staaten erwarten lässt, entwickelte sich gleichwohl keine einheitliche europäische Erzählung. Dazu trug auch die Erfahrung der stalinistischen Diktatur bei, die der deutschen Besatzung nach 1944/45 in Ost- und Ostmitteleuropa folgte und sich vielfach als Deckgeschichte über die Erinnerung an die NS-Herrschaft gelegt hat. Sie verstärkte in manchen Staaten die geschichtspolitischen Auseinandersetzungen zwischen (post)kommunistischen und nationalkonservativen Erinnerungsräumen, die ihre Wurzeln in der Kriegszeit und der Rivalität zwischen den entsprechenden Widerstandsgruppen haben. Einig waren sich beide Richtungen lediglich im weitgehenden Verschweigen der verbreiteten Kollaboration mit den deutschen Besatzern. Hier hat sich, insbesondere in Westeuropa, erst in den vergangenen 20 Jahren eine differenziertere öffentliche (und fachwissenschaftliche) Wahrnehmung durchgesetzt.

Daher kann der Widerstand in Europa nur in Ansätzen als transnationale Erfahrung bezeichnet werden. Zu sehr beschränkte sich der Bezugsrahmen in den meisten Fällen auf das jeweils eigene Land. Gleichwohl sorgten die Widerstandsgruppen in den besetzten Ländern zusammen mit den alliierten Streitkräften gemeinsam dafür, dass das nationalsozialistische Deutschland besiegt und Europa vom Nationalsozialismus befreit wurde. Hierin liegt eine gemeinsame europäische Erfahrung, auf der – jenseits geschichtspolitischer Affirmation – nicht zuletzt auch die transnationalen Projekte der europäischen Einigung und der Erklärung der universalen Menschenrechte fußen. Es ist eine Erfahrung, die angesichts des Abschieds von den Zeitzeugenschaft, aber auch wegen des zunehmenden Nationalismus in Europa zu verblassen droht – Grund genug für die Gedenkstätten, dem Thema Widerstand im vom nationalsozialistischen Deutschland besetzten Europa in der historisch-politischen Bildung breiten Raum zu widmen.

Jens-Christian Wagner kuratierte inhaltlich
u. a. die Ausstellung „Zwangsarbeit. Die Deutschen,
die Zwangsarbeiter und der Krieg“.

***Denn immer wieder hörten wir von den Sterbenden:
„Vergesst uns nicht. Seid unsere Zeugen!“***

Danuta Brzosko-Mędryk

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“

Verbotene Liebe in Zeiten des Krieges

Ein Gespräch mit Gwendoline Cicottini
über die Beziehungen deutscher Frauen
zu französischen Kriegsgefangenen

*„Die Frauen und Männer
betrachteten sich als Menschen und nicht
mehr als Deutsche oder Franzosen.“*

Frage: **Begegnungen zwischen deutschen Frauen und französischen Kriegsgefangenen, die als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, galten im Nationalsozialismus als „verbotener Umgang“ und standen unter Strafe. Wo und wie sind sie sich dennoch begegnet?**

Gwendoline Cicottini: Die Verordnung zum „verbotenen Umgang mit Kriegsgefangenen“ wurde am 25. November 1939 erlassen und galt für Kriegsgefangene aller Nationalitäten. Solche Kontakte wurden untersagt, sowohl aus Gründen der militärischen Sicherheit als auch im Namen der nationalsozialistischen Rassenideologie. Die Mehrzahl der Anklagen wegen „verbotenen Umgangs“ mit deutschen Frauen betraf Beziehungen zu französischen Kriegsgefangenen. Mindestens 14.000 solcher Kontakte wurden verfolgt. Das lässt sich unter anderem damit erklären, dass sich die französischen Kriegsgefangenen im Laufe der Zeit relativ frei bewegen konnten. Schon Ende 1941 wurde eine Auflockerung der Bewachung nur für Franzosen erlassen. Ab 1943 wurde zusätzlich ein Teil der Kriegsgefangenen formal aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und in einen Zivilstatus

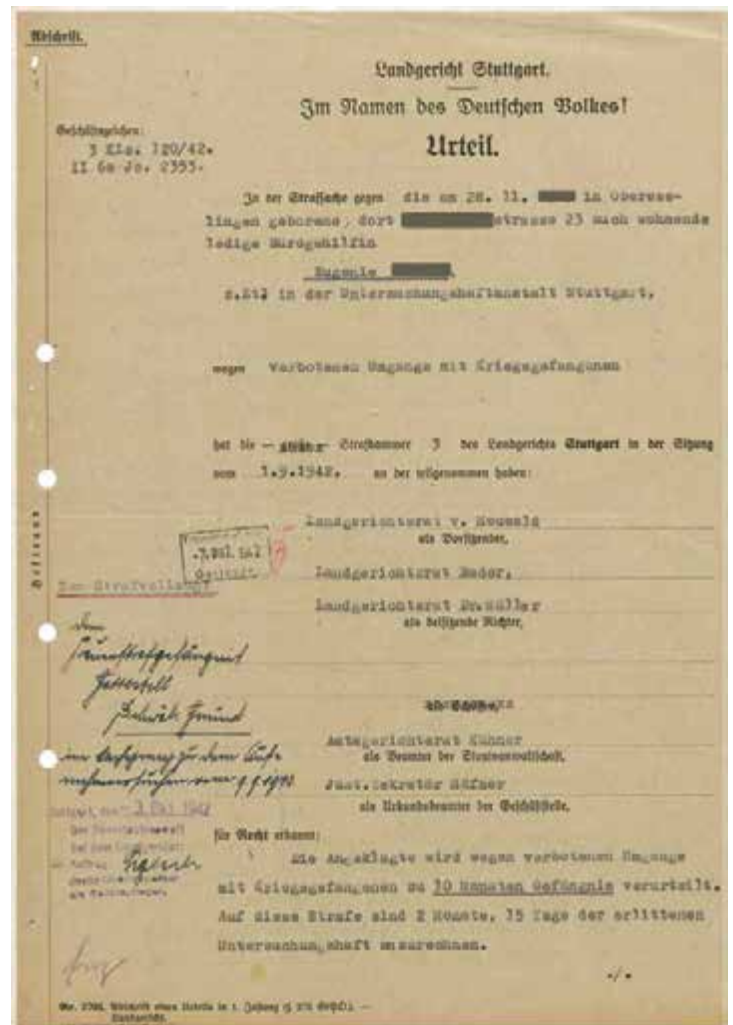
überführt. Sie hatten dadurch mehr Freiheiten als Kriegsgefangene anderer Nationen und konnten beispielsweise in der Stadt Zivilkleidung tragen. Demzufolge waren sie nicht sofort zu erkennen. Für sie galt aber weiterhin die Verordnung zum „verbotenen Umgang“. Die Behandlung und die Lebensbedingungen lassen sich jedoch nicht einmal für alle französischen Kriegsgefangenen verallgemeinern. In den untersuchten Quellen ist die Verteilung der Fälle zwischen ländlichen und städtischen Gebieten ausgeglichen. Allerdings kann man davon ausgehen, dass die Beziehungen im ländlichen Gebiet, mangels Bewachung und Zeug:innen, in der Strafverfolgung unterrepräsentiert sind. Durch den Mangel an Unterkünften waren viele nicht nur in Lagern, sondern auch in öffentlichen Gebäuden oder zusammen mit der Bevölkerung in deren Wohnhäusern untergebracht. Die deutschen Frauen und die französischen Kriegsgefangenen sind sich also sowohl auf der Arbeit als auch auf dem Weg zur Arbeit oder in der arbeitsfreien Zeit begegnet. Ein Drittel der dokumentierten Treffen fand direkt am Arbeitsplatz statt. Alle anderen dokumentierten Treffen fanden meist abends, entweder draußen unter freiem Himmel oder in den Wohnungen der deutschen Frauen, statt.



**Französische Kriegsgefangene im Einsatz
in einer Werkstatt in Leipzig-Eutritzsch, undatiert**
Private Sammlung Lutz Würzberger

Frage: **Wie viele dieser Fälle haben Sie untersucht?
Und was waren Ihre Quellen?**

GC: Zentrale Quellen waren für mich die Prozess- und Ermittlungsakten zum „verbotenen Umgang“. Meine Recherche musste ich auf drei Regionen eingrenzen: Berlin-Brandenburg, Sachsen und Baden-Württemberg. Insgesamt konnte ich dann für meine Arbeit 1.785 Einzelakten auswerten. Diese Akten beziehen sich auf die deutschen Frauen, die vor ein Zivilgericht gestellt wurden. Für die französischen Kriegsgefangenen waren demgegenüber die deutschen Militärgerichte zuständig. Sie wurden wegen „Ungehorsam“ verurteilt. Mangels Zeit und aus konservatorischen Gründen konnte ich von diesen Akten nur eine Stichprobe von 100 Stück auswerten. Schwächen und Lücken der schriftlichen Überlieferung wurden außerdem durch gedruckte Quellenbestände, etwa die „Meldungen aus dem Reich“, aber auch durch Zeitzeugengespräche mit „Kriegskindern“ und in zwei besonderen Fällen sogar durch Gespräche mit betroffenen Müttern kompensiert.



Beispielurteil von Eugenie E., vor dem Landgericht Stuttgart, 01.09.1942
Staatsarchiv Ludwigsburg E 351 i Bü 4812

Frage: **Konnten Sie den gerichtlichen Quellen etwas über die Formen, die Praktiken dieser „verbotenen Lieben“ entnehmen?**

GC: Diese Akten offenbaren wertvolle Details über alltägliche Begegnungen und konkreten Tatsachen: Wo, wann und wie die Paare sich getroffen haben. Jedoch werden diese Akten durch das Prisma der nationalsozialistischen Justiz im „Dritten Reich“ betrachtet. Die Vernehmungen dringen in die Privatsphäre ein und zeigen die Brutalität oder die Einmischung in die Sexualität von Frauen durch die Polizei- und Justizbehörden, in denen meist männliche Mitarbeiter tätig waren. Die Motivationen lassen sich also schwierig von der Argumentation der Verteidigung oder eventuell falschen Geständnissen durch Drohungen während der Vernehmung trennen. Jedoch erkennt man unterschiedliche Formen des „verbotenen Umgangs“, von dezidierten Liebesbeziehungen über gegenseitigen Austausch von Dienstleistungen oder Waren bis hin zur Belästigung.

Frage: **Wie lässt sich die Norm der nationalsozialistischen Sexualität beschreiben, die Ihnen in den Quellen entgegentritt?**

GC: Der Umgang mit Sexualität im „Dritten Reich“ schwankte zwischen Verfolgung und staatlicher Förderung. Die Förderung der Fortpflanzung zwischen „rassisch wertvollen“ Menschen war Teil der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“. Gleichzeitig sollten aber Geburten „minderwertiger“ Individuen unbedingt verhindert werden, da diese als Gefahr für die Reinheit der „Rasse“ galten. Das Paradigma der Rassenhygiene verstärkte die sozialen Geschlechterrollen: Die Sexualität der deutschen Frau existierte nur insoweit, als sie mit ihrer Rolle als gebärende Mutter verknüpft wurde. Diejenige des deutschen Mannes hingegen sollte stimuliert werden, damit er sich sowohl fortpflanzen als auch an der Front für sein Wohlbefinden sorgen konnte.

Frage: **Die Frauen entzogen sich dieser Norm, wie lässt sich ihr Verhalten im Spannungsfeld von Emanzipation und Widerständigkeit einordnen?**

GC: Durch das Einsehen der Quellen kann man davon ausgehen, dass die deutschen Frauen sich nicht bewusst waren, gegen die Rassenideologie zu verstoßen. Die Beziehungen wurden zwar in dem Moment politisch, in dem sie eine Bedrohung für das NS-Regime darstellten. Jedoch lässt sich die Übertretung der Norm der deutschen Frauen anders erklären. Es ist vielmehr als ein Zeichen ihrer Aktionsfähigkeit und weniger als ein widerständiger Akt anzusehen. Die Beziehungen resultierten



aus zutiefst menschlichen Interaktionen zwischen den Siegerinnen und den Besiegten. Der Kontext des Krieges führte zwar für manche Frauen zu einem emanzipatorischen Gefühl, unter anderem wegen der Abwesenheit des männlichen Familienoberhaupts. Außerdem brachten die Beziehungen mit Kriegsgefangenen das klassische Muster der geschlechtsspezifischen „Besitzer/Besetzten“-Verhältnisse durcheinander. In diesem Fall standen die Besiegten, die französischen Kriegsgefangenen innerhalb des Reiches, den Siegerinnen, den deutschen Frauen, gegenüber und stellten die traditionellen Zuweisungen in Frage. Aber trotz der Umkehrung der Rollenverteilung bestanden nach wie vor geschlechtsspezifische Mechanismen. Die persönlichen Interaktionen, die im Rahmen verbotener Beziehungen stattfanden, deuten auf die Macht hin, die von den Gefangenen auf ihre Partnerinnen ausgeübt wurde. Die Vorstellung einer weiblichen Zustimmung, die durch den sexuellen Akt mit Fremden erworben wurde, ist daher nicht selbstverständlich.

Frage: **Die Frauen, auch die Männer, erfuhren in ihren Begegnungen in gewisser Hinsicht ihre Nation und deren kulturellen und politischen Prägungen neu. Wie können Sie diese transnationale Erfahrung beschreiben?**

GC: Die deutsch-französischen Beziehungen begannen nicht erst, als die französischen Kriegsgefangenen feindlichen Boden betraten, sondern schon viel früher. Die Franzosen kamen voller Klischees über die Deutschen an. Es galt auch andersherum für die deutsche Bevölkerung gegenüber den Franzosen. Die gegenseitigen Feindbilder wurden, sowohl in Deutschland als in Frankreich, durch das Regime bzw. von staatlichen Akteuren bestärkt. Hier zeigen diese Beziehungen: Die Frauen und Männer betrachteten sich als Menschen und nicht mehr als Deutsche oder Franzosen. Konflikt und Annäherung erscheinen in dieser Hinsicht nicht mehr als Gegensätze, sondern als wechselseitig bedingte und

**Lutz Würzberger und seine Mutter,
Leipzig, circa 1947**
Private Sammlung Lutz Würzberger



**André Prévost, der Vater von
Lutz Würzberger, als Kriegsgefangener
in Leipzig-Eutritzsch, undatiert**
Private Sammlung Lutz Würzberger

dynamisch miteinander verschränkte Kategorien. Jedoch endete diese transnationale Erfahrung oft mit dem Krieg. Die französischen Kriegsgefangenen kehrten nach Frankreich zurück, die deutschen Frauen in ihren Alltag. Sehr wenige französische Kriegsgefangene sind geblieben, und nur wenige Beziehungen führten zu einer Ehe.

Frage: **Ein Schwerpunkt Ihrer Untersuchung waren die aus diesen Beziehungen hervorgegangenen Kinder. Sie stellen fest, dass nach dem Krieg keines von ihnen von seinen Eltern gemeinsam erzogen wurde. Mit welchen Stigmata hatten sie zu kämpfen? Wie verliefen ihre Lebenswege?**

GC: Die Aussagen der in Deutschland geborenen Kinder aus verbotenen Beziehungen zeigen im Gegensatz zu den „Wehrmachtskindern“ in Frankreich, dass die Stigmatisierung unterschiedlich erfolgte. Sie wurden stigmatisiert, weil sie uneheliche Kinder waren oder sie ohne Vater aufwuchsen, aber nicht unbedingt, weil der Vater „Franzose“ war. In Frankreich wiederum trugen die „Enfants de Boches“ das Stigma des deutschen Feindes, der Frankreich im Zweiten Weltkrieg besetzt hatte. Außerdem erfuhren die Kinder in beiden Ländern oft sehr spät davon. Anders war es für einen Interviewpartner von mir, Lutz Würzberger, der im März 1944 in der Nähe von Leipzig geboren ist. Er wusste bereits als Kind, dass sein Vater, André Prévost, ein französischer Kriegsgefangener war. André Prévost hatte ihn sogar schon im August 1944 beim Jugendamt anerkannt. Er kehrte nach Ende des Krieges aber nach Frankreich zurück. Es gab später in der Familie von Lutz kein Tabu über seine französischen Wurzeln, wobei außerhalb der Familie aufgrund der politischen Situation in der DDR darüber geschwiegen wurde.

Die Historikerin Gwendoline Cicottini ist wissenschaftliche Volontärin in der Kustodie zur Geschichte des KZ Buchenwald an der Gedenkstätte Buchenwald. Sie hat zu den Beziehungen deutscher Frauen zu französischen Kriegsgefangenen während des Zweiten Weltkriegs promoviert.

Die Fragen stellte Rikola-Gunnar Lüttgenau.

Zwischen 1940 und 1945 gab es rund 1.285.000 französische Kriegsgefangene in Deutschland.

Mindestens 14.000 von ihnen wurden wegen des Delikts des „verbotenen Umgangs“ mit deutschen Frauen verurteilt. Deutsche Militärgerichte verurteilten sie wegen „Ungehorsam“ gemäß § 92 Militärstrafgesetzbuch (MStGB). Im Durchschnitt bekamen sie eine Strafe von zwei Jahren und zwei Monaten Militärgefängnis.

Die deutschen Frauen wurden von deutschen zivilen Strafgerichten verurteilt. Im Durchschnitt wurden sie zu 7,4 Monaten Gefängnis (42 %) oder zu 2 Jahren Zuchthaus mit strafverschärfenden Bedingungen (32 %) verurteilt. Die Mehrheit der Frauen, die wegen sexueller Beziehungen verurteilt wurden, erhielten Zuchthausstrafen.

Mindestens 1.000 Kinder wurden aus diesen Beziehungen geboren.

„Für jedes deutsche Heim ein Westküsten-Beobachter“

NSDAP-Presse im Ausland: Transnationale Volkserziehungsarbeit des NS-Regimes am Beispiel Chile

VON DOROTHEE SCHLÜTER

Wenig ist bekannt darüber, dass und zugleich wie von den Nationalsozialisten sogar bis in weit entfernte Länder parteipolitische Presse organisiert und vertrieben wurde. Unter Aufbringung enormer personeller, materieller und finanzieller Ressourcen hatte der NS-Staat alte Behörden aus- und neue Institutionen eingerichtet und sich dadurch ein international operierendes Propagandanetzwerk geschaffen, in das NSDAP-eigene Publikationen im Ausland maßgeblich eingebunden waren. Dem wohl bekanntesten Agitationsinstrument der NS-Propaganda in Deutschland, dem „Völkischen Beobachter“, nachempfunden, gab es beispielsweise den „Italien-Beobachter“, in Shanghai den „Ostasiatischen-Beobachter“, in Kolumbien einen „Karibischen Beobachter“, in Argentinien erschien „Der Trommler“ und in Chile der „Westküsten-Beobachter“. Sie gehören zu den wenigen namentlich bekannten und zumeist noch undokumentierten Beispielen der insgesamt mindestens 30 Auslandsparteiblätter (Stand 1936), die die NSDAP über ihre bereits 1931 gegründete Auslands-Organisation (AO) herausgab. Es ging vorrangig um außenpolitischen Imagegewinn. Die Außenwahrnehmung von Hitlers „neuem Deutschland“ galt es, positiv zu beeinflussen, den ideologischen Zuspruch und Anhängerkreis stetig und weltweit auszubauen.

Funktion von Propaganda- und Organisationsarbeit

Bereits Mitte der 1920er Jahre hatte Hitler in seiner Kampfschrift unmissverständlich festgehalten, dass die Durchsetzung der Weltanschauung nur in einem gegenseitigen Aufschaukeln von Propaganda- und Organisationsarbeit zu erreichen sei:

„Die Propaganda versucht eine Lehre dem ganzen Volke aufzuzwingen [...]. Der Sieg einer Idee wird um so eher möglich sein, je umfassender die Propaganda die Menschen in ihrer Gesamtheit bearbeitet hat und je ausschließlicher, straffer und fester die Organisation ist, die den Kampf praktisch durchführt. [...] Die erste Aufgabe der Propaganda ist die Gewinnung von Menschen für die spätere Organisation; die erste Aufgabe der Organisation ist die Gewinnung von Menschen zur Fortführung der Propaganda. Die zweite Aufgabe der Propaganda ist die Zersetzung des bestehenden Zustandes und die Durchsetzung dieses Zustandes mit der neuen Lehre, während die zweite Aufgabe der Organisation der Kampf um die Macht sein muß, um durch sie den endgültigen Erfolg der Lehren zu erreichen.“¹

¹ Hitler, Adolf (1925/1927): Mein Kampf, erster und zweiter Bd., 636.-640. Aufl. (1941), München, S. 651ff.



Hitlerdeutschlands Auswärtiges Amt

Nach der Machtübernahme wurde die Werbung für die Politik und Ideologie des „neuen Deutschland“ schnell zu einem der wichtigsten Aufgabenbereiche im NS-Außenauftritt. Im Auswärtigen Amt (AA), der traditionellen außenpolitischen Behörde, die sich entgegen jahrzehntewährender Behauptungen nachweislich in den Dienst des Regimes gestellt hatte, wurden die Abteilungen und Personalmengen für Propagandafragen stetig aufgestockt: Bereits Mitte 1933 begann die Selbstgleichschaltung des AA unter Außenminister Neurath, 1936 wurden die Abteilung Presse-Protokoll und das Partei-Referat eingerichtet, unter dem seit 1938 amtierenden Minister Ribbentrop und nach Ausbruch des Krieges gab es schließlich drei Abteilungen im AA, die sich mit Kommunikations- und Propagandafragen beschäftigten. Allein in der Nachrichten- und Presseabteilung nahm die Zahl der Beschäftigten von 70 (vor dem Krieg) auf 330 (Ende 1941) zu.² Das Ansehen der Traditionsbehörde wie ihr Netzwerk von Vertretungen im Ausland wurden für die nationalsozialistische Programmatik ausgenutzt, ebenso wie der diplomatische Dienstverkehr, über den mitunter propagandaförderliches Material verschickt wurde.

Volkserziehungsarbeit transnational

Größten Einfluss übte das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda (ProMi) unter Joseph Goebbels aus, denn es stellte – der Name war richtungsweisend – den institutionellen Fanatismus des NS-Regimes dar, die nationalsozialistische „Lehre dem ganzen Volk aufzuzwingen“ und „die Menschen in ihrer Gesamtheit“ zu bearbeiten. Laut Führerverordnung vom 30. Juni 1933 war Goebbels mit seinem Ministerium „zuständig für alle Aufgaben der geistigen Einwirkung auf die Nation, der Werbung für Staat, Kultur und Wirtschaft, der Unterrichtung der in- und ausländischen Öffentlichkeit über sie und der Verwaltung aller dieser Zwecke dienenden Einrichtungen“³. Durch die Gleichschaltung alles wissenschaftlichen, kulturellen und sozialen, sprich meinungsbildenden Schaffens in und für Deutschland und die inhaltliche, bis ins Private gelangende Volkserziehungsarbeit verfolgte das ProMi zielgerichtet „die Zersetzung des bestehenden Zustandes und die Durchsetzung dieses Zustandes mit der neuen Lehre“. Dies galt innerhalb Deutschlands ausnahmslos und außerhalb der deutschen Grenzen soweit, wie propagandistisches Schrift- und Bildmaterial verbreitet und staatlich-parteiliche

„Wir schlagen die Brücke zu unseren auslandsdeutschen Volksgenossen. Deutscher Kurzwellensender und Auslandsorganisation der N.S.D.A.P.“
Abb. im „Westküsten-Beobachter“,
Jahrg. 4, Nr. 159, 22. Oktober 1936.

² Vgl. hierzu insbesondere die erhellende Studie von Conze, Eckart / Frei, Norbert / Hayes, Peter / Zimmermann, Moshe (2010): Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik. München., bzgl. der Zahlenangaben S. 142-145.

³ Verordnung über die Aufgaben des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, 30. Juni 1933 (RGBl. 1933 I, S. 449) (Zitiert nach Findbuch BArch R55: Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Einleitung (Online) <<http://startext.net-build.de:8080/barch/MidosaseARCH/R55-347/index.htm>> [letzte Abfrage: 27.04.2012]).



v.l.n.r.:

Impressum
„Westküsten-Beobachter“
1935, Jahrg. 3, Nr. 100,
5. September 1935.

Titelblattgestaltung
„Westküsten-Beobachter“
August bis Dezember 1934.

Titelblatt „Westküsten-Beobachter“,
Jahrg. 1., Nr. 1, 15. November 1932.

Titelblattgestaltung „Westküsten-Beobachter“ 1938 – 1939, hier Jahrg. 7,
Ausg. 286, 30. März 1939.

Titelblattgestaltung „Westküsten-Beobachter“ 1940 – 1941, hier Jahrg. 8,
Ausg. 328, 18. Januar 1940.

Vertreter aktiv werden konnten. Das ProMi erließ Sprachregelungen, unterhielt eigene Pressedienste, genehmigte den Nachdruck innerdeutscher Presseartikel im Ausland, setzte Presseattachés in verschiedenen deutschen Auslandsmissionen ein, die im Grunde als Spionageagenten der Reichsregierung fungierten, und stand der nach außen hin unabhängig auftretenden, tatsächlich staatlichen Nachrichtenagentur Transocean (TO) vor. Die Überseeagentur Transocean war im Kontext des Ersten Weltkrieges gegründet worden und unterhielt spätestens ab Mitte der 1930er Jahre weltweit Niederlassungen, die vor allem mit Parteifunktionären besetzt wurden. Gemeinsam mit dem Deutschen Nachrichtenbüro (DNB) sollte die TO in Konkurrenz treten gegenüber den etablierten internationalen Diensten wie Havas, Reuter oder Associated Press, um auf die Berichterstattung und somit Meinungsbildung im Ausland einzuwirken. Mit unterschiedlich großem Erfolg gelang es, über gezielt kooperierende ausländische Medien Kabelmeldungen und Artikel aus Deutschland in Presse und Rundfunk zu verbreiten.

NSDAP **als Weltorganisation**

Ineinandergreifend mit einer ständigen Ausweitung und Perfektionierung der Propaganda wurde die einstige Kampfbewegung Hitlers zur Staatspartei und simultan zu einer Weltorganisation, der Auslands-Organisation der NSDAP, ausgebaut. Die Aufgaben der in- und auswärtigen Parteiorganisation waren „der Kampf um die Macht [...], um durch sie den endgültigen Erfolg der Lehren zu erreichen“. 1931 als „Auslands-Abteilung der Reichsleitung der NSDAP“ mit Sitz in Hamburg begründet, um die im Ausland entstandenen deutschen nationalsozialistischen Vereinigungen und Initiativen organisatorisch zu erfassen, erfolgte nach intensivem – nötigenfalls konspirativem – Ausbau weltweiter Stützpunkte, Orts- und Landesgruppen Anfang 1934 die Umbenennung in „Auslands-Organisation der NSDAP – NSDAP-AO“ und die Aufwertung zu einem selbstständigen Gau. Unter dem Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle und dessen Stellvertreter Alfred Heß war die AO fortan zuständig für alle Parteigliederungen und -genossen im Ausland einschließlich der zur See fahrenden Parteimitglieder. Jeglicher Dienstverkehr einzelner NS-Organisationen mit Auslandsdienststellen hatte über sie zu erfolgen. Im März 1935 zog die AO-Zentrale nach Berlin um, an die Tiergartenstraße 4⁴; in dieser Dienststelle sollten bereits Anfang 1937 mehr als 700 Mitarbeiter:innen tätig sein.

⁴ Diese Berliner Adresse sollte traurige Berühmtheit erlangen: Nach dem Umzug der NSDAP-AO innerhalb Berlins wurde aus dem Gebäude an der Tiergartenstraße das Programm „T-4“, das sogenannte Euthanasieprogramm, geleitet.



jeweiligen Leiter reisten häufig in die ihnen unterstehenden Regionen und waren bestens unterrichtet über die Verhältnisse in den jeweiligen „Gastländern“ sowie die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der dortigen deutschen Kolonien und Landesgruppen. In ausgewählten Ländern setzte die AO außerdem so bezeichnete Auslandskommissare ein, die teilweise mit der Organisation in einem ganzen Erdteil betraut waren. Mit den Zielen, die Kontrolle seitens der Zentrale in Deutschland noch besser zu gewährleisten und die gesamte Auslandsarbeit zu vereinheitlichen, hatten die Auslandskommissare die Aufgabe, innerparteiliche Opposition auszuschalten sowie Erscheinungsbild, Programm und die Außenbeziehungen der einzelnen Gruppen entsprechend zu (re)organisieren. Sie galten als die ranghöchsten Parteivertreter ihres Zuständigkeitsbereichs und waren als Sonderbeauftragte dem Gauleiter unmittelbar unterstellt.

Betreuung und Angebote für die Auslandsdeutschen, die sich beispielsweise 1938 auf über 580 Ortgruppen in 82 Ländern verteilten⁵, wurden zumeist im Zusammenhang mit weiteren Gliederungen der NSDAP wie der Deutschen Arbeitsfront (DAF) oder der NS-Freizeitorganisation „Kraft durch Freude“ (KdF) geschaffen. Neben der Unterstützung von Notstandsgebieten, der Förderung von Heimat-Erholungsaufenthalten, Jugendausbildung oder der Schaffung von Hilfswerken, um nur einige Beispiele zu nennen, wurde das „Gemeinschaftsleben“ durch die Gestaltung der Nationalfeiertage gefördert, inklusive aus Deutschland entsandter Redner. Die Verbundenheit zur Heimat sollte weiterhin gefestigt werden durch den Einsatz von Funk und Film, insbesondere durch Kurzwellensender, den Ausbau von Schallplattenarchiven und die Wochenschau-Zusammenstellung „Echo der Heimat“. Und auch die Deutschen Auslandsschulen erhielten Förderung durch die AO. Als Symbol für die Verbundenheit der Auslandsdeutschen mit der Heimat wurde im August 1936 Stuttgart zur „Stadt der Auslandsdeutschen“ erklärt.⁶ Darüber hinaus veranstaltete die AO jährliche Reichstagungen in wechselnden deutschen Städten. Das besondere Interesse der AO galt allerdings der Herausgabe bzw. Unterstützung von Partei- und Kolonialblättern oder -zeitungen, die, wie sich am Beispiel des „Westküsten-Beobachter“ aus Chile aufzeigen lässt, mit größtem Aufwand verfolgt wurde.

Eine Nationalsozialistische Deutsche Wochenzeitschrift für die Westküste Südamerikas

Über zehn Jahre lang betrieb die NSDAP in Chile deutschsprachige Parteipresse. Bereits 1929 hatte sich die Landesgruppe Chile der NSDAP-AO etablieren können,

⁵ Vgl. Koop, Volker (2009): Hitlers fünfte Kolonne. Die Auslands-Organisation der NSDAP, Berlin, S. 17.

⁶ Stuttgart war für Auslandsdeutsche bereits seit Kaiserreichzeiten von Bedeutung: 1917 wurde hier das Deutsche Auslandsinstitut (DAI) gegründet, das sich seitdem – zusätzlich zum Verein (später Volksbund) für das Deutschtum im Ausland (VDA) – für die Förderung deutscher Kultur- und Bildungseinrichtungen, insbes. der Deutschen Schulen, im Ausland einsetzte.



v.l.n.r.:

„Erntedankfest der Ortsgruppe Valparaiso in Limache am 3.10.37.“
Abb. im „Westküsten-Beobachter“,
Jahrg. 5, Nr. 212, 28. Oktober 1937,
S. 48.

„Reichsminister Dr. Goebbels lässt sich gelegentlich seines Besuches bei der Leitung der A.O. der N.S.D.A.P. über die Entwicklung und den Stand des auslandsdeutschen Parteischrifttums Bericht erstatten. (Vorn in erster Reihe der W.B.) – Von rechts nach links: Gauleiter Bohle, Reichsminister Dr. Goebbels, Pg. Tröbst.“.
Abb. im „Westküsten-Beobachter“,
Jahrg. 4, Nr. 112, 28. November 1935.



ab November 1932 gab sie ihr eigenes offizielles Parteiorgan heraus. Der „Westküsten-Beobachter. Nationalsozialistische Deutsche Wochenzeitschrift für die Westküste Südamerikas“ (WB), wie die Parteipublikation bald nach ihrer Gründung betitelt wurde, erschien bis Ende Januar 1943 in Santiago de Chile. Die Einstellung passierte notgedrungen, nachdem Chile auf Druck der USA hin die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrach. Das Verbreitungsgebiet der Zeitschrift erstreckte sich bis nach Argentinien sowie Peru, Bolivien und Ecuador, also entlang der kompletten südamerikanischen Westküste. Zu Anfang erschien die Zeitschrift noch halbmonatlich und mit dem zweckdienlichen Titel „Mitteilungsblatt der N.S.D.A.P. (Hitler Bewegung) Landesgruppe Chile“, wurde dann aber zu August 1934 und ihrer 43. Ausgabe in „Westküsten-Beobachter“ umbenannt und zur Wochenzeitschrift erweitert. Der seit der Umbenennung außerdem verwendete Untertitel sollte mit den Jahren mehrfach variieren, charakterisierte die Zeitschrift in seiner zwischenzeitlich vollständigsten Version allerdings eindeutig als „Parteiamtliches Organ der Landesgruppe Chile der Auslands-Organisation der N.S.D.A.P./Nat.Sozialistische Deutsche Wochenzeitschrift für die Westküste Südamerikas“. Fast 500 Publikationen sind unter dem Titel „Westküsten-Beobachter“ erschienen, gelegentliche Sonderveröffentlichungen und Jahrbücher mit einbezogen. Zum Zielpublikum, das die Zeitschrift zu erreichen suchte, gehörten nicht nur die NSDAP-Mitglieder im südamerikanischen Ausland, sondern alle Deutschen und deutschstämmigen Bewohner:innen in Chile und den angrenzenden Ländern. „Für jedes deutsche Heim ein Westküsten Beobachter“⁷ lautete ein Motto und selbstgestecktes Ziel der Zeitschrift, die in Südamerika sowohl parteipolitische als auch kulturpolitische Ansprüche verfolgte.

Networking und Federführung à la AO

Gegründet wurde das Parteiblatt in Chile von Willi Köhn, einem deutschen Nazi der ersten Stunde, der Anfang der 1930er Jahre zugleich für den Auf- und Ausbau der Landesgruppe der NSDAP in Chile verantwortlich gewesen war und dem das NS-Regime bald darauf zu einer rasanten Auslandskarriere verhelfen sollte. Köhn hatte es nicht nur zum mächtigsten Mann der NSDAP in Südamerika gebracht als er vom Landesgruppenleiter in Chile und Schriftleiter des „Westküsten-Beobachter“ bereits 1933 zum Auslandskommissar der AO für sieben südamerikanische Länder berufen sowie bald darauf mit dem Posten des ProMi-Pressattachés in der Deutschen Botschaft in Buenos Aires betraut wurde. Darüber hinaus war er Mitte 1936 als Propagandaspezialist des Deutschen Reiches in den Spanischen Bürgerkrieg, nämlich nach Salamanca, beordert und dort zum Generalkonsul ernannt worden. Auch die

⁷ Westküsten-Beobachter, Jahrg. 4, Nr. 156, 1. Oktober 1936, S. 19.

Männer, die Köhn in Chile nachfolgten – ob in der Führung der Parteigliederung oder in der Schriftleitung des „Westküsten-Beobachter“ –, zeichneten sich durch einen hohen Grad an Engagement aus, das wiederholt auch mit höheren Posten in Deutschland belohnt wurde. Die Redaktion des WB in Santiago entwickelte sich immer mehr zum Knotenpunkt aller in Südamerika geschaffenen Propagandaverbindungen – als Empfängerin und Vor-Ort-Vertretung der Dienste von TO, DNB, ferner des klandestin bis fälscherhaft arbeitenden Materiallieferanten „Aufklärungsausschuss Hamburg-Bremen“ und selbstredend der NSDAP-AO mit allen ihr angeschlossenen Pressediensten.

Tatsächlich wurde der WB im Gros mit textueller Fertigware und aufbereitetem Nachrichten-, Bild- und Propagandamaterial aus Deutschland ausgestattet. Von Anfang an charakterisierte sich das Mitteilungsblatt der NSDAP-Gliederung in Chile vor diesem Hintergrund als „eine Zeitschrift von drüben“⁸. Über das eigene Presseamt kanalisierte die AO Medien verschiedenster Art und Quellen aus dem Reich zu den Gruppen im Ausland und umgekehrt. Über Untereinrichtungen wie die Nationalsozialistische Parteikorrespondenz (NSK) oder den NS-Dienst für auslandsdeutsche Blätter bezog der WB druckreife Artikel und Aufsätze, ja sogar Fortsetzungsromane wie Karl Aloys Schlenzigers „Der Hitlerjunge Quex“. Was in der Redaktion im Ausland entstand, folgte genauen Anweisungen der AO-Zentrale. Über die Ausgabe von Presserichtlinien und einer Art Mutterblatt, dem „Mitteilungsblatt der AO. der NSDAP“, wurde die Auslandspressearbeit bis in kleinste – sprachliche wie inhaltliche – Detail vorgegeben. Selbstverfasste Berichte über Aktivitäten und Anlässe im Ausland waren an die Pressestelle der AO zurückzusenden zur Kontrolle und möglichen Weiterverwendung in der deutschen Inlandspresse. So verwundert es nicht, dass mitunter hochrangige NS-Persönlichkeiten, wie beispielsweise Goebbels, Alfred Rosenberg, Otto Dietrich oder Walter Darré, zu den vom WB abgedruckten Verfassern zählten. Darüber hinaus veröffentlichten die Auslandsmission des Auswärtigen Amtes in Chile und der Deutsche Botschafter persönlich im „Westküsten-Beobachter“ und nutzten die Zeitschrift für Bekanntmachungen. Seit Ende 1939 teilten sich die Redaktion des Parteiorgans und die Deutsche Botschaft in Chile sogar dieselben Räumlichkeiten. An der finanziellen Versorgung und Absicherung des Propagandanetzwerkes waren nicht zuletzt die deutschen Banken und führende Industrieunternehmen involviert. Beispielsweise traten die Dresdner Bank, die AEG oder die IG Farben als Gesellschafter der Überseeagentur Transocean auf, Firmen wie Bosch, Bayer oder Siemens sowie die großen Reedereien finanzierten das Auslandsparteiblatt über ständige Anzeigenschaltung mit.

Vom Kampfblatt zur Staatspropaganda

Der „Westküsten-Beobachter“, der als Kampfblatt der in Chile zunächst noch losen Hitlerbewegung begonnen hatte, das für die Parteimitglieder und zur Werbung neuer Anhänger bestimmt war, entwickelte sich bald zur NS-Deutschen Wochenzeitschrift mit Verbreitungsgebiet über mehrere südamerikanische Staaten. Seine Inhalte gaben bald nicht mehr allein parteiliche, sondern staatliche Interessen wieder, denn das parteiamtliche Organ der NSDAP-Landesgruppe Chile war vor allem eins: ein vom Reich aus dirigiertes, kontrolliertes, materiell ausgestattetes, inhaltlich und sprachlich diktiertes Propagandainstrument, um den Auslandsdeutschen und deutschstämmigen Bewohner:innen Chiles vom „neuen Deutschland“ zu berichten, sie im Sinne der Partei „aufzuklären“, ideologisch zu fixieren und nach Deutschlands Interessen auszurichten.

„Organisiertes Gedächtnis“.

Kollektive Aktivitäten von Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung in transnational-vergleichender Perspektive

VON PHILIPP NEUMANN-THEIN

Die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik traf Millionen Menschen aus Europa und anderen Teilen der Welt. Nach der Befreiung entstanden zahlreiche Initiativen und Organisationen ihrer Überlebenden. Informelle Netzwerke, Amicales, Komitees, Lagergemeinschaften, nationale Interessenverbände und internationale Dachorganisationen versammelten jüdische wie nicht-jüdische Verfolgte, Antifaschist:innen aus dem Exil, ehemalige Angehörige des Widerstands, Veteranen, kommunistische wie auch nicht-kommunistische Engagierte. In vielen Fällen wirkten diese Zusammenschlüsse über Grenzen von Staaten und politischen Systemen hinweg. Oftmals erstritten sie erste Erinnerungszeichen, waren entscheidend für die Entstehung von NS-Gedenkstätten und trieben – nicht selten gegen erhebliche Widerstände – die juristische Verfolgung von NS-Täter:innen voran.

Gerade vergleichende Forschungen zu den Aktivitäten von Überlebenden und ihren Organisationen sind bislang noch selten. Der demnächst erscheinende Sammelband adressiert dieses Defizit. Er geht zurück auf den Workshop „Organisiertes Gedächtnis. Ehemalige Häftlinge der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager und ihre (trans-)nationalen Verbände“ der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora und des Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts

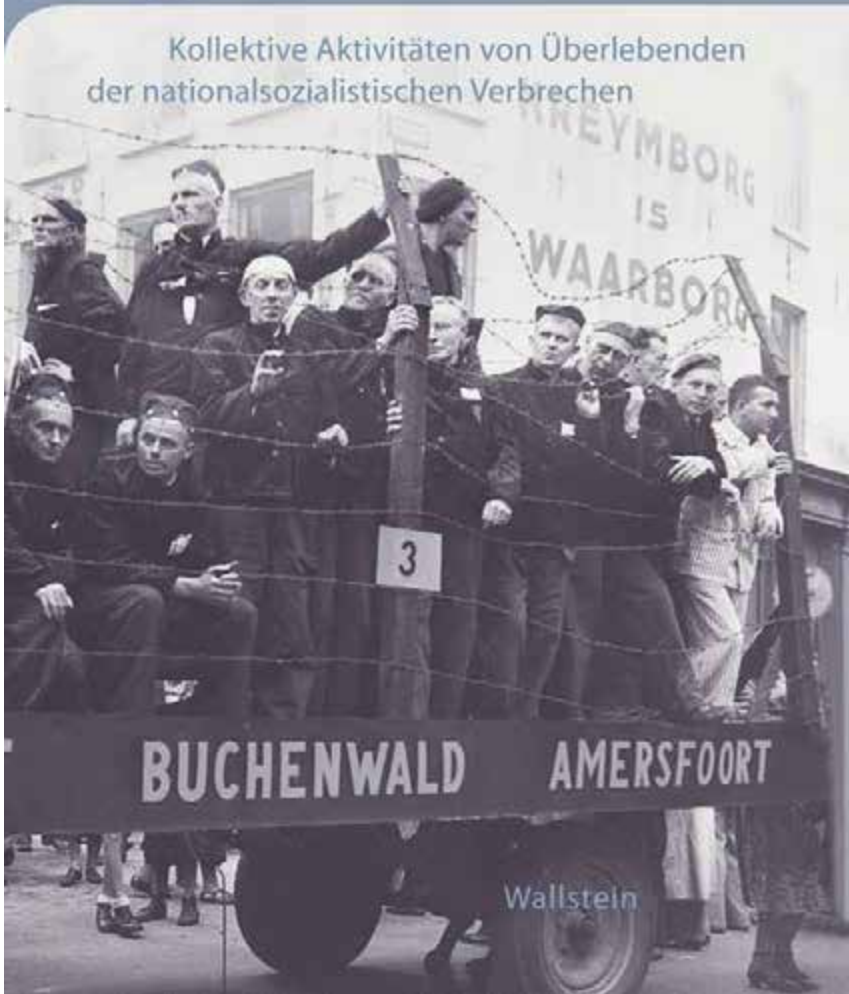
an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Juni 2016 in der Gedenkstätte Buchenwald. Ein Drittel der Texte entstand im Zusammenhang mit diesem Workshop. Erweitert durch Beiträge aus der internationalen historischen Forschung wird der Band einen schlaglichtartigen Überblick zu den kollektiven Aktivitäten von Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik geben. Dabei nimmt er vor allem die Verbindung zwischen den gemeinsamen Erfahrungen in der NS-Verfolgung – bis hin zu fortbestehenden bzw. neuentstehenden Personennetzwerken – und den kollektiven Aktivitäten nach der Befreiung in den Blick, die in den Organisationen der Überlebenden vielfältig aufeinander bezogen blieben. Die insgesamt 19 Beiträge des Sammelbands behandeln vier Schwerpunktthemen.

In den Nachfolgesellschaften des Nationalsozialismus umfasst – zum Teil unmittelbar vergleichend angelegte – Untersuchungen zu Verbänden in der Bundesrepublik, der DDR und Österreich, darunter zur Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und dem konkurrierenden Zentralverband demokratischer Widerstandskämpfer und Verfolgtenorganisationen (ZdWV), dem westdeutschen Sachsenhausen-Komitee sowie Lagergemeinschaften von Ravensbrück-Überlebenden in allen drei Ländern. *Widerstandsgedächtnisse* beinhaltet Studien zu Organisationsformen Überlebender in

Herausgegeben von
Philipp Neumann-Thein /
Daniel Schuch / Markus Wegewitz

Organisiertes Gedächtnis

Kollektive Aktivitäten von Überlebenden
der nationalsozialistischen Verbrechen



Frankreich, den Niederlanden, Polen, Spanien und der Sowjetunion ebenso wie einen Beitrag zur künstlerischen Verarbeitung der Buchenwald-Erfahrung französischer Kommunisten in der frühen Nachkriegszeit. Die Texte unter *Nach Shoah und Porajmos* beschäftigen sich mit den Selbstorganisationen jüdischer Überlebender am Beispiel des Kibbuz Buchenwald und der Pluralität der Überlebenden-Verbände des KZ Bergen-Belsen, dem Wirken und Netzwerken individueller jüdischer Verfolgter beim Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde zu Köln sowie von Sinti:zze und Rom:nja als Akteur:innen in der bundesdeutschen Erinnerungskultur. Den letzten Schwerpunkt des Bandes *Internationale Organisationen* bilden Untersuchungen zu den Komitees der Überlebenden des Lagerkomplexes Auschwitz, von Buchenwald bzw. Ravensbrück und zur Internationalen Föderation der

Widerstandskämpfer (FIR) sowie zu jugoslawischen Überlebenden im Spannungsfeld des (inter-)nationalen Gedenkens an den Zweiten Weltkrieg. Wichtiger Kontext vieler Organisationsgeschichten ist dabei der Kalte Krieg. Dachverbände auf europäischer oder internationaler Ebene, aber auch andere Vereinigungen Überlebender wirkten in vielen Fällen über die Grenzen von Staaten und Blöcken hinweg. Zugleich stellte der Kalte Krieg mit seinen ideologischen Grenzziehungen in manchen Verbänden den Bezug auf eine gemeinsame Verfolgungserfahrung als Organisationsgrundlage in Frage. So blieben der Koreakrieg seit 1950 oder die Niederschlagung der Reformbewegungen in Ungarn 1956 bzw. in der Tschechoslowakei 1968 nicht ohne Auswirkungen auf die Überlebendenverbände. Für sie waren die Spaltungen in (pro-)kommunistische und nicht-kommunistische Verbände ein konfliktreicher Prozess. Tief- und weitreichende Veränderungen brachte zudem das Ende der sozialistischen Länder Osteuropas seit den ausgehenden 1980er Jahren: Staatliche Sammel- und Dachverbände verloren an Bedeutung, wurden politisch marginalisiert oder

ganz aufgelöst. Andere Organisationen, wie etwa die internationalen Komitees der KZ-Überlebenden, überstanden diese Zäsur, veränderten sich aber hinsichtlich Zusammensetzung, politischer Ausrichtung und (geschichts-)politischer Bedeutung.

Zugunsten der besseren Zugänglichkeit wie der zusätzlichen Vernetzung der Texte untereinander verfügt der mehr als 700-seitige Band über detaillierte Register zu den erwähnten Organisationen, Orten und Personen. Er ist ab Frühsommer 2022 im Buchhandel wie auch im Onlineshop der Stiftung erhältlich.

Philipp Neumann-Thein veröffentlichte 2014 seine Promotion „Parteidisziplin und Eigenwilligkeit. Das Internationale Komitee Buchenwald-Dora und Kommandos“.

Zeugenschaft, Wissensproduktion und universelle Lehren des Holocaust.

Kritik einer Erwartungshaltung gegenüber Interviews mit Holocaust-Überlebenden

VON DANIEL SCHUCH

Sowohl die Verbrechen des Holocaust als auch deren nachträgliche Zeugenschaft sind transnationale Phänomene. Überlebende emigrierten in verschiedenste Länder auf der ganzen Welt, wo sie teilweise bereits frühzeitig von ihren Erfahrungen berichteten. Doch mit der global wirkmächtigen Institutionalisierung von Zeitzeugeninterviews seit Ende der 1970er Jahre hat sich eine fragwürdige Erwartungshaltung entwickelt: Aus den Leiderfahrungen sollen universelle Lehren für die Nachwelt abgeleitet werden.

„Inzwischen erleben wir eine Globalisierung, ja, eine Inflation des Holocaust. Der Holocaust-Überlebende, der Auschwitz aus lebendiger Erfahrung kennt, beobachtet das alles aus der ihm zugewiesenen Ecke. Er schweigt oder gibt der Spielberg-Stiftung Interviews, er empfängt die ihm mit fünfzigjähriger Verspätung zugesprochene Entschädigung, der Prominentere hält hier und dort eine Rede. Und er stellt sich die Frage: Was hinterläßt er, was für ein geistiges Erbe? Hat er das menschliche Wissen mit seiner Leidensgeschichte bereichert? Oder nur Zeugnis abgelegt von der unvorstellbaren Erniedrigung des Menschen, in der keine Lehre steckt und die man besser möglichst rasch vergißt?“¹

Der ungarische Schriftsteller und Holocaust-Überlebende Imre Kertész (1929–2016) beschrieb in seiner Rede über „Die exilierte Sprache“ im Jahr 2000 einen globalen Bedeutungswandel des NS-Massenmords an den Jüdinnen und Juden. Insbesondere die gesellschaftliche Rolle von Überlebenden des Holocausts habe sich nach „fünfzigjähriger Verspätung“ stark gewandelt.

Was ist damit gemeint? Exemplarisch für die verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit für den Holocaust nannte Kertész die Videointerviews der sogenannten Spielberg-Stiftung. Im Folgenden wird danach gefragt, welche Bedeutung solche audio-visuellen Zeugenberichte für die Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust haben und wie sich die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen gegenüber Zeug:innen des Holocaust seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verändert haben.

¹ Imre Kertész (2004): Die exilierte Sprache, Frankfurt am Main, S. 220.

Videointerviews mit moralischen Lektionen

Im August 1994 gründete der amerikanische Regisseur Steven Spielberg die *Survivors of the Shoah Visual History Foundation*, heute angegliedert an die University of California (USC) in Los Angeles und bekannt als USC Shoah Foundation. Im Anschluss an seine weltweit erfolgreiche Hollywoodproduktion *Schindlers Liste* (1993) konzipierte er eine transnational agierende Institution, die Videointerviews mit hauptsächlich jüdischen Überlebenden aufzeichnete. Heute gilt diese Sammlung von Interviews mit Holocaust-Überlebenden als die größte weltweit: Etwa 52.000 archivierte Videoclips stehen für Forschung und pädagogische Programme zur Verfügung.

Diese Videos sollten jedoch nicht als neutrale Dokumentation der Erinnerungen von Überlebenden missverstanden werden. Bereits während der Produktion dieser Holocaust Testimonies, wie sie im englischsprachigen Raum genannt werden, spielen pädagogische Zwecke eine zentrale Rolle. Die Überlebenden sollen nicht nur von ihren Erfahrungen der NS-Verfolgung berichten, sondern aus der Geschichte ebenso universelle Lehren für die Menschheit ableiten, sogenannte Moral Lessons. Die Überwindung von Holocaustleugnung, Vorurteilen und Hass durch diese Moral Lessons sind elementare pädagogisch-moralische Ziele der Stiftung. Diese Videointerviews haben das Bild derer, die wir heute als Zeitzeug:innen des Holocaust kennen, maßgeblich geprägt. Es handelt sich vornehmlich um Personen im Rentenalter, die auf eine leidvolle Vergangenheit und gleichzeitig auf ein erfolgreiches Leben nach dem Holocaust zurückblicken. Basierend auf diesen Erfahrungen sollen sie Ratschläge für die kommenden Generationen ableiten. Ausgeblendet werden mit diesem vermeintlichen Happy End allerdings die Millionen der Ermordeten sowie jene Überlebenden, die in der post-nationalsozialistischen Welt nicht mehr heimisch wurden.

Globalisierung des Holocaustgedenkens

Das Archiv der USC Shoah Foundation ist exemplarisch für weitere transnational agierende Projekte, die sich auf die Produktion von Interviews mit Überlebenden spezialisiert haben. Als Pionierprojekt in den USA gilt das *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies*, das 1979 in New Haven damit begonnen hatte, Befragungen von Holocaust-Überlebenden mit der damals neuen Technologie der tragbaren Videorekorder aufzuzeichnen. Seit 1989 wurden im Department of Oral History des 1994 eröffneten *United States Holocaust Memorial Museum* (USHMM) in Washington, D.C., Audio- und Videointerviews mit Holocaust-Überlebenden für die Dauerausstellung des Museums aufgenommen. Zahlreiche lokale Museen und Gedenkstätten sind bei der Etablierung von Holocaust Testimony als internationalem Genre der Holocaust-Erinnerung ebenso zu beachten: Vermehrt seit den 1980er Jahren wurden Interviews mit Überlebenden in den USA und darüber hinaus aufgezeichnet, archiviert, digitalisiert und damit global zugänglich. Insbesondere in Ausstellungen, die sich mit der Geschichte und Nachgeschichte von Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Holocaust auseinandersetzen, begegnen uns zumeist kurze Ausschnitte ihrer Videoaufnahmen.

Diese Überlieferungen könnten wir mit Kertész vielleicht als „geistiges Erbe“ der Überlebenden begreifen. Doch welche Bedeutung haben diese Interviews für die Interpretation des NS-Massenmords? Welche Ziele verfolgten die Befragten mit ihren Erzählungen und welche Erwartungen hatten die Interviewer und beteiligten Institutionen? Der Blick auf eines der 52.000 Interviews der USC Shoah Foundation kann einen Einblick in die institutionelle Produktion von Holocaust Testimonies gewähren.

Abb. 1
Digitalisat des Videointerviews mit Gert Silver (#19626) im Visual History Archive, Screenshot von Daniel Schuch.
 USC Shoah Foundation. The Institute for Visual History and Education



Finale Worte und universelle Botschaften

Am 20. September 1996 wurde der 68-jährige Holocaust-Überlebende Gert Silver im Auftrag der UC Shoah Foundation in seinem Wohnzimmer in Melbourne interviewt. Eine digitale Kopie des knapp zweistündigen Videos ist über das Visual History Archive der USC Shoah Foundation (passwortgeschützt) online zugänglich (Abb. 1).

Gert Silver, geboren 1928 in Berlin, hatte als Jugendlicher die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald überlebt und war nach seiner Befreiung nach Australien emigriert. Gegen Ende des Interviews wird Silver nach einer universell gültigen Botschaft gefragt:

Interviewer: Gibt es irgendwelche abschließenden Worte, die Sie über [1 Sekunde] die Erfahrungen, die Sie gemacht haben, sagen möchten? Irgendeine Botschaft, die Sie gerne weitergeben möchten?

Silver: Ich denke einfach, dass es eine wunderbare Sache ist, dass jemand wie Spielberg die Mittel zur Verfügung gestellt hat, um das zu tun, was Sie im Moment tun, nämlich die wenigen verbliebenen Überlebenden zu interviewen, so dass, wenn/ zu einem späteren Zeitpunkt, vielleicht in zehn, fünfzig oder hundert Jahren, Leute wie David Irving kommen/ neue David Irvings auftauchen und sie davon überzeugen, dass es das nie gegeben hat [1 Sekunde] Es ist einfach schrecklich, dass etwas Ähnliches, wenn auch nicht in demselben Ausmaß, heute in Bosnien, in Burundi, in Ruanda, in Afghanistan und an so vielen anderen Orten existiert. Nicht in demselben Ausmaß, weil es dort keine Gaskammern und so weiter gibt, aber trotzdem werden Menschen wegen ihrer Rasse und ihrer Religion getötet.

Interviewer: [2 Sekunden] Vielen Dank.²

Auf die Frage des Interviewers nach einer Botschaft und finalen Worten reagierte Silver zunächst mit einer persönlichen Danksagung an Steven Spielberg. Er ehrte den Filmemacher als Schirmherren der Interviewproduktion. Zudem thematisierte er zentrale Motive der Geschichtskultur der 1990er Jahre. Er griff den Topos vom Tod der Zeitzeug:innen auf und verband ihn mit der Bedeutung von Holocaust Testimony als historischem Beweis der NS-Verbrechen im Kampf gegen Holocaustleugnung. Der namentlich benannte britische Geschichtsrevisionsist David Irving war insbesondere

² Zitiert nach Daniel Schuch (2021): Transformationen der Zeugnenschaft. Von David P. Boders frühen Audiointerviews zur Wiederbefragung als Holocaust Testimony, Göttingen, S. 313. (Hier: Übersetzung aus dem Englischen.)



Abb. 2
**David P. Boder im Sommer 1946
mit seinem Drahttonrekorder
in Europa.**

Fotograf unbekannt, Nutzung
der Abbildung mit freundlicher
Genehmigung von Bill Jarrico im
Auftrag des Boder/Levien Family
Trust

seit den 1990er Jahren als Holocaustleugner international bekannt. Mit dem Vergleich zu genozidalen Gewaltverbrechen wie dem Völkermord in Ruanda machte Silver zudem deutlich, dass als Konsequenz aus dem Holocaust solcherart Verbrechen eigentlich verhindert werden sollten.

Mit seiner individuellen Formulierung hatte der Befragte exakt jene Aspekte thematisiert, die für die institutionellen Erwartungen an das Interview als Holocaust Testimony zentral waren: eine deutliche Stellungnahme gegen Intoleranz, Rassismus und Gewalt und die Botschaft, dass sich der Holocaust nicht wiederholen dürfe.

Inwiefern müssen solche Erwartungen historisiert werden? Lassen sie sich auch in frühen Zeugenberichten finden? Ein Blick zurück auf die frühe Nachkriegszeit verdeutlicht, dass der Beginn einer auditiven Zeugenschaft des Holocaust durch andere Erkenntnisinteressen, Methoden und Ziele der Interviewproduktion geprägt war.

David P. Boders Audioaufnahmen im Nachkriegseuropa

Die erste systematische Sammlung von Audiointerviews mit hauptsächlich jüdischen Überlebenden der NS-Verbrechen geht auf den lettisch-amerikanischen Psychologen David P. Boder zurück.³ Im Sommer 1946 überquerte der aus Europa stammende Forscher den Atlantik und begann Ende Juli in Paris mit seinem Interviewprojekt. Im Gepäck hatte er einen an seiner Universität in Chicago damals neu entwickelten Drahttonrekorder sowie 200 Spulen als Aufnahmemedium (Abb. 2). Von Juli bis Oktober 1946 zeichnete der Forscher in diversen Sammelunterkünften für sogenannte Displaced Persons, in Frankreich, der Schweiz, Italien und Deutschland insgesamt etwa 130 Interviews in neun Sprachen auf.

Was war das Ziel dieses Interviewprojekts und warum kann man es als eine frühe transnationale Initiative zur Erforschung des NS-Massenmords an den Jüdinnen und Juden begreifen? Um einen Einblick in das Interviewprojekt von Boder zu bekommen, bietet es sich an, sein Interview in den Blick zu nehmen, das er ebenfalls mit Gert Silver führte, der im Sommer 1946 unter seinem Geburtsnamen Gert Silberbard in der Schweiz lebte.

3 Zum Ansatz von David P. Boder siehe auch das Interview mit Axel Doßmann in diesem Magazin.

Frühe Versuche, die „Katastrophe“ zu begreifen

Am 27. August 1946 interviewte David P. Boder den damals 17-jährigen Gert Silberbard in einem Kinderheim in Genf.⁴ Befreit worden war Silberbard am 11. April 1945 als eines der sogenannten Buchenwaldkinder, also jenen etwa 900 minderjährigen Häftlingen des KZ Buchenwald. Im Juni 1945 hatte er sich freiwillig für einen humanitären Hilfstransport des Schweizerischen Roten Kreuzes gemeldet, der ihn zur Erholung und Ausbildung nach Genf brachte.

Auffällig an diesem frühen Interview sind insbesondere die zahlreichen Konflikte, die während der Befragung auftraten. Der Psychologe Boder war an den individuellen Erfahrungen seines Gegenübers interessiert, die er Wort für Wort und in der Stimme des Überlebenden aufzeichnete. Silberbard berichtete im Interview über seine Diskriminierungserfahrungen als Jude im NS-Deutschland, über die Deportation seiner Familie nach Auschwitz im Februar 1943, über Zwangsarbeit für die Firma Siemens sowie über seinen Todesmarsch zum KZ Buchenwald im Januar 1945. Die Erzählung von Silberbard war insgesamt durch einen auffällig nüchternen Tonfall geprägt. Nahezu emotionslos beschrieb der damals 17-Jährige seine Gewalterfahrungen in den Konzentrationslagern und verwendete in seiner Erzählung mehrfach Begriffe der Täter für seine Beschreibungen. Die extreme Gewalt in den KZ bezeichnete er durchgehend als selbstverständlich, was Boder als Interviewer nicht verstehen konnte und mehrfach in Frage stellte:

Boder: Warum ist das so selbstverständlich?

Silberbard: Das ist selbstverständlich, glaub' in/ Ich glaub', dass das eben von Büchern und Vorträgen und Filmen genug bekannt ist, dass ich das gar nicht mehr erwähnen brauch, denn die Schläge waren einfach etwas, was zu/ was zum Konzentrationslager gehört, genauso wie zu einem Büro eine Schreibmaschine gehört.⁵

Die lebendige Erfahrung der extremen Gewalt, die Silberbard in Auschwitz und Buchenwald überlebt hatte, war in seinem frühen Interview zugleich allgegenwärtig und auffällig abwesend: Er distanzierte sich mit seiner scheinbar neutral berichtenden Sprache davon und erklärte gegenüber Boder, dass die brutale Behandlung im KZ längst bekannt sei. Der Psychologe wiederum versuchte, im Nachgang seiner Forschungsinterviews, die Erfahrungen der Überlebenden analytisch zu begreifen: Es handele sich um eine menschengemachte Katastrophe, die sich auf die Persönlichkeit und Psyche der Befragten ausgewirkt habe.

In der sozialwissenschaftlichen Auswertung seiner Interviews legte Boder daher auch großen Wert auf den sprachlichen Ausdruck der Erzählungen. Darin zeige sich das, was er später als „Dekulturation“ bezeichnete: „das Schrittweise Zurückstutzen eines menschlichen Wesens, um sie oder ihn in Konzentrations- und Vernichtungslager einzupassen.“⁶ Die Zusammenhänge zwischen sprachlichem Ausdruck, als Einblick in die Persönlichkeit der Befragten, sollten Erkenntnisse über den Aspekt der Traumatisierung erlauben. Bis zu seinem Tod im Jahr 1961 suchte Boder, mithilfe der Erzählungen der von ihm befragten Überlebenden, diese Auswirkungen zu begreifen.

4 Das digitalisierte Audiointerview ist über die Website „Voices of the Holocaust“ zugänglich, wo der Befragte fälschlich als „Silberbart“ benannt wird, vgl. Paul V. Galvin Library: David P. Boder Interviews Gert Silberbart, August 27, 1946, Geneva, Switzerland, URL: <https://voices.library.iit.edu/interview/silberbartG/>; letzter Zugriff am 24.02.2022.

5 Zitiert nach Schuch, Transformationen, S. 154.

6 David P. Boder (2011): Die Toten habe ich nicht befragt. Deutsche Erstausgabe herausgegeben von Julia Faisst, Alan Rosen und Werner Sollors, Heidelberg, S. 17.

Wäre die Geschichte des 20. Jahrhunderts lediglich ein einmaliger Ausrutscher, dann hätte die große Katharsis längst einsetzen müssen.



Moralische Zeugenschaft als Sackgasse

Der kulturelle Wandel von Zeugenschaft des Holocaust zeigt sich insbesondere durch den Vergleich von frühen mit späteren Zeugnissen. Durch die Analyse der mehrfachen Befragung von fünf jüdischen Überlebenden durch Boder (1946) sowie später durch transnationale Institutionen wie die USC Shoah Foundation und das US Holocaust Memorial Museum (1990er und frühe 2000er Jahre) konnte ich Kontinuitäten und Wandel im Wiedererzählen herausarbeiten (Abb. 3). Die Einflüsse der beteiligten Institutionen und eine gewandelte Geschichtskultur in Bezug auf den Holocaust sind zentrale Faktoren dieses Wandels. In den späteren Interviews standen tendenziell weniger die individuellen

Erlebnisse, als vielmehr die Einforderung von universellen Botschaften und Lehren aus dem Holocaust im Zentrum. Doch die Befragten hatten verschiedene Motivationsgründe, an den Interviewprojekten teilzunehmen und bewiesen damit auch ein eigenständiges Verhalten im Umgang mit der pädagogischen Funktionalisierung ihrer Erzählungen. Sie adressierten vornehmlich eigene Familienmitglieder und gerade nicht die gesamte Menschheit als Publikum. Oftmals wurden Erinnerungen an die im Holocaust ermordeten Familienangehörigen sowie Freunde und Geliebte mit den von den Institutionen eingeforderten moralischen Botschaften in eigenwilliger Form verknüpft.

In der Auseinandersetzung mit Erinnerungsinterviews von Holocaust-Überlebenden sollten wir uns stets bewusst darüber sein, dass es sich um zeit- und ortsgebundene Interpretationen der gewaltsamen Vergangenheit handelt. Die sozialen Interaktionspraxen sind von unterschiedlichen Erwartungshaltungen geprägt. Wissen über die NS-Verbrechen wurde durch Interviews mit Betroffenen maßgeblich verbreitet und darin besteht ihr großer wissenschaftlicher Wert. Eine moralische Läuterung können wir von diesen Zeugnissen allerdings nicht erwarten. Bezüglich der Verwendung von Zeitzeugeninterviews sollte der Fokus

daher weniger in der Hoffnung auf universell moralischen Lehren für die Nachwelt liegen. Vielmehr erlauben uns die vielfältigen Zeugnisse der Überlebenden einen emphatischen Einblick in die Verarbeitung der NS-Verbrechen, die es auch im 21. Jahrhundert noch als „unannehmbare Geschichte“ (Kertész) zu begreifen gilt.

Abb. 3

Die Monografie über Transformationen der Zeugenschaft erschien im November 2021 als Band 1 der neuen Reihe „Buchenwald und Mittelbau-Dora – Forschungen und Reflexionen“ im Wallstein Verlag Göttingen.

Der Historiker Daniel Schuch arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Geschichte und Nachgeschichte von Nationalsozialismus und Holocaust, audio-visuelle Zeugenschaft sowie Überlebendenverbände und deren Organisationen nach 1945.

Europa von Buchenwald her denken

Für sein Buchprojekt traf Ronald Hirte Überlebende der Shoah aus den verschiedensten Regionen Europas in Israel.

Frage: **Nachdem Sie Europa in Frankreich und Polen gesucht hatten, sind Sie nun nach Israel gereist. Findet sich dort mehr Europa als in Europa selbst?**

Ronald Hirte: Da Israel zwar „nicht in Europa, aber doch von Europa“ ist, wie der Historiker Dan Diner zuspitzt, findet sich dort viel Europäisches. Israel kann durchaus als eine westliche, aufgeklärte Gesellschaft wahrgenommen werden, eine Demokratie mit einer lebhaften Zivilgesellschaft und einer Kultur, die denen in europäischen Ländern ähnelt. Auch deswegen haben wir uns, Fritz von Klinggräff und ich, dort vielleicht so wenig fremd gefühlt, als wir für die Gespräche in dieses Land hineinplatzten. Welch Europa sich in Israel natürlich noch findet, ist eines, das es seit dem Zweiten Weltkrieg und der Shoah auf dem europäischen Kontinent so kaum mehr gibt: ein jüdisches. Von diesem herkömmlich Europäischen ausgehend haben uns bei diesem Projekt zunehmend Elemente eines möglichen, zukünftigen Europas interessiert. So fragten wir unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner nach ihrem gelebten und gleichzeitig immer wieder nach einem lebenswerten Europa – nach Ideen und Vorstellungen von einem kommenden Europa.

Frage: **Für Ihre Gespräche sind Sie zumeist von Tel Aviv aus aufgebrochen. Wer waren Ihre Gesprächspartner:innen und wie haben Sie sie gefunden?**

RH: Viele fanden wir über befreundete Menschen und Bekannte. Sehr schön und hilfreich war es auch, im Land von den einen zu den anderen geschickt zu werden. Wir bekamen so viele Tipps: „Mit ihr müssen Sie sprechen“ oder „Bei diesem Thema müsst ihr unbedingt ihn treffen“. Wir wollten möglichst viele verschiedene Perspektiven aufstöbern, möglichst viel über unterschiedliche familiäre, kulturelle, politische, ethnische, nationale oder religiöse Zugehörigkeiten erfahren, ohne die Menschen mit ihren Markierungen zu belästigen. Wesentlich waren einige Israelis, die wir bereits vor Jahren als Gäste der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora kennengelernt hatten: Überlebende der Konzentrationslager sowie ihre Kinder und Enkelkinder.



Abram Kimelman, Ramat Gan, August 2015
Foto: Manuel Fabritz

Frage: **Welche Bedeutung hatte das noch im Juni 1945 in Thüringen gegründete „Kibbuz Buchenwald“ für die erste Generation?**

RH: Die Wurzeln dieses Kibbuz hachschara, dieses landwirtschaftlichen Trainingskibbuzes, liegen in den Netzwerken der Akteurinnen und Akteure in den Konzentrationslagern Auschwitz-Monowitz und Buchenwald sowie in den Displaced-Persons-Lagern Buchenwald und Bergen-Belsen. Entsprechend der Kibbuzidee wollten seine Mitglieder sich und anderen Überlebenden jenseits von unterschiedlichen politischen und religiösen Überzeugungen ein Heim bieten und selbstbewusst jüdisches Gemeinschaftsleben organisieren. Besonders für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen unter den Überlebenden war der Kibbuz angesichts der ermordeten Familienmitglieder so etwas wie eine Ersatzfamilie. Sie hofften, durch diese aktive Gemeinschaft und durch die Hilfe anderer Organisationen Europa bald für immer verlassen zu können. Ziel war Palästina. Mit ihrem Kibbuz, der später seinen beständigen Ort in Israel fand, bauten sie sich eine Brücke zwischen der Zerstörung ihrer Lebenswelt in Europa und der Erneuerung ihres Lebens im jüdischen Staat.

Frage: **Für die Interviews hatten Sie einiges mit im Gepäck: Dokumente und Fotos aus den Archiven in Buchenwald, Washington und Jerusalem. Welche Rolle spielen sie für den Gesprächsverlauf?**

RH: Diese überlieferten Fragmente halfen in den Gesprächen enorm, sich schnell konkreten historischen Ereignissen nähern zu können. Gleichzeitig betrieben wir mit ihnen auch ein wenig Forschung, wenn es zum Beispiel gelang, die auf den Fotos Abgebildeten etwas der Anonymität zu entreißen. Unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner konnten noch viele Fotografierte namentlich benennen und in kleinen Geschichten über diese Menschen die Bilder genauer kontextualisieren. In dieser Hinsicht ist leider sehr viel versäumt worden. „Und warum sind Sie nicht früher gekommen?“, brachte es eine der Kibbuz Buchenwald-Gründerinnen, Hilde Zimche, auf den Punkt. Die Dokumente bildeten oft so etwas wie ein Geländer für den Gesprächsverlauf, auch wenn sie uns genauso oft von all unseren vorbereiteten Fragen wegführten. Kurzum: Sie erhöhten die Performativität der Gespräche.

Frage: **Ihr Buch ist kein Interviewband im engeren Sinne. Es enthält auch mehrere Aufsätze. Welche Funktion übernehmen sie?**

RH: Im Band finden sich 25 Interviews. Die Aufsätze nehmen einerseits zwei zentrale inhaltliche Stränge auf: die Geschichte der Buchenwaldkinder und die Geschichte des Kibbuz Buchenwald. Andererseits kommen in ihnen, ähnlich wie in der umfangreichen Einleitung, noch all die Interviewten wenigstens kurz zu Wort, die nicht zu den 25 im Buch veröffentlichten Gesprächen gehören. Dan Diners Aufsatz „Konflikte begreifen“ erzählt eine Geschichte Israels in der Chronologie seiner Kriege und bildet gewissermaßen die Blaupause auf unsere Gespräche. Samantha Font-Salas Fotoessay „Wadi Salib, Haifa, 3. Januar 2017“ zeichnet die Ruinenlandschaft Wadi Salibs und damit einige für Israel charakteristische Konfliktgeschichten am Beispiel dieses Haifaer Stadtviertels nach.



Moshe Kravec, Beit Lochemei haGeta'ot, Januar 2017
Foto: Samantha Font-Sala

Der Archäologe **Ronald Hirte** ist Referent der Bildungsabteilung der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.

Die Fragen stellte **Rikola-Gunnar Lüttgenau**.

Frage: **Von außen betrachtet wirkt das heutige Israel sehr konfliktbeladen. Der Soziologe Natan Sznajder betont jedoch: „Nicht der Konflikt ist überraschend, sondern die Stabilität.“ Was begründet diese Stabilität?**

RH: Natan Sznajder geht davon aus, dass das ständig konfliktthafte Geschehen in Israel für das Denken von Staaten und Gesellschaften im Allgemeinen bedeutsam ist – schließlich gibt es ja nicht nur in Israel Probleme mit dem Verständnis der Zivilgesellschaft als einer auf Gleichheit und Universalismus basierenden Vergemeinschaftungsform, die die Partikularinteressen verschiedenster Gruppen im Namen universaler Rechte ausgleichen möchte. In dieser Hinsicht kann die soziologische Analyse der Gesellschaften Israels „Europa einen Spiegel seiner eigenen Zukunft vorhalten“, so Sznajder. Die Stabilität ist möglich, weil die Gesellschaften in Israel ihre radikal offenliegenden Differenzen in den Lebensweisen und Staatsverständnissen stetig untereinander aushandeln müssen.

Frage: **Und was kann das heutige Europa, das zunehmend von neuen Ethno-Nationalismen geprägt wird, davon lernen?**

RH: Ein Horizont des Lernens könnte sein, offener, ehrlicher, vielleicht auch gelassener mit Aporien umzugehen. In den gut sieben Jahrzehnten seines Bestehens ist der jüdische Staat in der Levante zu einem vitalen Gemisch der verschiedensten Gruppen geworden, Diversität ist dort trotz aller Schwierigkeiten eine Grunderfahrung. Zudem scheint es in diesem, wie es der Filmemacher Amos Gitai nennt, „fortwährend dramatischen Land“ weniger Angst vor komplexen Lebenswirklichkeiten zu geben. Gelernt werden könnte außerdem, dass sich Privates und Politisches kaum trennen lassen – eine weitere in Israel längst gemachte Erfahrung.



Stefan Cohn, Herzliya, August 2015
Foto: Manuel Fabritz



Yossef Farkash, Netanya, November 2016
Foto: Manuel Fabritz



Michael Urich, Bne Berak, Januar 2017
Foto: Samantha Font-Sala

Israel, Fragen nach / Europa

Dass Europa sein kann. Mit dieser Vorstellung starteten Ronald Hirte und Fritz von Klinggräff vor zehn Jahren ein Rechercheprojekt, das nun mit dem dritten Band sein Ende findet. Es führte sie durch Frankreich (noch mit Hannah Röttele), durch Polen und nun: nach Israel – in lange, wiederholte Begegnungen mit weit über hundert Menschen.

Zugleich führte dieser Weg durch einen Kontinent, der mit dem von Jorge Semprún nach 1945 beschworenen „europäischen Geist“ heute nicht mehr viel zu tun haben will. Europa wendet sich in weiten Teilen ab von jenem Projekt, das es einst von Buchenwald her als rechtsstaatlich und solidarisch erdachte. Ethnie und Nation finden heute mit Gewalt ihren Weg in den europäischen Alltag zurück. Also kehrten Ronald Hirte und Fritz von Klinggräff Europa von 2015 bis 2018 immer wieder den Rücken, um es dort aufzusuchen, wohin es einst zu Hunderttausenden ausgewanderte oder floh. Sie trafen Überlebende der Shoah aus den verschiedensten Regionen Europas, ihre Kinder und Kindeskinde, Freunde und Nachbarn aus anderen Regionen der Welt. Und statt Zeitzeugenaussagen begegneten ihnen offene Lebenserzählungen.



**Ronald Hirte, Fritz von Klinggräff (2020):
Israel, Fragen nach / Europa. Gespräche
über einen fernen, nahen Kontinent,
Weimar.**

Historikerstreit 2.0?

Zur Debatte um das Wechselverhältnis zwischen Shoah- und Kolonialismus-Erinnerung

VON JENS-CHRISTIAN WAGNER

Seit einiger Zeit tobt in den deutschen Feuilletons und in den Social Media ein erbitterter Streit um die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Kolonialismus und ihrer Verortung in der deutschen Erinnerungskultur, insbesondere in Bezug auf die Holocaust-Erinnerung bzw. die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen als der geschichtspolitischen Richtschnur der Bundesrepublik. Zusätzlich angefacht wurde die Diskussion, die bereits vor über zwanzig Jahren begann¹, in den vergangenen zwei Jahren durch den Streit um israel-kritische Äußerungen des südafrikanischen Historikers Achille Mbembe und die Kampagne Boycott, Divestment and Sanctions (BDS) samt dem Papier der „Initiative GG5.3 Weltoffenheit“ und der „Jerusalem Declaration“, die Debatten um die Entschädigung der Herero und Nama, die Black-lives-matter-Bewegung sowie die Diskussionen um das Humboldt-Forum in Berlin und das dort präsentierte koloniale Erbe in Deutschland.

Manche bezeichnen die Debatte als neuen Historikerstreit. Der erste Historikerstreit von 1987 war ein Rückzugsgefecht rechtskonservativer Historiker (Frauen waren kaum beteiligt) gegen die sich allmählich durchsetzende normative Stellung der Erinnerung an die Shoah als demokratischem Grundkonsens der Bundesrepublik gewesen. Anfang der 1990er Jahre war er in der Debatte um den Umgang mit dem Stalinismus und dem in der DDR begangenen Unrecht noch einmal aufgeflammt. Spätestens mit der Formel von Bernd Faulenbach („Die NS-Verbrechen dürfen nicht mit Hinweis auf das Nachkriegsunrecht relativiert, dieses Unrecht jedoch nicht umgekehrt angesichts der NS-Verbrechen bagatellisiert werden“²) hatte sich aber bald eine Sichtweise durchgesetzt, die die Dominanz der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als Staatsräson in der Berliner Republik anerkannte, ohne den Stalinismus und das DDR-Unrecht auszublenden.

Nun scheint dieser Grundkonsens wieder infrage gestellt zu werden – allerdings von links. Literaturwissenschaftler wie Michael Rothberg³ oder Historiker wie Jürgen Zimmerer, die im März 2021 in der *ZEIT* einen Beitrag mit dem programmatischen Titel „Enttabuisiert den Vergleich!“ veröffentlichten⁴, argumentieren, die Fixierung auf die Shoah und ihre tatsächliche oder vermeintliche Singularität sei zu einem geschichtspolitischen und damit unwissenschaftlichen Glaubenssatz verkommen und verhindere eine Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Kolonialismus. Zudem werde sie genutzt, um Kritik an israelischem Regierungshandeln als antisemitisch zu diskreditieren.

1 Vgl. etwa Jürgen Zimmerer (2003): Holocaust und Kolonialismus. Beitrag zu einer Archäologie des genozidalen Gedankens, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51 (2003), H. 12, S. 1098-1119, ders. (2011): Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Münster, sowie Birthe Kundrus (2006): Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur „Kolonialisierung“ des Nationalsozialismus, in: WerkstattGeschichte 43 (2006), S. 45-62.

2 Bernd Faulenbach (2002): Konkurrenz der Vergangenheiten? Die Aufarbeitung des SED-Systems im Kontext der Debatte über die jüngste deutsche Geschichte, in: Annegret Stephan (Hg.), 1945 bis 2000. Ansichten zur deutschen Geschichte, Opladen, S. 17-32, hier S. 25.

3 Michael Rothberg (2021): Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Berlin. Seine Thesen ablehnend: Steffen Klävers (2019): Decolonizing Auschwitz? Komparativ-postkoloniale Ansätze in der Holocaustforschung, Berlin, S. 133-177.

4 Vgl. Michael Rothberg/Jürgen Zimmerer, „Enttabuisiert den Vergleich!“, in: Die Zeit, Nr. 14/2021, 31.3.2021.

Und schließlich: Die Fixierung auf die Shoah und die Abwehr des Antisemitismus trage, so formulierte es der australische Historiker A. Dirk Moses in einer im Mai 2021 veröffentlichten Streitschrift⁵, sakrale Züge, sie sei ein Katechismus, und ihre Protagonist:innen seien „Glaubenswächter“, ja sogar „Hohepriester“.

Moses' Polemik richtete sich vor allem gegen Publizisten wie etwa Thomas Schmid, die harsche Kritik am *ZEIT*-Artikel von Rothberg und Zimmerer geübt hatten.⁶ Sie traf aber auch Menschen (insbesondere auch aus den Gedenkstätten), die sich in den 1980er und 1990er Jahren mit viel Engagement und vielfach gegen heftigen Widerstand aus der Mehrheitsgesellschaft für das emanzipatorische Projekt einer kritischen Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte eingesetzt hatten. Vor diesem Hintergrund diskreditiert sich Moses' Angriff gegen die vermeintlichen „Hohepriester“ von selbst.⁷ Die von ihm und anderen aufgeworfene Frage jedoch, ob die Fixierung auf die Shoah, also den Mord an den europäischen Juden, bzw. ob die Singularitätsthese den Blick auf die Bandbreite der NS-Verbrechen verengt und/oder eine Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Kolonialismus verhindert, verdient ebenso eine kritische Betrachtung wie der Vorwurf, der „Katechismus“ diene als Totschlagargument gegen jede Kritik am Staat Israel bzw. dessen Politik.

Post colonial vs. Holocaust studies?

Mit ihrem universalistischen Geltungsanspruch verdeckte die Shoah-Erzählung, so ihre postkolonialen Kritiker:innen, historische und gegenwärtige koloniale Verbrechen und genozidale Gewalt im globalen Süden. Ganz falsch ist das nicht. Tatsächlich ist die Shoah in den vergangenen drei Jahrzehnten – teils mit affirmativer Stoßrichtung – zur universalen Chiffre für das Thema Gesellschafts- und Regimeverbrechen geworden und wird bisweilen der Auseinandersetzung mit ganz anderen Verbrechen übergestülpt und damit historisch entkontextualisiert. Selbst Überlebendenverbände schließen sich solchen Deutungen an. Im Mitteilungsblatt der französischen *Fédération Nationale des Déportés et Internés, Résistants et Patriotes (FNDIRP)* etwa hieß es im Februar 2016 unter der Überschrift „Die universelle Botschaft von Auschwitz“, der Jahrestag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar (der in Deutschland offizieller Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus ist) sei „auch der Erinnerung an die Opfer aller Genozide und der Prävention gegen jegliche Verbrechen gegen die Menschheit gewidmet“.⁸ Deutsche Gedenkstättenpraktiker:innen sind denn auch überall auf der Welt gern gesehene Expert:innen für die öffentliche Auseinandersetzung mit den jeweiligen Regime- und Gesellschaftsverbrechen. In Chile etwa wurden vor einigen Jahren bei einer Regierungs-Ausschreibung für einen nationalen Koordinator der Arbeit von Gedenkstätten, die an die Opfer der Pinochet-Diktatur erinnern, explizit Berufserfahrungen in der deutschen Gedenkstättenarbeit gefordert.

Sicherlich ist es richtig, besser: für die Erkenntnisbildung sogar zwingend erforderlich, Vergleiche zwischen verschiedenen Formen des Genozids und staatlicher bzw. gesellschaftlicher Massengewalt anzustellen, allein schon, um falsche historische Analogiebildungen zu vermeiden. Um den Völkermord in Ruanda, die Terrorherrschaft der Roten Khmer in Kambodscha oder die Verbrechen der lateinamerikanischen Militärdiktaturen der 1970er Jahre zu analysieren bzw. in den jeweiligen Ländern innergesellschaftliche Diskurse darüber anzuregen, braucht man jedoch nicht die didaktische Folie der sogenannten Holocaust Education.

5 A. Dirk Moses (2021): Der Katechismus der Deutschen, in: *geschichte-dergegenwart.ch*, (<https://geschichtedergegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen/>, abgerufen am 5.12.2021).

6 Thomas Schmid, „Der Holocaust war kein Kolonialverbrechen“, in: *Die Zeit*, Nr. 15/2021, 7.4.2021.

7 Deutlicher Widerspruch zu Moses u. a. hier: Friedländer, Saul/Frei, Nibert/Steinbacher, Sybille/Diner, Dan (Hrsg.) (2022): Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust, München.

8 *Le Patriote Résistant*, Heft 905 (Februar 2016), Titelseite (Übersetzung aus dem Französischen).

Einerseits kann eine so verstandene Holocaust Education also in ahistorischer Universalisierung, in einer Öffnung „teilweise bis ins Absurde“⁹ münden. Auf der anderen Seite birgt sie, auch wenn es paradox klingt, die Gefahr der thematischen Engführung, indem die Bandbreite der NS-Verfolgung aus dem Blick gerät. In der öffentlichen Wahrnehmung werden, verstärkt durch mediale Präsentationen, oft alle NS-Opfer unter der Shoah subsumiert oder gar nicht mehr gesehen. So wird der 1996 von Bundespräsident Herzog eingeführte Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus in Medien und Öffentlichkeit mittlerweile fast nur noch „Holocaust-Gedenktag“ genannt (international heißt er offiziell so). Tatsächlich waren die Interdependenzen zur politischen und rassistischen Verfolgung anderer Gruppen im Nationalsozialismus aber zu offenkundig, als dass die Shoah isoliert betrachtet und historiographisch analysiert werden könnte. Und zu einer reflexiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gehört, dass alle Opfergruppen gleichermaßen in den Blick genommen werden. Nicht zuletzt für die Gedenkstätten ist das eine Grundvoraussetzung für eine differenzierte Bildungsarbeit, die der Komplexität der Geschichte gerecht wird.

Sicherlich war die Shoah das monströseste Verbrechen der Nationalsozialisten, aber wie der Krankenmord, die Zwangsarbeit, der Mord an Sinti:zze und Rom:nja und sowjetischen Kriegsgefangenen sowie die Verfolgung von Homosexuellen, „Asozialen“ und politischen Gegnern und die mörderische deutsche Besatzungsherrschaft vor allem in Polen und in der Sowjetunion entwickelte sie sich aus einer radikal rassistischen Gesellschaft, die zwischen Eigenen und Fremden sowie zwischen nützlichem und „unwertem“ Leben unterschied. Auf die enge Verbindung zwischen dem Krankenmord und der Shoah (das Ersticken von Kranken in Gaskammern und Gaswagen in den Jahren 1940/41 war gewissermaßen der Probelauf für den fabrikmäßigen Massenmord an Jüdinnen und Juden in den Vernichtungslagern) hat etwa Ernst Klee bereits vor fast 40 Jahren hingewiesen.¹⁰ Aus dem Gesamtgefüge der Ideologie- und Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus kann der Mord an den europäischen Juden daher nicht herausgelöst werden. Genau dies geschieht aber allzu oft im öffentlichen Geschichtsdiskurs.

Analytisch ebenso zu kurz greift auf der anderen Seite die These (zumindest wenn sie monokausal vorgebracht wird), die NS-Verbrechen und damit auch die Shoah ließen sich als Teilgeschichte genozidaler kolonialer Gewalt erzählen, es führe gewissermaßen ein direkter Weg vom ersten deutschen Genozid in „Deutsch-Südwestafrika“ nach Auschwitz. Zwar trug die deutsche Besatzungsherrschaft im Osten deutliche koloniale Züge, etwa hinsichtlich der Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung durch Zwangsarbeit oder auch angesichts der nationalsozialistischen Siedlungspläne. Deutlich wird das etwa beim „Generalplan Ost“, der die Versklavung, Umsiedlung und das Verhungernlassen von Millionen Menschen in den besetzten Gebieten der Sowjetunion und zugleich die „Germanisierung“ und Ansiedlung deutscher „Wehrbauern“ vorsah. Solche Pläne und die mörderische Praxis in den besetzten Gebieten waren zweifellos auch durch das „koloniale Archiv“ bedingt, also das von den Kolonialmächten über Jahrhunderte gespeicherte Wissen über die Ausbeutung und Unterdrückung der als „minderwertig“ angesehenen Bevölkerung in den Kolonien. Doch hatte nur eine kleine Zahl von NS-Funktionären und Germanisierungsplanern persönliche koloniale Erfahrungen. Überdies erklärt das koloniale Archiv nicht die neuartige rassistische Radikalität der Shoah. Überhaupt wäre es falsch, den Mord an den europäischen Juden und Jüdinnen monokausal auf den Tabubruch des Genozids an den Herero und Nama zurückzuführen.¹¹ Andere Faktoren, etwa die radikalisierende Gewalterfahrung des Ersten Weltkrieges und die vergiftete politische Atmosphäre in der Weimarer Republik, insbesondere aber die spezifische Herkunft und Radikalität des deutschen Antisemitismus und die Vision der

9 Elke Gryglewski (2016): Gedenkstättenarbeit zwischen Universalisierung und Historisierung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66, H. 3-4, S. 23-28, hier S. 26. Die Universalisierung der Holocaust Education hingegen positiv wertend Levy, Daniel/Snaider, Natan (Hrsg.) (2001): *Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust*, Frankfurt/Main.

10 Vgl. Ernst Klee (1983): *Euthanasie im NS-Staat. Die Vernichtung lebensunwerten Lebens*, Frankfurt/Main. Vgl. auch Henry Friedländer (1995): *The Origins of Nazi Genocide. From Euthanasia to the Final Solution*, Capel Hill/London sowie Sara Berger (2013): *Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka*, Hamburg, sowie den aktuellen Sammelband von Osterloh, Jörg/Schulte, Jan Erik (Hrsg.) (2021): *„Euthanasie“ und Holocaust. Kontinuitäten, Kausalitäten, Parallelitäten*, Paderborn.

11 Vgl. hierzu kritisch: Birte Kundrus (2005): *Von den Herero zum Holocaust? Einige Bemerkungen zur aktuellen Debatte*, in: *Mittelweg* 36, 14, S. 82-92.

Nationalsozialisten von den deutschen „Herrenmenschen“ als den Beherrschern Europas, werden durch monokausale Erklärungsversuche ausgeblendet.¹²

Gleichwohl bieten die vergleichenden Ansätze der Post Colonial Studies eine große Chance, die Geschichte der NS-Verbrechen und damit auch der Shoah historisch besser zu verstehen und sie nicht aus der Geschichte herauszureißen.¹³ Aber widerspricht das nicht der Singularitätsthese, also der Behauptung, die Shoah sei einzigartig, weil sie die uneingeschränkte Vernichtung aller Juden und Jüdinnen allein um ihrer Vernichtung willen zum Ziel gehabt habe? Als „Zivilisationsbruch“ in der deutschen Geschichte, wie Dan Diner die Shoah als das Morden um des Mordens willen bezeichnet hat¹⁴, sei der Mord an den europäischen Juden und Jüdinnen anders zu bewerten als andere Genozide, die pragmatische oder begrenzte Ziele gehabt hätten.

Singularität der Shoah?

Moralisch und geschichtspolitisch ist die Singularitätsthese durchaus nachvollziehbar: ersteres wegen der Ungeheuerlichkeit der Shoah, die frühere und parallele Verbrechen in Mitteleuropa sowohl hinsichtlich der mörderischen Praxis als auch bezüglich der ideologischen Legitimation in den Schatten stellt (Auschwitz, Sobibor oder Treblinka waren historisch etwas grundlegend Neues), zweiteres angesichts der jahrzehntelangen notorischen Versuche aus dem rechtskonservativen Milieu, die Verbrechen des Nationalsozialismus gegen die des Stalinismus aufzurechnen und deutsche Schuld bzw. Verantwortung damit zu relativieren.

Die Rede von der Singularität der Shoah kann jedoch, wenn sie rein normativ verstanden wird, ideologisch derartig erstarren, dass sie Interdependenzen zwischen verschiedenen Regime- und Gesellschaftsverbrechen verwischt – insbesondere aber den Umstand, dass, wie bereits ausgeführt, die Ermordung der europäischen Juden und Jüdinnen trotz ihrer Monstrosität nicht losgelöst von den anderen NS-Verbrechen betrachtet werden kann. Ganz eng gesehen ist jedes historische Ereignis einzigartig; Geschichte wiederholt sich nicht eins zu eins (eine Feststellung, die eigentlich trivial ist und deshalb auch schon heftig kritisiert wurde¹⁵). Wer historische Ereignisse verstehen möchte, muss sie aber in ihre Kontexte setzen und als historische Prozesse vergleichen – nicht um sie gleichzusetzen, sondern um wissenschaftlich fundiert Parallelen und auch Unterschiede herausarbeiten zu können. Wenn sie im geschichtspolitischen Diskurs verwendet wird, ist die Rede von der Singularität daher weder überzeugend noch hilfreich, hebt sie doch den Mord an den europäischen Jüdinnen und Juden aus seinem eigenen Kontext, nämlich der ganzen Bandbreite der NS-Verbrechen, heraus, ganz abgesehen von den längeren Entwicklungslinien. Statt von Singularität wäre es vermutlich besser, von Präzedenzlosigkeit zu sprechen.

Auf der anderen Seite war die ideologische Triebfeder der Shoah, der Antisemitismus, aber nicht einfach nur eine Spielart des Rassismus. Der Antisemitismus ist ein eigenständiges Phänomen, dem Rassismus verwandt, aber doch mit ganz eigenen ideologischen Aufladungen, die historisch weit hinter die Genese des modernen Rassismus im 19. Jahrhundert zurückreichen. Wenn die Shoah präzedenzlos war, dann nicht nur wegen der Ungeheuerlichkeit der umfassenden Vernichtungspraxis, sondern auch, weil es mit dem Antisemitismus eine andere ideologische Begründung gab als bei früheren Genoziden – ein Antisemitismus, der als Erlösungs-ideologie im Nationalsozialismus noch über den ohnehin schon radikalen deutschen Rassen-Antisemitismus des 19. Jahrhunderts hinausging.¹⁶

12 Vgl. Sybille Steinbacher (2015): Sonderweg, Kolonialismus, Genozide: Der Holocaust im Spannungsfeld von Kontinuitäten und Diskontinuitäten der deutschen Geschichte, in: Bajohr, Frank/Löw, Andrea (Hrsg.): Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung, Frankfurt a. M., S. 83-101, hier S. 87 f. Vgl. auch – als Antwort auf die These von A. Dirk Moses vom Paradigma „permanenter Sicherheit“ als dem gemeinsamen Tatmotiv massenmörderischer Systeme (A. Dirk Moses (2021): The Problems of Genocide. Permanent Security and the Language of Transgression, Cambridge) Michael Wildt (2021): Permanente Paranoia, in: Journal of Modern European History 19 (2021), S. 400-404.

13 Vgl. Steinbacher, Sonderweg, S. 92 f.

14 Vgl. etwa Dan Diner (1988): Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz. Frankfurt/Main. Vgl. auch ders. (2012): „Zivilisationsbruch“ – oder der Verfall ontologischer Gewissheit, in: Bielefeld, Ulrich/Bude, Heinz/Greiner, Bernd (Hrsg.): Gesellschaft – Gewalt – Vertrauen: Jan Philipp Reemtsma zum 60. Geburtstag, Hamburg, S. 458-470.

15 Vgl. etwa Margalit, Avishai/Motzkin, Gabriel (1997): Die Einzigartigkeit des Holocaust, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 45:1 (1997), S. 3-18.

16 Vgl. Saul Friedländer (2007): Erlösungsantisemitismus. Zur Ideologie der „Endlösung“. Zur Ideologie der „Endlösung“, in ders.: Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte, Göttingen, S. 28-53.



**Besetztes Instituto Nacional
de Derechos Humanos in Santiago de Chile,
Dezember 2021**
Foto: J. Wagner

Wenn auf die Singularität der Shoah verwiesen wird, dann ist damit immer auch die Forderung nach einer generellen Absage an jeden Antisemitismus verbunden. Und genau hier ist die Stelle, an der die Shoah-Erinnerung mit dem berechtigten Anspruch des globalen Südens auf Anerkennung seiner Geschichte kolonialer Ausbeutung kollidieren kann: Den Opfern des einen Verbrechens (bzw. deren Nachkommen), den Jüdinnen und Juden, wird vorgeworfen, selbst Täter:innen eines anderen Verbrechens zu sein, indem Israel in Palästina als Kolonialmacht auftritt. Umgekehrt wird denjenigen, die die israelische Siedlungspolitik kritisieren, oftmals Antisemitismus vorgeworfen, vor allem, wenn dies aus postkolonialer oder „antiimperialistischer“ Perspektive erfolgt. Häufig genug sind diese Vorwürfe berechtigt. Manchmal geht die „Kritik“ an Israel bis zur Schuldumkehr: Vor dem von Studierenden besetzten Instituto Nacional de Derechos Humanos (Nationales Institut für Menschenrechte) in Chile etwa prangte Ende 2021 ein Plakat, auf dem es hieß: „Von Kolumbien bis Palästina widerstehen wir Völkern dem Faschismus und dem kriminellen Zionismus.“ Das ist offener Antisemitismus im Gewand des Antiimperialismus und wirft den Faschismus mit dem Zionismus in einen Topf. Nun ist aber nicht jede Kritik an der israelischen Siedlungspolitik antisemitisch. „Erscheinungsformen von Antisemitismus können sich auch gegen den Staat Israel, der dabei als jüdisches Kollektiv verstanden wird, richten“, heißt es in der Antisemitismus-Arbeitsdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) von 2017, zu der sich u. a. die Bundesrepublik bekannt hat. Und weiter heißt es dort: „Allerdings kann Kritik an Israel, die mit der an anderen Ländern vergleichbar ist, nicht als antisemitisch betrachtet werden.“ Die Grenze einer legitimen Kritik wird jedoch dann überschritten, wenn aus der Kritik am staatlichen Handeln Kritik am Staat an sich (im Sinne der Delegation des Staates Israel) und an seinen Bürger:innen als Kollektiv wird. Es gibt also israelbezogenen Antisemitismus, aber nicht jede gegen staatliches Handeln bzw. die Regierung in Israel gerichtete Kritik ist antisemitisch. Eigentlich ist das eine Selbstverständlichkeit, denn eine demokratische Regierung muss sich immer der Kritik stellen – wie es in Israel selbst ja auch geschieht.

Zwei wichtige emanzipatorische erinnerungskulturelle Projekte

Kontraproduktiv ist es daher, wenn der Vorwurf des Antisemitismus als pauschale Waffe benutzt wird, um inhaltliche Kritik zu delegitimieren. Umgekehrt muss jeder explizite oder auch nur implizite Versuch, die Shoah mit Verweis auf die Verbrechen des Kolonialismus zu relativieren, zurückgewiesen werden. Es muss verhindert werden, dass, wie im Fall Mbembe, zwei wichtige emanzipatorische erinnerungskulturelle Projekte gegeneinander ausgespielt werden: die antirassistische Perspektive der Postcolonial Studies auf der einen und die Auseinandersetzung mit der Shoah und dem Antisemitismus auf der anderen Seite. Hier einen Konkurrenzkampf auszufechten, stellt die reflexive Erinnerungskultur als Grundkonsens der liberalen Staats- und Gesellschaftsordnung in der Bundesrepublik in Frage – und ist Wasser auf die Mühlen extrem rechter und geschichtsrevisionistischer Politiker wie Björn Höcke, die schon länger eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad fordern und sich zugleich gegen die Kritik am Kolonialismus stellen.

Die Anerkennung der Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus darf mithin nicht zu einer Konkurrenzsituation führen oder zur Verdrängung der einen Erinnerung durch die andere. Dass das durchaus geht, zeigt die Bundestagsresolution von 2016 zum Genozid an den Armeniern. Sie hatte nicht einmal ansatzweise die Relativierung des Holocaust zur Folge. Prinzipiell gilt das auch für den Kolonialismus und die Shoah. Beide müssen ihren Platz in der Erinnerungskultur haben – in globaler Perspektive wie auch mit Blick auf die deutsche Gesellschaft, die längst durch Migration geprägt ist, was sich nicht zuletzt auch am vielfältigen Publikum in den Gedenkstätten zeigt.

Der Kolonialismus und seine Folgewirkungen bis heute sind ein Verbrechen, dessen Anerkennung nicht der Analogie mit der Shoah bedarf. Und es muss anerkannt werden, dass für die Menschen aus dem globalen Süden der Kolonialismus eine Primärerfahrung ist, die nicht durch eine universalistisch verstandene Holocaust Education überschrieben werden kann. Es darf keine Master-Leiderzählung geben, der sich alle anderen Leiderzählungen unterzuordnen haben. Ansonsten würden wir blind für die Vergangenheit – und für die Gegenwart. Vielmehr ist es Aufgabe der Geschichtswissenschaft, das jeweilig Spezifische der Shoah und des Kolonialismus – wie auch anderer Verbrechen – herauszuarbeiten und es zugleich im historischen Längsschnitt zu kontextualisieren. So verstanden können die Postcolonial Studies der Holocaust-Forschung wertvolle Anregungen geben¹⁷ – und umgekehrt, und das, ohne das eine gegen das andere auszuspielen.

17 Beispiele in: Bajohr, Frank/ O'Sullivan, Rachel (2022): Holocaust, Kolonialismus und NS-Imperialismus. Forschung im Schatten einer polemischen Debatte, in: VfZ 79, H. 1, S. 191-202.

Jens-Christian Wagner
ist Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte in
Medien und Öffentlichkeit an der FSU Jena.

***Ob unsere Welt lebenswert sein wird oder nicht,
hängt in unserer Zeit allein von der Solidarität
zwischen den Menschen ab.***

Boris Pahor
Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Etwa 8 cm Durchmesser haben die Spulen, umwickelt mit Karbon-Stahldraht. Boder nahm zweihundert Spulen mit nach Europa – Speicherplatz für etwa 120 Stunden akustische Welt. Spezi­alsammlung der Charles E. Young Research Library an der University of California Los Angeles (UCLA), Foto: Axel Doßmann, 2018

„... am empirischen Material abarbeiten.“

Ein Gespräch mit Axel Doßmann
über Audio-Interviews mit Überlebenden
aus dem Sommer 1946

Frage: **David P. Boders Tonaufnahmen aus dem Jahr 1946 bilden die weltweit erste Sammlung von Audio-Interviews mit Überlebenden der national-sozialistischen Ghettos und Lager. Was waren die Beweggründe für sein Projekt?**

Axel Doßmann: Für eine Antwort lohnt es, sich Boders Biografie zu vergegenwärtigen: Der Sozialpsychologe David P. Boder war in Lettland in eine jüdische Familie geboren worden. Er hatte 1919, mit 33 Jahren, seine russische Heimat verlassen. Nach Jahren in Mexiko lebte er seit 1926 in den USA, spezialisierte sich dort auf Sprachforschung. Sein Bruder starb im Ghetto Riga, wie er erst später erfuhr.

Im Frühling 1945 wurde auch Boder mit den Bildern der NS-Verbrechen konfrontiert, darunter Fotos aus dem befreiten KZ Buchenwald. Dem Sprachforscher war sofort klar: Diese schockierenden Filme und Fotos von anonymen „Muselmännern“ und Leichenbergen sind zwar Beweise für die Verbrechen der Nationalsozialisten – aber sie sind stumm. Will man jedoch die Erfahrungen der Opfer begreifen, dann muss man die Überlebenden systematisch befragen – und mehr noch: ihre Erzählungen und ihr Erfahrungswissen akustisch aufzeichnen und bewahren.

„Es erscheint aus psychologischen und historischen Gründen von größter Wichtigkeit, dass die Eindrücke, die bei den Opfern in den Gefängnissen und Konzentrationslagern sowie in den Gebieten, die in den nächsten Tagen befreit werden, noch lebendig sind, nicht nur direkt in ihrer eigenen Sprache, sondern auch mit ihrer eigenen Stimme aufgezeichnet werden.“

David P. Boder, Memorandum vom 1. Mai 1945,
in: David Pablo Boder Papers, Box 1,
Charles E. Young Research Library,
Department of Special Collections,
UCLA (Hier: Übersetzung aus dem Englischen).



Boder um 1953
Foto: Robert Donohue, coll. Yair Aharanowitz

Im Sommer 1946 nahm der Sprachpsychologe David P. Boder (1886–1961) für seine Feldforschung einen Drahtton-Rekorder mit auf die Reise nach Europa. Er interviewte über 100 Displaced Person (DPs) in DP-Camps und Waisenheimen, in Frankreich, Italien, der Schweiz und in der amerikanisch besetzten Zone Deutschlands. Er zeichnete auch Sologesänge, Chöre und religiöse Gedenkzeremonien auf. Die meisten seiner Interviewpartner:innen waren jüdisch. Zu hören sind überwiegend junge Stimmen, ein Drittel davon sind Frauen. Er sprach mit Religiösen und Kommunist:innen, mit Zionist:innen und Nicht-Zionist:innen, mit Mennonit:innen und Christ:innen. Viele der Interviewten kamen aus Mittel- und Osteuropa, andere aus Frankreich und Griechenland. Die meisten hatten den deutschen Vernichtungskrieg in Ghettos und Lagern oder im Untergrund überlebt. Nach ihrer Befreiung durch die Alliierten waren diese Heimatlosen auf der Suche nach einer Zukunft und warteten auf Visa.

Diese einzigartig frühe Interviewsammlung hat das Illinois Institute of Technology in Chicago seit 2009 online zugänglich gemacht: <https://voices.library.iit.edu>

Der Blog „Fragen an Displaced Persons: 1946 und heute. Die Interviews von David P. Boder“ ist ein Forum, das seit 2021 diese lange vergessenen Schätze öffentlich befragt und neu reflektiert: als ein frühes Deutungsangebot von Überlebenden: www.dp-boder-1946.uni-jena.de. Der Blog entstand als Gemeinschaftsprojekt des Lehrstuhls für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit an der Universität Jena, der Gedenkstätte Buchenwald und der Bundeszentrale für Politische Bildung.



Boder wollte den Worten der DPs Gehör schenken, solange ihr Gedächtnis noch „frisch“ ist. Mit Hilfe des Drahtton-Recorders sollte jede interpretative Veränderung des Wortlauts vermieden werden – anders als bei den oft stark bearbeiteten, schriftlichen Protokoll-Berichten der Jüdischen Historischen Kommissionen. Es war Boders dokumentarischer und ethischer Anspruch, dass die DPs nicht allein in ihrer eigenen Sprache, sondern auch mit ihrer eigenen Stimme die Chance erhalten, das persönlich Erlittene und Erlebte zu erzählen. Boder beherrschte viele Sprachen sehr gut: Jiddisch, Russisch, baltische Sprachen, Deutsch, Spanisch und Ladino¹ sowie Englisch.

Frage: **Wow, das ist beeindruckend, ein großer Vorteil für die Interviewführung.**

AD: Ja, man wird neidisch. Allerdings verstand er Polnisch und Französisch nur schlecht. Darum brachte er einige DPs aus Polen, Frankreich und anderen Ländern dazu, mit ihm deutsch oder jiddisch zu reden. Und da Boder die Amerikaner als erste potentielle Hörerschaft imaginierte, lud er auch zum Gespräch in Englisch ein, eine Fremdsprache für alle, die er interviewt hatte. Darunter litt die Qualität der Gespräche. Doch auch die auf unserem Blog veröffentlichte Forschung gewinnt daraus wichtige Einsichten: In Fremdsprachen stellen sich Menschen anders dar, manche ändern ihre Botschaft auch mit dem Wechsel der Sprachen und den jeweils vorgestellten Zuhörer:innen.



Einer der letzten originalen „magnetic wire recorder, Model 50“. Das schwere Gerät ist heute Exponat im Jüdischen Museum Berlin, eine Leihgabe aus Chicago.

Paul V. Galvin Library, Illinois Institute of Technology, Chicago,
Foto: Axel Doßmann, 2018

Frage: **Wonach fragte Boder konkret?**

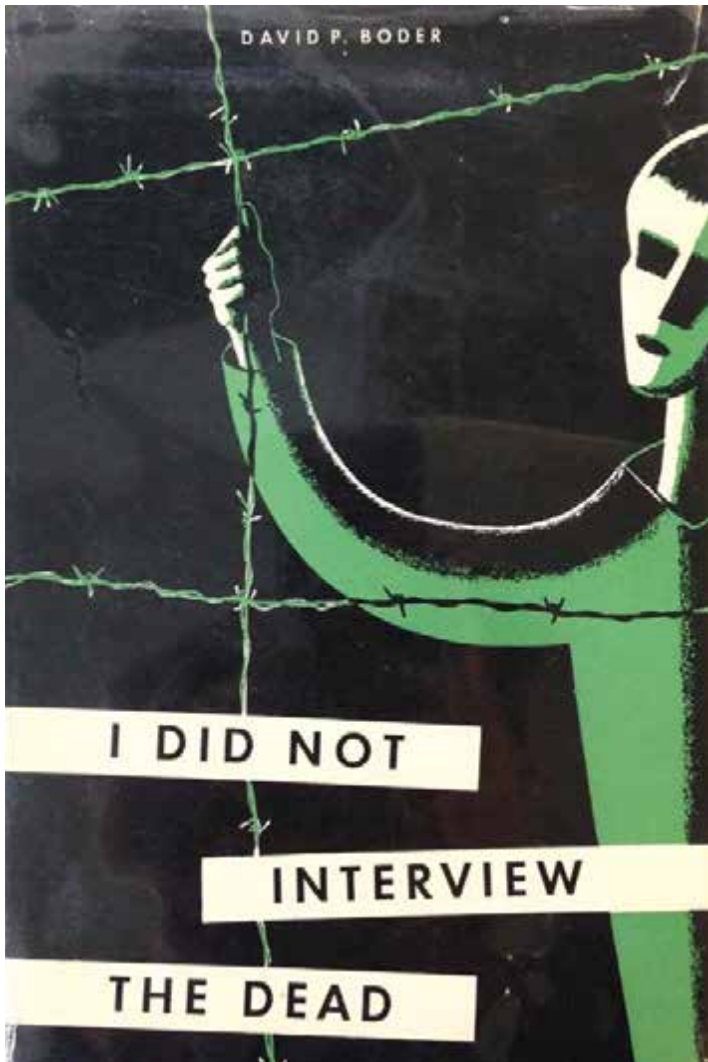
AD: Er fragte lebensgeschichtlich, mit starkem Fokus auf die Kriegszeit. Er verstand seine Interviews mit Rückgriff auf den Psychologen Gordon Allport als „thematische Autobiographien“. Die DPs sollten davon erzählen, was ihnen seit dem Einmarsch der Deutschen in ihre Heimatländer widerfahren war. Boder wollte chronologisch dokumentieren, wie militärischer Überfall und Besatzungsherrschaft, wie Zwangsarbeit, Deportationen, Ghetto und Lager, wie Hunger und Ungewissheit, wie Trennung und Verlust von Angehörigen, wie psychische und physische Gewalt, wie Widerstand, gegenseitige Hilfe und Solidarität im Deutschen Reich und im besetzten Europa erlebt, erlitten, verarbeitet worden sind. Auch Rache und Sexualität sprach Boder an, er wollte mehr über die Rolle von Kapos und Judenräten hören.

Frage: **Wie ging der Psychologe in den Interviewsituationen vor?**

AD: Um Details besser verstehen, fragte er oft nach. Er forderte chronologisches Erzählen ein. Sein Vorgehen irritiert uns heute, doch Boder war halt kein Oral Historian. Als Psychologe begab er sich selbst in Lernprozesse, modifizierte seine Konzepte. Er wollte von den DPs keine langen historischen Abrisse oder allgemeinen politischen Einschätzungen hören, sondern beharrte auf detaillierter Augen- und Ohrenzeugenschaft. Im Verlauf seiner Feldforschung ermunterte er öfter zu exemplarischen Episoden und erhielt besonders eindruckliche Schilderungen.

Frage: **Was hat David P. Boder über das Dokumentieren hinaus wissenschaftlich interessiert?**

AD: Die Interviews sollten eine solide empirische Grundlage bilden für universell angelegte, psychologische und anthropologische Studien. Zu solchen Studien kam Boder selbst nur in ersten Ansätzen, zu sehr war der herzkranken Mann bis in sein 71. Lebensjahr mit den Übersetzungen beschäftigt. Gleichwohl ist, was ihm analytisch gelang, bisher noch zu wenig gewürdigt worden. Als Sozialpsychologe hoffte er, in der Wortwahl und in den Erzählweisen der DPs Spuren eines Prozesses zu identifizieren, den er Dekulturation nannte. Dekulturation war für Boder das „schrittweise Zurechtstutzen eines menschlichen Wesens“ unter der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, bis zur Preisgabe aller bisherigen Werte und Moralvorstellungen. Besonders extreme Situationen charakterisierte er als traumatisch.



Bereits 1949 gab Boder acht der ins Amerikanische übersetzten Interviews bei University of Illinois Press heraus – sie wurde von Zeitgenossen in den USA als außergewöhnliche Edition und Herausforderung gelobt. Boder betonte mit dem Buchtitel „Die Toten habe ich nicht befragt“ die fehlenden Perspektiven derjenigen, die umgebracht worden sind. Es ist ein millionenfacher Verlust, den die Stimmen und Worte der Überlebenden zwar oft bezeugen, damit aber nicht ersetzen können.

Paul V. Galvin Library, Illinois Institute of Technology, Chicago,
Foto: Axel Doßmann, 2018

Bis Mitte der 1950er Jahre hat er ein „Traumatic Inventory“ erarbeitet, das mich sehr beeindruckt. Es ist ein Inventar bzw. Verzeichnis, das auf der Inhaltsanalyse der Transkriptionen von 70 seiner Interviews mit DPs beruht. Boder ordnete auf zunächst 18 Seiten systematisch alle von den DPs benannten sozial-psychischen und physischen Stress-Situationen, denen sie bis zur Befreiung ausgesetzt waren. Dann kommentierte er das nochmal auf erhellende Weise. Seine konzise Durchdringung des Erzählten stellt vielleicht den ersten Versuch überhaupt dar, aus den wörtlichen Schilderungen von Überlebenden eine systematische, hochdifferenzierte Vorstellung von der erlittenen Gewalt zu gewinnen. Ein extremes Leid, das für die meisten mit dem Tod endete – die Millionen Opfer, die er 1946 nicht befragen konnte, wie Boder betonte.

Frage: **Hatte er auch politische Anliegen?**

AD: Ja, 1947 machte Boder öffentlich deutlich, dass er auch gesellschaftspolitische Ziele verfolgte. Die Erzählungen der „Displaced People of Europe“ sollten vor allem in den USA ein empathisches Verständnis fördern für diese entwurzelten Menschen. Boder hegte die Hoffnung, über die Konfrontation mit den Interviews Einfluss auf die strikte, ausgrenzende Einwanderungspolitik der USA zu erlangen. Er betonte, dass diese „entwurzelten Menschen“ nicht der „Abschaum der Welt“ sind, dass sie auf solidarische Hilfe angewiesen sind.

Frage: **Was macht es mit einem Historiker, wenn er mit diesen frühen Interviews konfrontiert wird?**

AD: Meinen Student:innen in Jena ging es ähnlich wie mir, als ich die Interviews 2010 bei der wissenschaftlichen Beratung der Hörinstallation „Kinder in Buchenwald“ der Gedenkstätte entdeckte. Es war, mit Lutz Niethammer gesprochen, ein Enttypisierungsschock. Das wiederholte Hören von Boders Gesprächen verdeutlichte das eigene konventionelle Denken über „Holocaust-Interviews“.

Wir haben doch medial gelernt, dass man Zeitzeugen vor allem zuzuhören habe, in Demut, Ehrfurcht und Dankbarkeit. Boder sah in den DPs aber gar keine „Zeitzeugen“. Diese moralisch überladene Figur des „Zeitzeugen“ entwickelte sich erst seit den späten 1970er Jahren mit dem „Memory Boom“ und der Videographie. Boder suchte 1946 die DP-Camps auf, um Menschen in konkreter Notlage die Chance zu geben, über ihre individuellen Erfahrungen als „Kriegsleidende“ („war sufferers“) zu berichten. Sie waren fast immer jünger als der 59-jährige Professor aus Chicago. Er war mit ihnen meist auf respektvoller Augenhöhe. Er agierte zugewandt, aber auch fordernd, keineswegs demütig oder schüchtern. Seine ungehemmte Neugierde mag heute tolldreist erscheinen, junge Frauen überforderten ihn öfter, nicht immer hörte er gut zu, manches Gespräch verlief spannungsvoll. Er zeigte sich offen ergriffen vom Gehörten. Wenn er aber Zweifel hatte, scheute er sich nicht, Berichte als unglaubwürdig zu hinterfragen. In den Antworten erfahren wir oft Neues über das, was in NS-Lagern zum Alltag gehörte. Oder die Antwort der DPs konkretisiert die Binse, dass auch DPs politische Interessen verfolgten, sie heikle Aspekte vermieden oder Konflikte einseitig darstellten.



Boder verteilte die Interviewübersetzungen auch als Micro-Cards an Bibliotheken, lesbar an speziellen Vergrößerungsgeräten. Doch die akustischen Aufzeichnungen blieben fast 50 Jahre lang verstummt. Erst ab Mitte der 1990er Jahre gelang es der Sound Division der Library of Congress, die Drahtspulen von 1946 wieder hörbar zu machen. Es fehlten geeignete Abspielgeräte für dieses alte Speicherformat, doch vor allem mangelte es an historischer Neugierde für die frühen Zeugnisse der Shoah.

Spezielsammlung der Charles E. Young Research Library an der University of California Los Angeles (UCLA),
Foto: Axel Doßmann, 2018

Frage: **Was lässt sich an Boders Interviews besonders gut erkennen oder verstehen?**

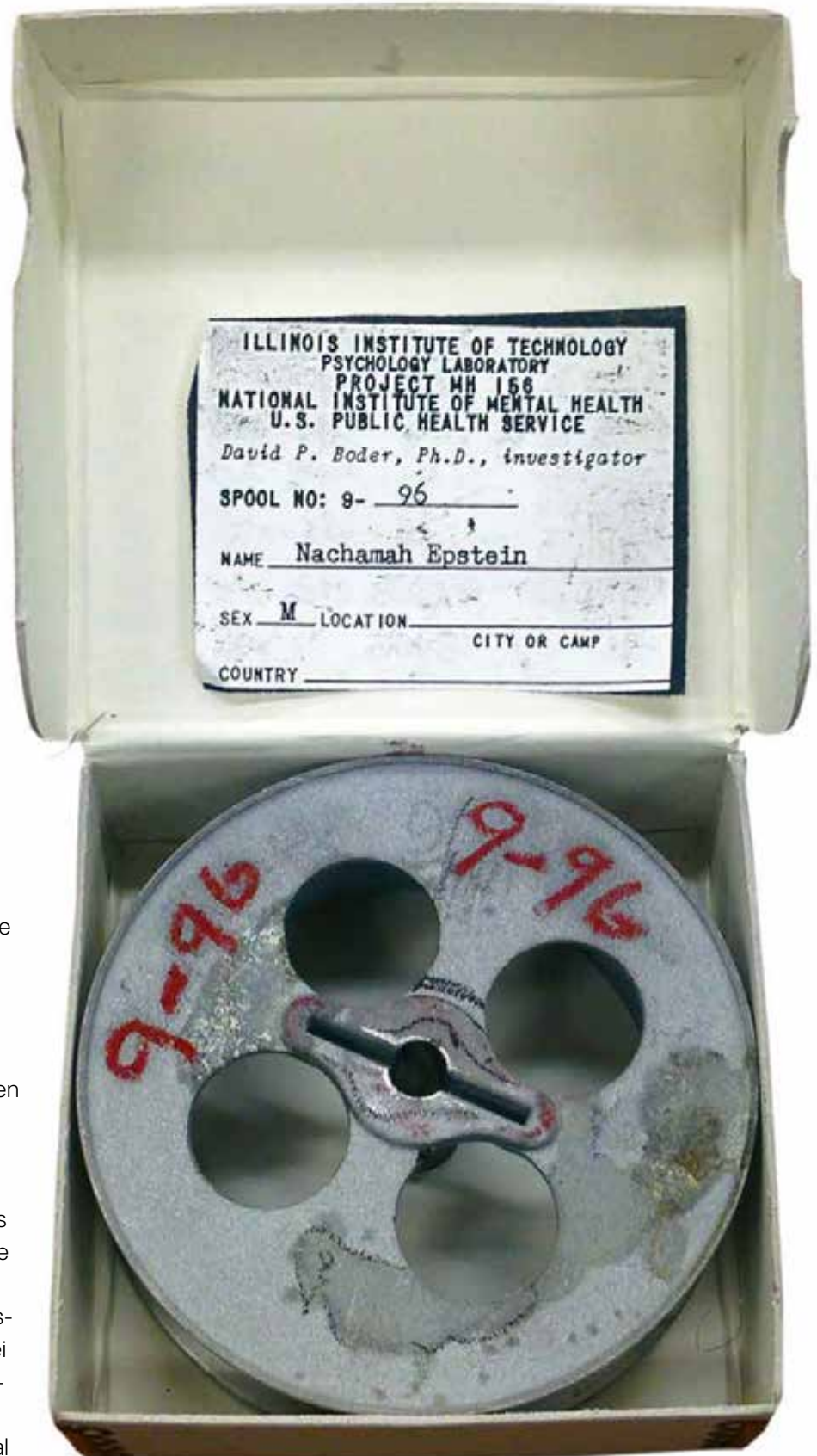
AD: Dass es sich lohnt, wenn wir uns für die selbstkritische Historisierung von Zeugenschaft künftig noch stärker und vergleichend am empirischen Material abarbeiten, noch genauer hinhören und hinsehen lernen, am besten in kleinen Gruppen. Das erst ist konkrete Würdigung der wertvollen, mehr oder weniger im Dialog erzeugten Worte, Erzählungen und Gesten. Seit mehr als 30 Jahren erleben wir die Zeug:innen der Lager meist nur noch als videografierte oder gefilmte „talking heads“: oft in hohem Alter, im Rückblick auf das Leben, in der öffentlichen Rolle von „Zeitzeugen“ mit starker pädagogischer Botschaft, freundlich-sanft, mitunter auch abgeklärt und routiniert.

Im Unterschied zu den sogenannten letzten Zeugen heute, hatten fast alle Interviewpartner:innen 1946 den größeren Teil ihres Lebens noch vor sich. Ihre Zukunft indes war noch ganz ungewiss. Sie sollten nicht am Lebensabend bewusst „Zeugnis ablegen“ oder sich als hologrammatische Antwort-Automaten verewigen lassen, damit auch noch in 100 Jahren pädagogische „Zeitzeugen-Gespräche“ simuliert werden können. Die große Mehrheit der DPs war 1946 ohnehin noch nie interviewt worden. Viele waren Waisen. Die Trauer, das Ungeborgensein, die Verzweiflung ist deutlich hörbar, andere

sprünge Hass in sich, forderten Rache. Wieder andere wirken depressiv. Den DPs von 1946 zuzuhören, macht klar: Diese deutschen Verbrechen werden nie wieder gut zu machen sein.

Frage: **Das Chicagoer Archiv „Voices of Holocaust“ stellte die Interviews seit 2009 online. Sie haben sie mit vielen Kolleg:innen unterschiedlicher Profession gemeinsam gehört und beforscht. Was konnte dieser interdisziplinäre Ansatz zu Tage fördern?**

AD: Die ersten Ergebnisse präsentieren wir auf unserem Blog „Fragen an Displaced Persons: 1946 und heute. Die Interviews von David P. Boder“: Es ist aufschlussreich, wenn eine Literaturwissenschaftlerin und eine Oral Historian die Konventionen kritisch reflektieren, die eine Interviewführung prägen, von 1946 bis heute. Welche Folgen hat es für unser Hören und die Analyse, wenn immer wieder „Authentisches“ erwartet wird? Ich habe als Historiker u. a. von Soziolog:innen und Literaturwissenschaftler:innen gelernt, wie sich mit einer Untersuchung zur Diskursfigur des Muselmanns anhand von Boders Interviews die soziale Ordnung und die sozialen Dynamiken innerhalb der Lagergesellschaften besser verstehen lassen. Eine Historikerin hat anhand eines Interviews mit einem Buchenwald-Überlebenden die Deutungshoheit der männlichen Überlebendenkollektive auf die Wahr-



nehmung von Sex-Zwangsarbeit rekonstruiert. Das populäre Gerede über „KZ-Bordelle“ nahm auch in Boders Interviews seinen Anfang. Andere Wissenschaftler:innen zeigen, wie neue Fragen an diese frühe Dokumentation unser Wissen bereichern: etwa durch eine konstruktive Kritik von fehlerhaften Transkripten oder durch eine Reflexion auf Erkenntnischancen beim tagelangen Rewind & Play-Hören und Sich-Vertiefen in ein Interview für eine Neu-Transkription.

Es bleibt also noch sehr viel zu tun: Auch Boders Interviews mit überwiegend sehr jungen DPs, die das KZ Buchenwald überlebt hatten, lohnen die weitere Analyse ebenso wie etwa seine Gesangsaufnahmen. Forschung und Bildung sollten dabei dicht verzahnt werden, wir laden alle Interessierten dazu ein. Die Historikerin Lisa Schank und ich haben im Sommer 2021 auf dem Twitterkanal unseres Blogs (@DP_Boder_1946) David P. Boders Interview-Expedition durch Europa über drei Monate nachvollziehbar gemacht, 75 Jahre danach. Auch das kann ein guter Einstieg sein in diese wertvolle Sammlung.

Der Historiker und Publizist Axel Doßmann entwickelte seit 2014 am Lehrstuhl für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit der Friedrich-Schiller-Universität Jena das Forschungs- und Bildungsportal zu den Interviews von David P. Boder.

Die Fragen stellte Rikola-Gunnar Lüttgenau.

Photoshopping History

Ein Gespräch mit
dem Grafik-Designer
Jean-Sien Kin
über ein Lächeln,
das es nie gab



Tweet von John Vink, 10.4.2021

Frage: **Wie sind Sie auf die digital manipulierten Fotos von Matt Loughrey gestoßen?**

Jean-Sien Kin: Am Morgen des 9. April 2021 erhielt ich eine Nachricht von einem engen Freund von mir, Jean-Baptiste Phou. Er fragte mich nach meiner Meinung zu einem gerade veröffentlichten Artikel auf der Website des Magazins *VICE*. Es handelte sich um ein Interview mit Matt Loughrey, einem irischen Fotokünstler, über eine seiner jüngsten Arbeiten, die aus einer Reihe kolorierter Fotos von meist nicht identifizierten Porträts von S-21-Gefängnisopfern bestand. Einige von ihnen lächelten auf seltsame Weise. Die frischen und lebhaften Farbtöne, die Loughrey bei der Kolorisierung verwendete, bereiteten mir Unbehagen. Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, auf welcher Grundlage er die Farben ausgewählt hatte. Auch Jean-Baptiste meinte, sie sähen sehr hell aus, sie wirkten „verwestlicht“. Das empfand ich auch so. Am Ende des Artikels waren zwei Links, einer zu Loughreys Instagram-Account und ein weiterer zu seiner Website, auf der er für sein Geschäftsmodell als Kolorist alter Aufnahmen wirbt.

Über das Kontaktformular seiner Website schickte ich Loughrey eine E-Mail, um ihm mein Unbehagen über die Kolorierung der Fotografien aus S-21 mitzuteilen. Ich argumentierte, dass diese Porträts, bei denen es sich um historische und juristische Beweise handelt, vielleicht nicht koloriert werden sollten, da dies eine subjektive Deutung über sie lege, die in den Originaldokumenten nie vorhanden war. Ich fügte hinzu, dass diese Schwarz-Weiß-Fotos aussagekräftig genug seien, um nicht in Farbe „aufgewertet“ werden zu müssen.

Frage: **Wie reagierte Matt Loughrey auf die Vorwürfe, er würde mit seinen Manipulationen die Würde der Opfer beschädigen?**

JSK: Er leugnete jedes Problem, indem er behauptete, sein Kolorierungsprojekt sei „ein staatlich geförderter Auftrag, abgestimmt mit den heutigen Verwandten und mit ihrer ausdrücklichen Genehmigung“. Zudem sei ein Drittel der Originalnegative ohnehin 6 x 6 Farbfujichromes gewesen, was meine Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Kolorierung irrelevant mache.



Montage der ursprünglichen, erkennungsdienstlichen Aufnahme aus S-21, einem Gefängnis der Roten Khmer in Phnom Penh, mit dem von Matt Loughrey kolorierten und manipulierten Bild. Foto: Tuol Sleng Genocide Museum

Eine Reihe der in dem Artikel gezeigten kolorierten Fotos war jedoch mit Worten wie „Ein unbekanntes Mädchen“, „Eine unbekannte Frau lächelt“, „Eine Blutspur hinter einem unbekanntem Häftling“ oder „Eine unbekannte Frau zeigt Verletzungsspuren“ beschriftet, so dass es sehr unwahrscheinlich schien, dass die Erlaubnis der Angehörigen eingeholt worden war. In 2019 hatte ich mit dem derzeitigen Direktor des Tuol Sleng Genocide Museum, Herrn Hang Nisay, zusammengearbeitet, um den Katalog zum 40-jährigen Jubiläum der Gründung des Museums zu gestalten. Ich fragte ihn nach dem „staatlich geförderten Auftrag“ von Loughreys Kolorierungsprojekt. Er antwortete, dass es einen solchen Auftrag nie gegeben hat. Später erhielt ich auch die Bestätigung, dass es nie Farbnegative von den Photos der Gefangenen gab.

Frage: **Und wie hat die kambodschanische Öffentlichkeit auf diese Kolorierungen reagiert?**

JSK: Zunächst gab es gemischte und emotionale Reaktionen auf die neun kolorierten Porträts der S-21-Opfer. Der *VICE*-Artikel wurde in Kambodscha auf Facebook

ausgiebig geteilt, er tauchte den ganzen Tag lang in meinem Facebook-Feed auf. Viele meiner Kontakte lobten die kolorierten Fotos und waren von ihnen bewegt. Einige erklärten, sie hätten das Gefühl, dass die Gefangenen plötzlich lebendig, real und präsent seien – was mich ehrlich gesagt sehr deprimiert hat. Hat es die Wahrheit wirklich nötig, sich in ein buntes Gewand zu hüllen, um in den Augen der Öffentlichkeit zu existieren? Am Ende habe ich mich gefragt, ob alles, was nicht zeitgemäß aussieht, dann unwirklich wirkt? Würde die Vergangenheit manchen von uns nicht real erscheinen, wenn sie nur in Schwarz und Weiß dargestellt würde? Ich hoffte inständig, dass dies nicht der Fall war und dass ich nur negativ eingestellt war. Für die positiven Reaktionen auf die kolorierten Fotos könnte es jedoch eine konstruktivere Erklärung geben: Vielleicht haben wir eine natürliche Neigung, uns an die Toten lebendig und schön zu erinnern. Wenn wir den Fotos leuchtende Farben hinzufügen, könnte das ein Weg sein, um zu zeigen, dass sie uns am Herzen liegen, genauso wie wir die Leichen vor der Beerdigung vorbereiten: Wir kleiden die Leichen in ihre schönsten Kleider, schminken ihre Gesichter und arran-

gieren ihre Haare. Es könnte eine Art sein, die Verschwundenen in Ehren zu halten. In dieser Hinsicht wären die positiven Reaktionen sehr verständlich.

Frage: Aber die Entdeckung, dass auch die Gesichtsausdrücke der S-21-Opfer manipuliert wurden, hat diese Wahrnehmung verändert, nicht wahr?

JSK: Das ist richtig, das war wirklich der Wendepunkt. Die Manipulation kam heraus, nachdem ich die Idee hatte, in der Datenbank der Website des Tuol Sleng Genocide Museum, die erst zwei Monate zuvor freigeschaltet worden war, nach den originalen Schwarz-Weiß-Fotos zu suchen. Was mich insbesondere antrieb, war meine Skepsis gegenüber der Kolorierung des Fotos eines Mädchens im Teenageralter mit der Nummer 253, das als Titelbild für den Artikel diente. Sie hatte braunes Haar und blaue Augen, als ob sie ein Mischling wäre. Ihre Haut leuchtete wie bei einer Hollywood-Schauspielerin. Als ich das originale Schwarzweißfoto fand, gab es für mich keinen Zweifel mehr: Das Mädchen sah offensichtlich kambodschanisch aus, hatte einen matten Hautton, wahrscheinlich schwarze Haare und schwarze Augen. Als ich das herausgefunden hatte, suchte ich weiter nach den restlichen Fotos und war schockiert über das nächste: das Foto eines jungen kambodschanischen Mannes mit der Nummer 3 auf der Brust. Sein überraschend strahlendes Lächeln in der kolorierten Version seines Fotos war in Wirklichkeit ein Ausdruck von Angst (wie ich es sehe) in der ursprünglichen Schwarz-Weiß-Fotografie ... Loughrey hatte das Foto nicht nur verändert, sondern absichtlich gefälscht. Das hat mich sehr erschüttert, es hat mein Herz in Stücke gebrochen.

Nachdem ich mich wieder gefangen hatte, fand ich heraus, dass er dasselbe mit drei anderen Opfern getan hatte. Daraufhin stellte ich die kolorierten Fotos neben den Originalen ins Internet. Ein bekannter *Magnum*-Fotograf, John Vink, teilte sie auf Twitter, und das wirkte wie eine Bombe auf die allgemeine Meinung. Sie änderte sich sofort. Einige von uns, die anfangs die kolorierten Bilder begrüßt hatten, fühlten sich nun hintergangen, betrogen. Durch die Veränderungen war die Geschichte der Opfer negiert worden. Die düsteren Gesichtsausdrücke der Opfer verwandelten sich in ein Lächeln, als ob ihr bevorstehender Tod eine heitere Geschichte wäre. Ihre Würde wurde verletzt und ihr Schicksal verharmlost.

Die Grenzen erlaubter Veränderungen waren weit überschritten, und die Verurteilung war einhellig. *VICE* entfernte den Artikel 48 Stunden nach seiner Veröffentlichung, räumte jedoch zunächst nur einen redaktionellen

Fehler ein. Die Autorin des Artikels war in der Tat eine Praktikantin, die bei diesem Thema, bei dem es um Völkermord geht, offensichtlich allein gelassen wurde. Auch auf offizieller Ebene gab es eine Reaktion: Das kambodschanische Ministerium für Kultur und Bildende Künste, dem das Tuol Sleng Genocide Museum untersteht, verurteilte die Manipulationen und forderte die Entfernung der Bilder.

Die Geschichte wurde daraufhin international verbreitet, und das *VICE Magazine* sah sich gezwungen, sich in der darauffolgenden Woche offiziell bei den Opfern zu entschuldigen, nachdem es zunächst die emotionale Belastung und die entstandenen Verletzungen in den kambodschanischen Gemeinschaften ignoriert hatte. *VICE* setzte sich mit einer ad hoc Petitions-Gruppe in Verbindung, an der ich beteiligt war, um die allgemeine Wut zu besänftigen. Der Vertreter von *VICE* versprach, in Zusammenarbeit mit Mitgliedern der kambodschanischen Gemeinschaft solide und historisch begründete Berichte über die Weitergabe der Erinnerung zu veröffentlichen. Heute müssen wir konstatieren, dass diesem Versprechen keine Taten gefolgt sind.

Frage: Menschen berichteten, dass diese Geschichte ein psychologisches Trauma in ihrer Familie wachgerufen hat. Wie präsent ist die Erinnerung in der kambodschanischen Gemeinschaft heute?

JSK: In asiatischen Gemeinschaften und Kulturen werden Fragen der psychischen Gesundheit oft heruntergespielt. Die Generation, die unter dem Regime der Roten Khmer lebte, ist bestrebt, die Vergangenheit zu vergessen, ja sogar zu ignorieren, um besser in die Zukunft blicken zu können. Ich denke, der Grund, warum die meisten jungen Kambodschaner:innen wenig über die Roten Khmer wissen, ist: weil ihre Eltern nicht oder nur indirekt darüber sprechen. Man könnte fast meinen, dass die Erinnerung aus dem Alltag der Kambodschaner:innen fast verschwunden ist, dass Organisationen wie das Tuol Sleng Genocide Museum die allerletzten Verbindungen in die Vergangenheit sind.

In dem Artikel gab Loughrey vor, von den Familien der Opfer beauftragt worden zu sein und nannte als Beispiel den Sohn eines Bauern, der angeblich Bora hieß. Später erfuhren wir von seiner echten Familie, die in den USA im Exil lebt, dass sein Name nicht Bora, sondern Khva Leang war. Er war kein Bauer, sondern ein Lehrer und früher idealistischer Partisan der Roten Khmer, bevor er in S-21 inhaftiert wurde. Die Familie von Khva Leang war beim Lesen des Artikels schwer erschüttert. Die falschen Angaben im Artikel hatten sie für kurze Zeit annehmen

lassen, dass es doch noch ihnen bisher nicht bekannte Familienmitglieder in Kambodscha geben könnte. Das stellte sich dann als unwahr heraus. Die Tatsache, dass Loughrey dazu übergegangen war, die Mimik zu verändern und unwahre Geschichten zu erfinden, hat in der Tat die Erinnerung an die Opfer wachgerufen, von der viele von uns dachten, dass sie tief verborgen oder auch verschwunden ist. Einerseits ist es bedauerlich, Schmerz und Trauma wieder aufblitzen zu sehen, andererseits beweist es, dass sie auch heute noch sehr präsent sind. Trotz der Tatsache, dass die Erinnerung in vielen Familien schweigt, ist sie nicht tot. Mit viel Arbeit und Hoffnung lässt sich das Leid der Vergangenheit vielleicht in Frieden und Widerstandsfähigkeit verwandeln.

Frage: **Matt Loughrey veränderte ja auch Fotos aus Auschwitz. Wie hat die dortige Gedenkstätte reagiert?**

JSK: Um genau zu sein, fand ich am Tag nach der Veröffentlichung des VICE-Artikels ein animiertes Fotoporträt von Czesława Kwoka, einer 14-jährigen Gefangenen des Konzentrationslagers Auschwitz, auf Loughreys Facebook- und Instagram-Feed. Er ließ die Augen des jungen Opfers digital blinzeln und fügte dem Bild eine Verwacklung hinzu, die den Effekt einer mit einer Handkamera aufgenommenen Aufnahme imitierte. Für mich war dies erschreckend und wirkte morbide, weil er im Grunde das Foto eines Opfers als computergesteuerte Marionette in einem empörenden Versuch benutzte, für die Technologie zu werben, die er als bezahlten Dienst anbietet. Ich finde keine Worte, um auszudrücken, wie betroffen und entsetzt ich war. Ich habe mich sofort per E-Mail an die Gedenkstätte Auschwitz gewandt. Ich bin sehr dankbar, dass sie die Haltung des Tuol Sleng Genocide Museums voll und ganz unterstützte. Und ich war erleichtert, als ich erfuhr, dass es dem Team der Gedenkstätte gelang, das animierte Foto von Czesława Kwoka eine Woche später von Loughreys Instagram-Account zu entfernen. Es ist von großer Bedeutung, sich in solchen Situationen gegenseitig zu helfen. Und es ist schön zu sehen, dass es keine nationalen Grenzen gibt, wenn es darum geht, die Erinnerung an die Opfer zu verteidigen. Die Bewahrung der Erinnerung ist ein kollektiver, nie endender Kampf, um die Zukunft zu sichern.

Frage: **Die Fotos, denen wir heute begegnen, sind zumeist keine Originale. Sie werden in Ausstellungen vergrößert, für Publikationen an ihren Rändern beschnitten. Und im Digitalen werden sie schnell zum Treibgut. Wie kann man verhindern, dass sie ohne Respekt vor ihrer Herkunft für eigene Interessen instrumentalisiert werden?**

JSK: Sie haben recht, streng genommen handelt es sich in den meisten Fällen um Kopien und Reproduktionen. Es liegt in der Natur der Sache, dass sie bereits ein gewisses Maß an menschlicher Intervention enthalten, aber der Grad der Intervention ist dennoch wichtig. Wir leben heute in einer hypervisuellen Ära, in der wir täglich mit Hunderten von Bildern konfrontiert werden, die so dicht sind, dass sich unser Gehirn unbewusst anpassen muss, indem es sie alle homogenisiert. Das ist jedoch eine große Gefahr, denn nicht alle Bilder haben den gleichen Stellenwert. So werden zum Beispiel Fotos von wahren Ereignissen mit gefälschten Bildern vermischt – dahinter stecken manchmal gefährliche Absichten, um unseren Verstand zu beeinflussen. Auch wenn es sich um einen großen Kampf handelt, können wir es uns nicht leisten, ihn zu verlieren.

Wenn die überwiegende Mehrheit der Fotos heute retuschiert und/oder gefälscht ist, dann glaube ich, dass wir eine noch größere Verantwortung haben, die echten Fotos zu schützen. Wenn wir ein echtes historisches Foto für ein Projekt oder eine Präsentation verwenden, sollten wir ethisch und vielleicht sogar rechtlich verpflichtet sein, einen genauen Verweis auf das Original anzugeben. Diese Idee entlehne ich dem Verhaltenskodex für Koloristen, der auf Initiative von Jordan J. Lloyd – selbst ein professioneller Kolorist – erarbeitet wurde, nachdem das Agieren von Loughrey Konsequenzen nach sich gezogen hatten. Es ist leider unmöglich, den Missbrauch oder die Instrumentalisierung eines Bildes von vornherein zu verhindern, vor allem jetzt, wo uns so viele Technologien zur Verfügung stehen, die Manipulationen einfacher als je zuvor machen. Das bedeutet aber nicht, dass wir es geschehen lassen müssen. Wir müssen unser Bestes tun, um die Täuschungen und Manipulationen von Bildern aufzudecken und keine Angst haben, wenn dies zu Debatten führt. Jede Debatte ist fruchtbar, da sie dazu beiträgt, die ethischen, moralischen und politischen Implikationen manipulierter Dokumente zu klären und zu identifizieren.

Frage: **Für uns in den deutschen Gedenkstätten ist die digitale Veröffentlichung von historischen Bildern oft auch ein Mittel, mehr über die Menschen zu erfahren, die auf ihnen zu sehen sind. Erst auf diesem Wege bekommen wir Kontakte zu Angehörigen oder Freunden. Das ist uns in bestimmten Fällen wichtiger, auch auf die Gefahr hin, sie eventuell dann wieder offline stellen zu müssen. Die digitale Präsentation von Fotos kann auch ein sinnvolles Kommunikationsmittel sein, oder?**



Tuol Sleng Museum (ehemaliges Gefängnis S-21 der Roten Khmer), 2021.
Fotos: Jean Sien Kin





JSK: Ja, das kann es in der Tat. Ich stimme voll und ganz mit dem Punkt überein, dass historische Fotos die Öffentlichkeit erreichen müssen. Es mag zwar einigen paradox erscheinen, dass die Erinnerung bzw. die Beweise der Vergangenheit bewahrt und geschützt werden sollen, die Museen und Gedenkstätten sind gewissermaßen ihr Tresor ... und dennoch müssen sie geteilt werden. Die schwierige Herausforderung besteht darin, sie in einer achtsamen und respektvollen Weise zu teilen. Ihr Charakter als historischer Gegenstand bedeutet nicht, dass sie der Vergangenheit verhaftet bleiben sollen. Im Gegenteil: Wir können uns sicher darauf verständigen, dass die Geschichte Bewusstsein schaffen soll, also quer durch die Zeit in die Zukunft. Sie liegt nicht hinter uns, sondern begleitet uns. Und die digitale Welt ist heute ein notwendiges Mittel dafür. Je mehr wir über die Vergangenheit lernen und wissen können, desto besser können wir die Zukunft vorbereiten. Doch die Natur jedes Dokuments, das manchmal aus einzigartigem und extremem Material besteht, ist mit menschlichen Schicksalen verbunden, die immer mehr Gewicht haben müssen als alle Überlegungen zur „Kommunikation“. Ich würde es vorziehen, sie immer als wesentliche Bestandteile eines sinnvollen Projekts zu definieren, das Wege eröffnet, den Dialog mit der Öffentlichkeit zu suchen und zur gegenseitigen Aufklärung beizutragen.

Frage: Heutige Sehgewohnheiten sind andere als früher. Schwarz-Weiß-Bilder rücken z. B. die Geschichte weg vom Heute, so empfinden es zumindest einige. Darf man Ihrer Meinung nach Fotografien gar nicht an heutige Sehgewohnheiten anpassen, um mit ihnen die Menschen noch zu erreichen?

JSK: Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Ich würde sagen, es kommt auf das Thema an. Bei nicht sensiblen Fotos ist es wahrscheinlich akzeptabel. Ich vermute, dass Sie mit „Anpassung an unsere heutige Sichtweise“ „Farben hinzufügen“ meinen. Nun, ich verstehe, dass Museen das Interesse der Öffentlichkeit brauchen. In visueller Hinsicht stimmt es, dass Schwarz-Weiß-Fotos „flacher“ aussehen als Farbfotos. Farbe vermittelt ein 3D-Gefühl. Ich habe kolorierte Fotos gesehen, die unsere visuelle Wahrnehmung radikal verändern. Dennoch könnte man argumentieren, dass Schwarz-Weiß-Fotos auch eine Information über ihr Produktionsdatum enthalten. Wenn man ihnen Farbe hinzufügt, erschafft man in gewisser Weise einen Anachronismus. Aber ist ein Anachronismus bereits eine Manipulation? Kann dies bereits als Fälschung gewertet werden? Sind alle Veränderungen nur unterschiedliche Grade auf der Skala ein und derselben Handlung? Wenn man beginnt,

Dokumente „anzupassen“, um sie für die Öffentlichkeit „verdaulicher“ zu machen, nimmt man dem Dokument dann seinen ursprünglichen Wert? Fügen Sie dem Dokument einen Filter hinzu? Könnte dies als stille Bestätigung einer traurigen Tendenz betrachtet werden, die Öffentlichkeit zu infantilisieren und sie für unfähig zu halten, unformatierte visuelle Inhalte nach ihrem Geschmack zu akzeptieren? Wie unscharf kann die Grenze zwischen Anpassung und Unterhaltung sein?

Was die Fotos der S-21-Opfer betrifft, so hatte die von Loughrey vorgenommene Kolorierung definitiv eine Wirkung auf die Öffentlichkeit, allerdings auf Kosten der Missachtung der historischen Wahrheit. Loughrey fügte vor allem Farben hinzu, die die Gesichter der Frauen wie Make-up aussehen ließen: Rosa auf den Lippen, Rouge auf den Wangen, entfernte Hautunreinheiten. Bei zwei von ihnen fügte er ein Lächeln hinzu, was die Sache verschlimmerte. Eine Veränderung, die er in der Befragung eklatant verneinte. Denn als er zu diesem Lächeln befragt wurde, behauptete er, dass der Überlieferung zufolge (für die es kein Beleg gibt) Frauen ihre Entführer häufiger anlächelten als Männer. Seine Kolorierung trug in der Tat dazu bei, diese erfundene Geschichte zu unterstützen.

Ich glaube, dass Loughrey versucht hat, das Projekt der brasilianischen Koloristin Marina Amaral zu imitieren, die 2018 Hunderte von Fotos von Auschwitz-Häftlingen coloriert hat, mit dem Unterschied, dass Amarals Projekt „Faces of Auschwitz“ eine echte Zusammenarbeit mit dem Museum Auschwitz-Birkenau war, an der Historiker:innen und Journalist:innen beteiligt waren. Sie wählte jeden Farbton und jede Farbe auf der Grundlage von Fakten und Dokumenten aus. Auch wenn ich der Kolorierung von Fotografien von Opfern skeptisch gegenüberstehe, kann ich nicht leugnen, dass Amaral im Gegensatz zu Loughrey einen künstlerischen Ansatz verfolgte, der mit Einfühlungsvermögen und Sorgfalt umgesetzt wurde: Jedes kolorierte Porträt wurde neben seinem ursprünglichen Schwarz-Weiß-Foto präsentiert, zusammen mit dem echten Namen und der Geschichte des jeweiligen Opfers. Es war ein aufrichtiger, vorsichtiger und emotionaler Versuch, Licht in die Schicksale der Opfer zu bringen.

Frage: Die Verwendung von historischen Bildern ist immer auch eine Form der kulturellen Aneignung. In diesem Fall ist es in Person von Matt Loughrey der westliche Kulturbetrieb, der sich kambodschanische Geschichte einverleibt. Inwiefern spielen bei der Empörung darüber in Kambodscha auch aktuelle Kolonialismusdebatten eine Rolle?

JSK: Ich stimme zu, dass jede Verwendung historischer Bilder zwangsläufig verzerrend ist, aber ich denke, dass es dennoch möglich ist, diese Art von Aufgabe mit gutem Willen und Strenge zu erfüllen. Ja, viele haben in der Tat auf dieses Problem der westlichen kulturellen Aneignung hingewiesen, auch ich. Die Situation in Kambodscha ist jedoch ungewöhnlich, da das Regime der Roten Khmer die meisten Intellektuellen des Landes ins Visier genommen und ermordet hat, was zu einer tiefen Wissenslücke zwischen den Generationen geführt hat. Heute sind viele Experten:innen und Forscher:innen auf dem Gebiet der kambodschanischen Geschichte, Soziologie und Kultur Ausländer:innen, die zum Teil die Lücke füllen, die die ermordeten Intellektuellen hinterlassen haben. Das Bildungswesen in Kambodscha macht täglich Fortschritte, aber es gibt immer noch deutliche Mängel, die ihren Ursprung aus der Zeit der Roten Khmer haben.

Mein Eindruck ist, dass der ausländische Einfluss auf die Bildung und Wissensproduktion von der einheimischen kambodschanischen Gesellschaft nicht feindselig aufgenommen wird.

Der Aspekt der kulturellen Aneignung ist dagegen in den Köpfen der kambodschanischen Gemeinschaften im Ausland, in den Vereinigten Staaten und in Europa, viel stärker präsent. Ich denke, dass Menschen aus der kambodschanischen Diaspora wie ich oder Jean-Baptiste Phou oder unsere amerikanischen Kollegen:innen schon sehr früh mit den Schwierigkeiten der Integration in ihrem Umfeld konfrontiert wurden, und das schärft wahrscheinlich unseren Blick für dieses Thema. Wir können also sagen, dass dies ein wichtiger Faktor auf internationaler Ebene war. Wir fühlten uns unserer jüngsten Geschichte beraubt, die plötzlich von jemandem, der noch nicht einmal einen Fuß nach Kambodscha gesetzt hat, in einer verzerrten geschichtsrevisionistischen Weise umgeschrieben wurde. Wir befürchteten, dass in diesem Fall Kambodscha als kleinem Land nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt würde – so wie die Verbrechen der Roten Khmer von der internationalen Gemeinschaft während ihrer Ausübung und sogar noch danach ignoriert wurden (die Roten Khmer behielten ihren Sitz in den Vereinten Nationen bis 1993, 14 Jahre nach ihrer Niederlage).

Es war herzerwärmend und erleichternd zu sehen, dass in diesen seltsamen Zeiten der Hyperinformation die kambodschanischen Gemeinschaften sowohl in Kambodscha selbst als auch in Europa und in den Vereinigten Staaten in der Lage waren, sich gemeinsam für die Verteidigung ihrer Geschichte und ihrer Opfer einzusetzen. Vor diesem Fall dachte ich, dass die Erinnerung

an die Opfer allmählich verschwinden würde. Die kollektive Mobilisierung hat mich eines Besseren belehrt.

Der freie Grafik-Designer **Jean-Sien Kin** wurde 1979 in Frankreich geboren, nachdem seinen kambodschanischen Eltern die Flucht aus Kambodscha gelungen war. Seit 2017 lebt und arbeitet er in Phnom Penh, Kambodscha. Er ist Vize-Präsident der französischen Vereinigung „Le Cercle des Amis de Vann Nath“ (Kreis der Freunde von Vann Nath). Vann Nath (1946–2011) war Maler und Überlebender von S-21. Er hat sich mit seinen Bildern, in Filmen und Interviews sowie vor Gericht für die Erinnerung an die Opfer engagiert. Jean-Sien Kin war ein enger Freund von Vann Nath und hat 2021 dessen künstlerisches Werk herausgegeben.

Die Fragen stellte **Rikola-Gunnar Lüttgenau**.
(Das Interview wurde in englischer Sprache geführt.)

Timeline:

- 9. April 2021:** Veröffentlichung eines Interviews mit Matt Loughrey über seine von ihm kolorierten und, wie Jean-Sien Kin herausfindet, digital manipulierten Porträts der S-21-Opfer auf der Website des Magazins *VICE*.
- 11. April 2021:** Offizielle Verurteilung der Bearbeitung der S-21 Fotografien durch das Ministerium für Kultur und bildende Künste in Kambodscha. *VICE* entfernt den Artikel.
- 16. April 2021:** *VICE* entschuldigt sich offiziell. Die Gedenkstätte Auschwitz erreicht, dass Matt Loughrey ein von ihm animiertes Bild (GIF) des Häftlings Czeslawa Kwoka aus dem Netz nimmt.



Tweet der Gedenkstätte Auschwitz, 16.4.2021

- 20. April 2021:** Auf Initiative des Koloristen Jordan J. Lloyd wird ein Verhaltenskodex für Koloristen aufgestellt:
<https://www.ccoc.online>





Tuol Sleng Museum (ehemaliges Gefängnis S-21 der Roten Khmer), 2021. Fotos: Jean Sien Kin

Inwiefern ist „Gedenken braucht Wissen“ eigentlich universal?

Barbara Thimm,
Gedenkstättenfachkraft in Kambodscha,
über die Reichweite universaler Leitmotive



Frage: **„Gedenken braucht Wissen“ ist ein Leitmotiv unserer Stiftung. Inzwischen drucken wir es sogar auf unsere Büchertaschen. Inwiefern war es hilfreich für Ihre Tätigkeit in Kambodscha?**

Barbara Thimm: Als ich 2017 anfang, am Tuol Sleng Genocide Museum zu arbeiten, war der damalige Direktor, Chhay Visoth, erst drei Jahre im Amt. Er war es, der das Museum aus einem „Dornröschenschlaf“ aufweckte, in den es – nach seine Gründung 1979 und sehr aktiven Anfangsjahren – gefallen war. Ein viel zu romantisches Wort für die politischen Turbulenzen und Unsicherheiten, in denen sich das Land bis in die 2000er Jahre hinein befand; die Zeit der Khmer Rouge war erst mit dem Tode Pol Pots 1998 wirklich vorbei. Chhay Visoth schuf Abteilungen (Verwaltung, Archiv, Konservierung, Pädagogik, Ausstellungswesen, etc.) und versuchte, junges Fachpersonal an die Gedenkstätte zu holen, in der bisher nur Angestellte ohne spezifische Ausbildung arbeiteten. 2018 stellten wir den ersten Historiker ein.

Ursprünglich war ich eingeladen worden, am Tuol Sleng zu arbeiten, um die pädagogischen Angebote mit fortzuentwickeln. Vor Ort stellte sich heraus, dass das Kernteam nur über schwaches Basiswissen zu S-21 verfügte

und es – trotz eines umfangreichen Archives, das seit 2009 im *UNESCO Memory of the World Register* eingetragen ist – keine Rechercheprojekte und keine Praxis gab, die Vermittlungsangebote auf Faktizität zu überprüfen. Um die Angebote mit Wissen anzureichern und zu qualifizieren, galt es, dies zu ändern. Chhay Visoth griff das Motto „Gedenken braucht Wissen“ begeistert auf.

Auch in Kambodscha gibt es Menschen, die aus politischen Gründen in Zweifel ziehen, dass S-21 existierte und eine Folter- und Mordstätte war. Das hängt mit dem weiterhin angespannten Verhältnis zu Vietnam und der aktuellen politischen Lage zusammen. Dieser Kreis argumentiert, dass das Museum 1979 von den Vietnamesen gestaltet wurde und vornehmlich propagandistischen Zwecken zu ihrem Machterhalt in Kambodscha diene. (Vietnamesische Berater:innen und Militärs waren bis 1989 im Land und kontrollierten die kambodschanische Regierung.) Hinzu kommt, dass ein großer Teil der Bevölkerung der aktuellen Regierung nicht traut. Da das Museum eine staatliche Institution ist, gehen nicht wenige kambodschanische Besucher:innen davon aus, dass sie hier maximal eine gefärbte Wahrheit zu sehen bekommen.



Eine Situation ist mir eindringlich in Erinnerung: Im Museum hängen Fotos von ermordeten Gefangenen in ihren Zellen, die am Tag der Entdeckung des verlassenen Gefängnisses aufgenommen wurden. Ein Team der Gedenkstätte hat versucht, den damaligen Standort des Fotografen nachzuvollziehen und in drei Fällen war es gelungen, die Fotos in den Raum zu platzieren, in dem die Aufnahme 1979 gemacht worden war. Als wir diese Veränderung dem gesamten Team am Museum vorstellten, und die Kolleg:innen, die z.T. seit 30 Jahren am Museum arbeiten, mit ihren eigenen Augen sehen konnten, dass zum ersten Mal Foto und Raum miteinander übereinstimmten, drehte sich eine Kollegin zu uns um und fragte: Also ist das hier wirklich geschehen?

Frage: **Was sind die wesentlichen Unterschiede zwischen einer KZ-Gedenkstätte in Deutschland und einem ehemaligen Folter-Gefängnis wie Tuol Sleng in Kambodscha?**

BT: Zunächst einmal sind der zeitliche Abstand und die Kontexte sehr verschieden. In der Gedenkstätte Buchenwald sind Überlebende (wenn überhaupt) nur noch an den Jahrestagen vor Ort und die Mitarbeitenden haben die NS-Zeit nicht selbst erlebt. Für die jungen Besuchenden in Deutschland ist es die Geschichte der (Ur-) Ur-Großeltern, also weit weg oder der anderen, wenn

die eigene Familie nicht aus Deutschland stammt. Anders in Kambodscha. Hier ist es oft noch die Geschichte der Eltern und Familienmitglieder werden vermisst. Anders als in Deutschland war hier jede(!) Familie betroffen von Vertreibung und anhaltender Todesgefahr sowie der Erfahrung, dass nahe Menschen abgeholt wurden und nie wieder auftauchten. Eine gesamte Bevölkerung wurde traumatisiert und dieses Trauma löst sich nicht einfach in der nächsten Generation auf.

Ähnlich wirkmächtig für die Erinnerungskultur sind meinem Eindruck nach aber auch Aspekte wie: sichere Lebensverhältnisse, gibt es demokratische Strukturen, wird auf Geschichtsschreibung Einfluss genommen, gibt es laufende juristische Verfahren gegen damalige Täter, wird Verantwortung thematisiert bzw. als wichtig erachtet, wie hierarchisch orientiert sich die Gesellschaft? Und: wird gerne gelesen, werden Neugierde, kritisches Denken und Wissenschaftlichkeit wertgeschätzt und welche Rolle spielen religiöse Vorstellungen, die Weltbilder prägen? Vor diesem Hintergrund gibt es drei wesentliche Unterschiede, die mir ins Auge fallen: Die allermeisten Menschen, die die Zeit der Khmer Rouge selbst erlebt haben, sehen sich ausschließlich als Opfer, die Täter:innen sprechen von ihren Taten und das Thema „Widerstand/Widerständigkeit“ begegnet einem kaum.

Frage: **Das müssen Sie noch ein wenig erläutern.**

BT: Auch die Deutschen in beiden Staaten nach 1949 haben sich überwiegend als Opfer gesehen, bis sich diese Lesart nicht mehr aufrechterhalten ließ. In Kambodscha kommt die historische Tatsache hinzu, dass Befehlsverweigerung mit wenigen Ausnahmen zum Tode führte. Auch einer der führenden Vernehmer und Totschläger in S-21, Him Huy, bezeichnet sich als Opfer: „Wenn ich mich geweigert hätte, wäre ich selbst Gefangener von S-21 geworden und umgebracht worden.“ Neben der anhaltenden Strafflosigkeit auch für diese Tätergruppe hilft ihm diese Einstellung, offen über S-21 zu sprechen, für Interviews zur Verfügung zu stehen und damit sein Einkommen als Kleinbauer aufzubessern. (Selbstverständlich lässt sich nur darüber spekulieren, ob und wie sich in Deutschland der Diskurs verändert hätte, wenn in der NS-Zeit eine Befehlsverweigerung im Militär oder NS-Personal ebenfalls zum sicheren Tode geführt hätte.) Die Vorstellung, dass jemand Täter *und* Opfer gewesen sein kann, ist wenig verbreitet. Die Tatsache, dass nach S-21 insbesondere die Kader der Khmer Rouge gebracht wurden, denen das Zentralkomitee der Partei unterstellte, konterrevolutionär zu arbeiten, bringt mit sich, dass in S-21 besonders viele (Mit-)Täter Opfer ihres eigenen Regimes wurden. Auf dem zentralen Mahnmal, an dem alle Namen zu lesen sind, steht statt einer Gedenkformel: „Nie werden wir die Verbrechen des Regimes in Demokratisch Kampuchea vergessen.“

Frage: **Und was hat das mit dem Thema der „Widerständigkeit“ zu tun?**

BT: Außer der vom Premier verbreiteten Geschichte seiner Flucht und der führenden Rolle der militärischen Befreiung des Landes 1979, muss ich als Gast in Kambodscha auf intensive Suche gehen, um Geschichten von Selbstbehauptung (ein Vater entscheidet sich dafür lieber zu verhungern, als unter diesem Regime zu leben), Widerständigkeit (ein Gefangener verweigert in seinem letzten nach Folter erzwungenen Geständnis fälschlich zu schreiben, er habe seine Tochter vergewaltigt) und Widerstand (in April 1976 gibt es ungeklärte Explosionen in der Innenstadt) zu finden. Es gibt sie, aber sie werden – ganz anders als in beiden Deutschlands – nicht erzählt. Vermutlich hat dies zwei Gründe: Es ist weiterhin heiß umstritten – dies nun ähnlich wie lange in Westdeutschland bezogen auf den 8. Mai –, ob der 7. Januar 1979 ein Tag der Befreiung oder der Besetzung (durch die Vietnamesen) war. Und auch das derzeitige Regime möchte alles andere als widerständiges Verhalten in der Bevölkerung sehen.

Frage: **Sie arbeiten bereits seit fünf Jahren in Phnom Penh. Inwiefern hat sich herausgestellt, dass es mehr als Wissen für Gedenken braucht?**

BT: Öffentliches Gedenken braucht – wie überall auf der Welt – eine Gesellschaft, die um Ermordete und Vermisste trauert und eine Regierung, die die Erinnerung an diese mindestens zulässt bzw. sie aktiv unterstützt. In Kambodscha tut die Regierung beides, weil es in ihr politisches Narrativ passt. Aber dieselbe Regierung fasst den Rahmen eng, in dem Geschichtsschreibung stattfinden kann, zumindest wenn sie an einer staatlichen Einrichtung, wie dem Museum, erfolgt. Insofern ist der eine Teil der Antwort: dass wissenschaftliche Freiheit und institutionelle Unabhängigkeit hinzukommen müssen.

Im internationalen Diskurs wird weniger ein Begriff wie „Gedenken“ benutzt, sondern zurzeit die Begriffe „Dealing with the past“ (dt.: Erinnerungsarbeit) und „Transitional Justice“ (dt: Vergangenheitsaufarbeitung). Der letzte beinhaltet vier Säulen, eine davon ist „das Recht zu wissen“, aber eben auch die Säule „das Recht auf Gerechtigkeit“, also das Einfordern von juristischer Aufarbeitung. In Kambodscha hat es unter vietna-



mesischer Führung 1979 einen kurzen Prozess gegen die Führungsriege der Roten Khmer in Abwesenheit gegeben, der immerhin einiges an Beweismaterial zusammenstellte. Und seit 2006 hat das internationale Khmer Rouge Tribunal (ECCC) zwei Verfahren gegen fünf Angeklagte (fast) abgeschlossen. Die Regierung hatte von Anfang an nur Verfahren gegen die oberste Führungsriege – den Leiter von S-21 eingeschlossen – zugelassen. Forderungen, weitere Täter:innen vor Gericht zu stellen und den Zeitraum der Anklage auszuweiten, sind sehr verhalten. Ein Grund ist sicherlich auch das nicht vorhandene Vertrauen in kambodschanische Gerichte. Sie sind nicht unabhängig und stehen unter Korruptionsverdacht.

Darüber hinaus versuche ich noch immer zu verstehen, wie sehr es eine Rolle spielt, dass die große Mehrheit der Kambodschaner:innen tief buddhistisch geprägt ist, auch wenn nicht alle täglich Riten praktizieren. Der Buddhismus lehrt die Vorstellung, dass Menschen die Böses tun, in ihrem nächsten Leben dafür büßen werden. Die Menschen brauchen/sollten nicht selbst richten.

Frage: **Wenn die Rahmenbedingungen in einer Gesellschaft so eng gefasst sind: Was bedeutet das für die Glaubwürdigkeit der Gedenkstättenarbeit?**

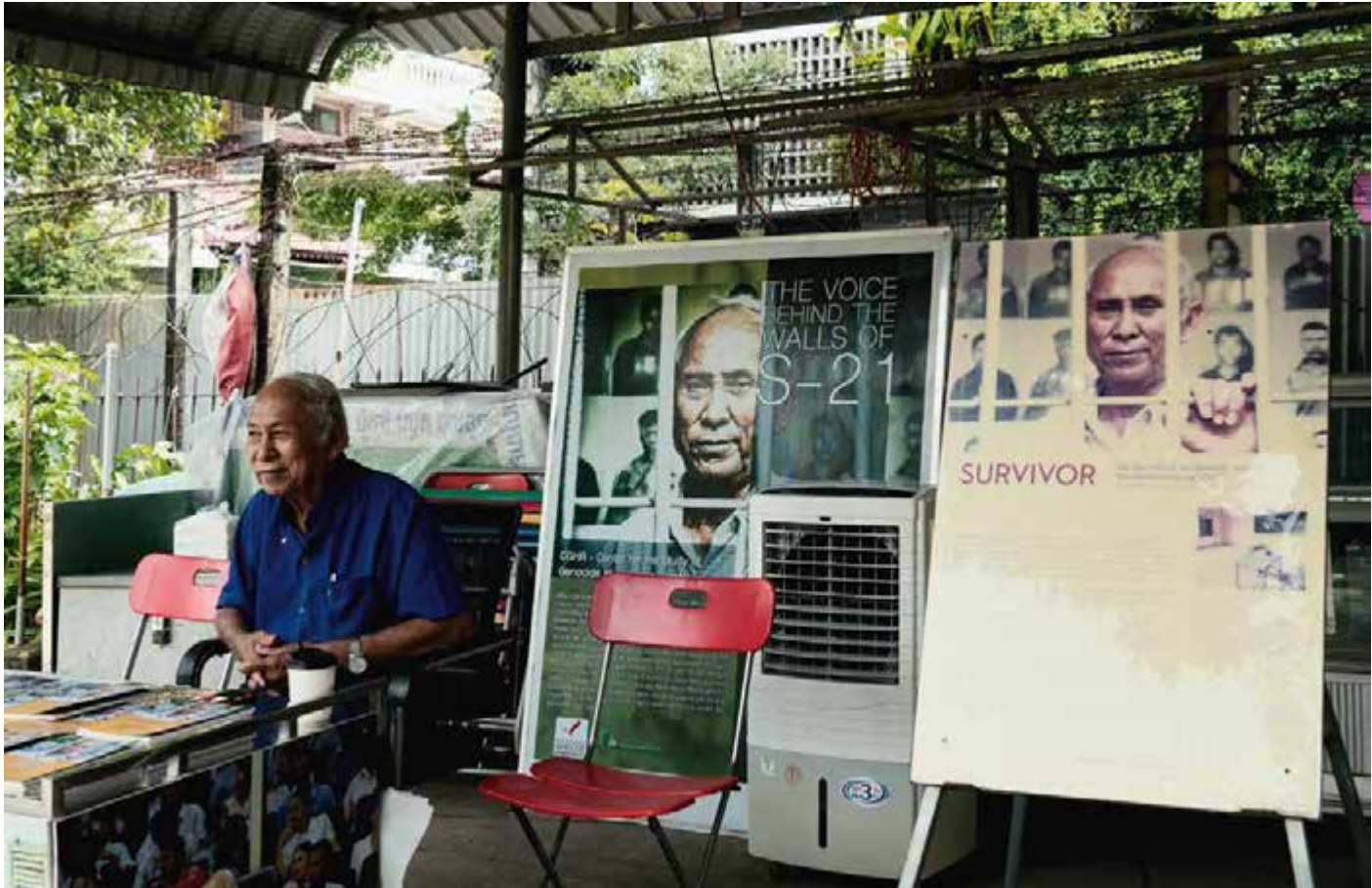
BT: In dieser Atmosphäre – dass einer staatlichen Einrichtung nicht getraut wird – muss das Tuol Sleng Museum agieren. Auch ich musste mich fragen, was ich hier eigentlich unterstütze, wenn ich helfe, diesen Ort weiterzuentwickeln und gleichzeitig akzeptieren muss, dass der Direktor (selbstverständlich Parteimitglied) sich nur im Rahmen des Regierungsnarrativs bewegen kann.

Zu meinen Leitmaximen wurden mit der Zeit: a) solange wir nicht aufgefordert werden, die Geschichte falsch darzustellen, müssen wir damit leben, nicht das gesamte Bild zeichnen zu dürfen. (Zum Beispiel dürfen wir die Unterstützung Chinas für die Roten Khmer nicht erwähnen, die aber für S-21 unseres jetzigen Wissens nach keine Rolle gespielt hat), b) wir haben den gesetzten Rahmen noch lange nicht ausgeschöpft und erforscht. Diesen Rahmen nicht zu nutzen, hieße, Geschichtsfälschern das Feld zu überlassen. Es lohnt weiterhin, die Erinnerung an die Opfer und Täter in den Vordergrund zu rücken, faktenbasierte Forschung zu unterstützen und die Gedenkstätte in allen Bereichen zu professionalisieren, um Tuol Sleng als Erinnerungsort zu erhalten. Was es also ebenso braucht: den Mut der Verantwortlichen, bei den Fakten zu bleiben, die Bereitschaft, Gratwanderungen zu ermöglichen, die nicht verfälschen, und Spielräume auszuschöpfen.

Frage: **Inzwischen läuft der Antrag von Kambodscha bei der UNESCO, Tuol Sleng und das „Killing Field“ von S-21 als Welterbe anzuerkennen. Damit ist das Land weiter als Deutschland, das den Antrag zu Buchenwald nicht in die internationale Öffentlichkeit getragen hat. Welche Umstände machten das möglich?**

BT: Um eines Tages den Status *UNESCO* Welterbe zu tragen, braucht es zunächst den Eintrag in die *UNESCO tentative list*, also eine vorläufige Aufnahme in die Liste. Die Regierung muss diese beantragen und damit bestätigt sie, dass der Ort von nationaler Bedeutung ist und sie gewillt ist, ihn zu schützen. Inhaltlich ist dies von großer Bedeutung, weil damit Kambodscha international bekundet, nicht nur mit ihren einmaligen Tempeln (wie Angkor Wat) in der Welt berühmt sein zu wollen, sondern auch mit den grauenvollen Teilen ihrer Geschichte bekannt zu sein. Das Kulturministerium, dem das Museum untersteht, hat sich entschieden, sich mit drei Orten gemeinsam um den Status zu bewerben: dem Vorgänger-Gefängnis M-13, dem Tuol Sleng Genocide Museum (früheres S-21 Gefängnis) und der Mordstätte von S-21, dem heutigen Choeung Ek Genocidal Center. Die Idee dazu kam zu einem günstigen Zeitpunkt, denn das UNESCO Büro in Kambodscha war gerade dabei, die *tentative list* nach Jahrzehnten wieder zu beleben. Die Museumsleitung will mit dem Antrag in erster Linie sicherstellen, dass die Orte langfristig gesichert sind und nicht dem starken Urbanisierungsdruck im Land zum Opfer fallen. Und es ist auch eine Art Vorsorge für den unerwünschten Fall, dass eines Tages eine Regierung an der Macht ist, die kein inhaltliches/politisches Interesse mehr an diesem Zeitabschnitt haben könnte bzw. die historischen Orte nicht für schützenswert hält.

Gleichzeitig gibt es jedoch seit ein paar Jahren eine sehr polarisierte Debatte im UNESCO Welterbe Komitee, ob überhaupt und wenn ja unter welchen Bedingungen, „Orte, die sich auf Konflikte beziehen“ weiter in die Welterbe-Liste aufgenommen werden sollen. Vereinzelt wurden sie auch „negative Orte“ genannt. Auf der Liste finden sich einige wenige wie die Gedenkstätte Auschwitz (1979), Hiroshima bzw. der Gedenkdom (1996) oder Robben-Inland in Südafrika (1999). Weitere sehr unterschiedliche Bewerbungen z. B. aus Belgien/Frankreich, Ruanda und Argentinien sind in der Vorbereitung. Auf der letzten Sitzung des Komitees wurde 2021 jedoch der Antrag gestellt, vor weiteren Aufnahmen eine prinzipielle Entscheidung zu treffen. Interessanterweise haben sich besonders viele afrikanische Staaten vereint und wortstark für die Aufnahme von „conflict sites“ ausgesprochen. Es wurde vereinbart, eine Arbeitsgruppe



einzurichten, an der nicht nur die staatlichen Vertreter:innen teilnehmen dürfen, die bis zur nächsten Sitzung 2022 einen Vorschlag vorlegen soll. Das Hauptargument der Gegner:innen weiterer Aufnahmen ist, dass sich das historische Narrativ zu den Bewerber-Orten oft noch nicht ausbalanciert habe und die Bewerbungen ein Versuch der politischen Instrumentalisierung sein könnten. Es wird interessant, wenn in diese Situation hinein eine Bewerbung aus Asien (Kambodscha) kommt, von der wir annehmen, dass die Erinnerungswürdigkeit international unumstritten ist. Aber noch ist die Bewerbung in Vorbereitung. Daumen drücken lohnt sich!

Frage: **Was ist und bleibt Ihnen fremd im kambodschanischen Umgang mit der Vergangenheit, aus westeuropäischer Perspektive?**

BT: Wenn ich versuche, mich an meinen ersten Besuch zu erinnern, dann gab es viel Vertrautes (das Anliegen, den Ort, die Objekte und Dokumente erhalten zu wollen; Gespräche mit Zeitzeugen anzubieten; Schulklassen einzuladen; etc.) und einiges, das mich stark irritiert hat: Warum gibt es keine erklärenden Texte in der Dauerausstellung? Wieso werden so wenige Einzelbiografien vorgestellt und die Fotos der Gefangenen ohne Namen und in Masse ausgestellt? Warum werden Fotos von Leichen und Gefolterten gezeigt? Warum sind im

Gedenkraum hunderte von Totenschädeln zu sehen und diese nicht wie hier üblich eingäschert worden? Weshalb gibt es auf die Frage nach den „Lehren aus dieser Geschichte“ oft nur das Wort *Peace* und weiter wenig Konkretes? Warum sind so viele Täter nie belangt worden? Und und und. Der große Vorteil, lange an einem Ort zu sein, ist natürlich, die frühen, oft vorschnellen Erklärungen mehrfach korrigieren zu können und die Geschichten dahinter kennenzulernen. Manche Antworten auf die oben genannten Fragen stellten sich als lapidar heraus, andere als hochpolitisch.

Richtig fremd ist mir eigentlich nur der verbreitete Glaube, dass Seelen von Menschen, die nicht friedlich sterben konnten, als unruhige, unglückliche Geister immer noch anwesend sind. Diesen Geistern will man/frau hier nicht begegnen. Viele meiner Kolleg:innen erzählen von Erscheinungen im Museum und manche trauen sich nicht alleine in bestimmte Räume. Dieser Geisterglaube ist auch die meist genannte Erklärung, warum viele Kambodschaner:innen nicht in die Gedenkstätte kommen wollen. Er führt aber auch dazu, dass die Erinnerung an die Toten wachgehalten wird und ihre Präsenz offenbar für Menschen bis heute spürbar ist. So werden zum jährlichen Pchum Ben Fest allen unruhigen Seelen, auch jenen von Tuol Sleng, Reis und andere Gaben dargebracht, um sie zu versorgen.



Der buddhistische Ritus schreibt vor, dass die Kinder die Gebeine der Eltern einäschern und die Totenrituale durchführen müssen. Teil der Traumatisierung in der älteren Bevölkerung ist, dass sie dies meist nicht tun konnten. In den Anfangsjahren in der Gedenkstätte wurde eine wandgroße Landkarte Kambodschas aus realen Totenschädeln gestaltet. Die Botschaft der Karte war: Das gesamte Land war zum Massengrab geworden. Diese Karte hing 20 Jahre lang in der Gedenkstätte, bis der König intervenierte und sie abgenommen wurde. Die Regierung entschied jedoch (wie im gesamten Land), die Gebeine nicht einzuäschern, sondern sichtbar zu lassen: sie sollten weiter an die Verbrechen erinnern. Für viele Besucher:innen – sicher nicht nur für die ausländischen – muss es irritierend sein, die Schädel zu sehen, wissend, dass der Ritus ein anderer ist.

Ein weiterer Aspekt ist mir nicht fremd, er stimmt mich nur nachdenklich und traurig. Da die derzeitige politische Lage kein kritisches Denken, keine Opposition, keine Meinungsfreiheit erlaubt und fördert, gehen Fragen nach der Verantwortung für die Verbrechen zusammen mit der anhaltenden Straflosigkeit ins Leere. So werden Redewendungen wie „Nie wieder“, „Lernen aus der Geschichte“ zu hohlen Phrasen, die in den pädagogischen Programmen nicht mit Argumenten, Diskussionen –

mit Leben – gefüllt werden. Wenn ein Him Huy sich hier in der Gedenkstätte an seinem ehemaligen Tatort als Opfer bezeichnen kann und nicht dagegen gehalten wird, dann bleibt es unklar für die junge Generation, welche Lehren sie aus der Geschichte ziehen sollen. Dann kann Massensmord wieder geschehen, weil alle mussten/ müssen ja den Anordnungen folgen. In einer schon so lange autoritär orientierten Gesellschaft wie der kambodschanischen, in der Widerstand (zumindest von oben) keinen positiven Wert zugesprochen wird, ist der Boden weiterhin bereitet.

Frage: Sie arbeiten für den Zivilen Friedensdienst, dessen Ziel es ist, einen nachhaltigen Beitrag zu Frieden und Konfliktfähigkeit im Land zu leisten. Dazu gehört auch, die eigene Fachperspektive gezielt und temporär, aber nicht dauerhaft in die Weiterentwicklung der Gedenkstätte einzubringen. Sprich: Sie werden Kambodscha bald verlassen. Was nehmen Sie als wesentliche Erfahrung für die deutsche Erinnerungskultur mit?

BT: Ich glaube, ich nehme nichts *für* die deutsche Erinnerungskultur mit, außer der großen Dankbarkeit, dass ich die Chance hatte, eine andere Erinnerungskultur intensiv kennenzulernen. Es ist wenig in beide Richtungen

übertragbar und natürlich eine Binsenweisheit, dass jede Gesellschaft und jede neue Generation Opfer von staatlichen Massenverbrechen anders und immer wieder verändert erinnert.

Zu einer allgemeinen Erfahrung wurde für mich, dass wir uns eine Scheibe davon abschneiden könnten, entspannter zu arbeiten. In Kambodscha hat weiterhin die Familie den höchsten Stellenwert, und dann kommt erst die Arbeit. Auch finde ich den Pragmatismus hier beeindruckend und ansteckend. Immer wieder ist es herrlich zu erleben, welche Lösungen möglich sind.

Erinnerungskulturell beeindruckt mich die Spiritualität und die gefühlte Nähe der Toten, die mich zu einem weiteren Thema führt: den weiterhin teilweise sichtbaren und im Gedächtnis der lokalen Bevölkerung präsenten Massengräbern im Land. Eine Zählung in den 1990er Jahren hat über 30.000 aufgelistet. (Wieder ist es nur eine Spekulation, ob die NS-Verbrechen in Deutschland anders präsent wären, wenn sich die Massengräber der NS-Verbrechen nicht im Osten, in Russland, in Belarus, in der Ukraine, in Polen, sondern in Deutschland befinden würden.)

Die Unvorstellbarkeit dieser Gewalt führt in Kambodscha dazu, dass eine Frage immer wieder gestellt wird, die ich als rhetorische Frage höre: „Warum sollen Kambodschaner Kambodschaner umgebracht haben?“ Gemeint ist in der Regel: Das anzunehmen ist so abwegig, dass es nicht sein kann, also waren es andere, nämlich wechselweise die Vietnamesen oder die Chinesen. Die Kambodschaner können es jedenfalls nicht gewesen sein. Auch der Hinweis, dass die gesamte Führungsriege der Roten Khmer Kambodschaner:innen waren, hilft nicht. Als ich diesen Satz zum ersten Mal gehört habe, hat er Neid bei mir ausgelöst. Ich war neidisch darauf, dass die Opfer offenbar als *die eigenen* identifiziert werden. Ich habe in Deutschland noch nie die abwehrende Argumentation gehört: „Warum sollen Deutsche deutsche Juden getötet haben? Das wäre doch absurd.“

**Die Fragen stellte Rikola-Gunnar Lüttgenau.
Im April 2017 begleitete der Kulturhistoriker in Phnom Penh mehrere Workshops zur Weiterbildung von Mitarbeiter:innen des Tuol Sleng Museums.**



Die Kulturpädagogin Barbara Thimm arbeitete als Bildungsreferentin unter anderem in der Gedenkstätte Buchenwald, der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar und leitete die Pädagogische Abteilung des Internationalen Jugendgästehauses Dachau. Das Trainingsangebot „Verunsichernde Orte. Weiterbildung Gedenkstättenpädagogik“ hat sie mitinitiiert und entwickelt. Für den Zivilen Friedensdienst ist sie seit 2017 am Tuol Sleng Genocide Museum in Phnom Penh tätig.

Die Bewegung der kommunistischen Roten Khmer erstarkte in den 1960er Jahren in Kambodscha und kontrollierte das gesamte Land vom April 1975 bis zum Januar 1979. In dieser Zeit starben zwischen 1,7 und 2,2 Millionen Menschen (bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 6,5 Millionen) an den geschaffenen Lebens- und Arbeitsbedingungen oder weil sie ermordet wurden. Auf der Suche nach inneren Feinden, mordete die „Angkar“ (die „Organisation“, wie die Roten Khmer sich nannten) direkt in den Dörfern oder ließ Gefangene zunächst in eines der 196 Gefängnisse bringen, um Geständnisse unter Folter zu erzwingen. Das „S-21 Büro“, so der offizielle Name der Folter- und Mordstätte in Phnom Penh, unterstand direkt dem Zentralkomitee der Partei und war den „wichtigen“ Gefangenen vorbehalten. Zurzeit sind über 18.000 Namen von Opfern bekannt, der Abgleich von Listen ist jedoch noch nicht abgeschlossen. Die meisten der bis zu 21.000 Gefangenen – überwiegend Männer, aber auch Frauen und Kinder – wurden in Choeung Ek, einem etwa 10 Kilometer entfernten „Killing Field“, ermordet. Nach 1979 sind nur zwölf Menschen als Überlebende von S-21 bekannt geworden.

Weitere Informationen unter
www.tuolsleng.gov.kh



Antifaschismus ist Handarbeit

Heiko Clajus von der Initiative
Gedenkweg Buchenwaldbahn über seine Arbeit
am partizipativen Denkmal
„Gedenksteine Buchenwaldbahn“.

Frage: **Ein Gedenkweg, wie der auf der ehemaligen Buchenwaldbahn, ist nicht einfach „da“. Er muss jedes Jahr aufs Neue freigelegt und befestigt werden. Was sind die wichtigsten Aufgaben dabei?**

Heiko Clajus: Tatsächlich muss die „Pflegesicherung“ des Weges über das ganze Jahr realisiert werden: Von August bis Anfang März sind die Baumfällarbeiten zu machen; Äste, die trocken sind und herunterfallen könnten, müssen entfernt werden. Dann kommen die Brut- und Nistzeiten, in denen nicht gefällt werden darf. Danach, wenn das Wachstum beginnt, müssen wiederum die Mäharbeiten erledigt werden. Und dann ist da noch der wilde Müll, den wir leider immer wieder beseitigen und entsorgen müssen.

Es gibt Gutachter, die überprüfen, was Nutzer:innen des Weges gefährlich werden könnte. Auf dem Bahndamm der ehemaligen Buchenwaldbahn sind vor allem Bäume aus weichem Holz, wie Pappeln und Weiden, problematisch. Wir schauen daher: Was wächst hier ansonsten von Natur aus? Dann stellen wir so viel wie möglich Linden, Kirschen, Eichen oder Buchen, also Bäume aus härterem Holz, frei. So erreichen wir zudem eine möglichst große Artenvielfalt, was wiederum für die Insekten und Vögel wichtig ist. Konkret haben wir derzeit vor, die Bäume insgesamt zu bestimmen und dies den Nutzer:innen des Gedenkweges auch sichtbar zu machen. Dabei wird uns auch die Uni Jena helfen.

Frage: **Wer gehört, neben der Uni, zu Ihrem Netzwerk?**

HC: Das ganze Jahr über arbeite ich mit drei Jugendlichen des Johannes-Landenberger-Förderzentrums zusammen, einer sonderpädagogischen Schule in Weimar. Darüber hinaus natürlich der Thüringer Forst, der Eigentümer des Geländes ist und mit dem wir uns eng abstimmen. Die Hinweise der Waldarbeiter helfen uns z. B. zu verstehen, welche Pflanzen auf der roten Liste stehen. Dann werden wir finanziell unterstützt u. a. durch die Stadt Weimar, die Weimarer Wohnstätte und die Sparkasse Mittelthüringen und seit einigen Jahren auch durch die Gedenkstätte Buchenwald. Total hilfreich: aus Überschussmitteln der Staatslotterie haben wir nun zwei akkubetriebene elektrische Freischneider. Sie schonen die Umwelt und sind auch weniger störend für die Ohren der Besucher:innen.

Frage: **Seit 2008 werden Sie jeden Sommer von Internationalen Freiwilligen der sog. Summer Camps unterstützt. Sie kommen aus so unterschiedlichen Ländern wie Taiwan, Belarus oder den USA, insgesamt aus über 30 Ländern. Was macht das Arbeiten mit diesen Menschen aus?**

HC: Die Zeit der Summer Camps ist für mich und die Jugendlichen der Landenberger-Schule immer das Highlight des Jahres. Es kommen Menschen aus der ganzen

Welt, die motiviert sind und sich für unsere Sache interessieren. Die Zusammenarbeit ist abwechslungsreich und angenehm. Die Teilnehmer:innen der Summer Camps sind vor allem für die „inhaltlichen“ Arbeiten, also größtenteils für die Bearbeitung der Gedenksteine und für die biographischen Recherchen verantwortlich. Aber auch dort, wo viele Hände gebraucht werden, wie z. B. zur Befestigung des Weges oder zur Reinigung der Entwässerungsgräben.

Schön ist aber auch die Arbeit mit den Schulklassen, die uns z. B. dabei unterstützen, das über den Winter entfernte Holz dahin zu bringen, wo es dann als Brennholz abgeholt werden kann. Ähnliches gilt für Jugendvereine, Gewerkschaften oder auch buddhistische Gruppen, die regelmäßig – zumeist vermittelt von der Gedenkstätte – zu uns kommen. Mit uns können sich auch die, die sich körperlich betätigen wollen, engagieren.

Wichtig ist vor allem: Die Gruppen bringen auch immer neue Ideen mit, wie z. B. den Impuls, dass wir bei den Gedenksteinen inzwischen mit unterschiedlichen Farben und Schriftarten arbeiten. Damit die Steine einen würdevollen Anblick bieten, hatten wir anfangs, auf Anraten der Gedenkstätte, mit immer der gleichen Schriftart gearbeitet, die wir „vorschrieben“. Doch dies wirkte arg gleichförmig. Inzwischen sind auch die individuellen Handschriften der „Steinmetze“ gut sichtbar. Das tut dem Denkmal gut.



Matthias Schneider und Steven Keilhaupt unterstützen Heiko Clajus bei der Pflege des Gedenkweges.

Frage: **Diese Erfahrung betont auch den prozessualen Charakter dieses partizipativen Denkmals. Was hat sich darüber hinaus im Laufe der Zeit verändert?**

HC: Ich habe gelernt, dass es häufig wichtig ist, einfach anzufangen. So hatte ich anfangs keine Ahnung von Waldarbeiten oder Baumbestimmung. Aber mir wurde schnell klar, dass wir das selber übernehmen müssen, damit die Gedenksteine erreichbar bleiben. Also legten wir einfach los. Und lernten. Bis heute.

Zugleich heißt es, über Jahre dran zu bleiben. Dann ergeben sich immer wieder neue Möglichkeiten: So ignorierte die Deutsche Bahn lange unsere Anfrage, eine Informationstafel auch am Weimarer Hauptbahnhof aufzustellen. Erst als ein Mitarbeiter der Bahn, der sich auch bei uns engagierte, innerbetrieblich einen Antrag stellte, ging es dann plötzlich. Wenn ich heute dort vorbeikomme, freue ich mich jedes Mal, an welcher zentralen Stelle nun das Schild steht.



Heiko Clajus (2. v. links) bei der Einweihung einer Erinnerungstafel am Weimarer Hauptbahnhof. Fotos: Gedenkinitiative Buchenwaldbahn



Und als wir den damaligen Revierförster des Ettersberges fragten, einen Gedenkweg auf dem Bahndamm anzulegen, war die klare Antwort: „Nein, auf keinen Fall!“ Nach der schlechten Erfahrung mit der Pflege der „Zeitschneise“, die im Kulturstadtjahr 1999 angelegt worden war und um die sich dann keiner mehr kümmerte, wollte er sich nicht noch „so ein Problem“ – auch mit den ganzen Haftungsfragen, die daran hängen – ans Bein binden. Wir mussten warten, bis er pensioniert wurde. Dann ging’s.

Frage: **Wo öffneten sich weitere überraschende Optionen für das Projekt?**

HC: Das Weimarer a&o Hostel steht ja direkt neben der einstigen Bahnlinie. Daher haben wir dort auch immer unsere Faltblätter hingegeben. Sie kontaktierten uns eines Tages: „Wir wollen mehr Informationen. Wir wollen eine eigene Tafel aufstellen.“ Nun steht eine große Tafel direkt vor dem Hostel, auch mit Fotos der Buchenwalder Jungs, die deportiert wurden, was uns besonders freut. Es ist schön zu merken, dass nicht alles von uns ausgeht, sondern sich das Projekt auch verselbstständigt. Die Universität Jena hat 2021 im Rahmen der Tagung „Den Begriff Rasse überwinden“ unseren Gedenkweg mit in das Programm aufgenommen und es wird ein weiterer Artikel über ihn in dem Tagungsband erscheinen.

Für mich persönlich war sehr bewegend, dass 2015, zum 70. Jahrestag, Nachfahren von KZ-Häftlingen am Gedenkweg 13 Obstbäume für ihre Väter und Opas pflanzten und ein weiterer Erinnerungsort entstand. Bei der Rede für Frédéric Manhès kam zur Sprache, dass ein Kirschbaum im Land der Täter gepflanzt wird und die Früchte auch die Enkel der einstigen SS-Angehörigen ernten können. Das hat mich tief getroffen, da auch ich so ein Enkel bin. Danach konnte ich den Worten der Rede nicht mehr genau folgen, bis zu dem Schlusssatz: „Der Kirschbaum wird bewusst gepflanzt als Zeichen der Versöhnung!“

Noch zu DDR-Zeiten hatte ich so meine Schwierigkeiten mit der „Nationalen Mahn- und Gedenkstätte“, wie sie damals hieß. Einen Besuch lehnte ich ab. Für mich war das „nur“ verordneter Antifaschismus. Erst nach der Wende, mit den Antifa-Workcamps, beschäftigte ich mich mit Buchenwald. Mit einer Projektgruppe legten wir damals jedes Jahr – mal mehr, mal weniger – den Holzverladeplatz an der Bahnlinie frei, dort, wo heute die Bushaltestelle steht. Nach dem vierten oder fünften Jahr realisierte ich: Um nicht jedes Jahr wieder bei Null anfangen zu müssen, müsste die Bahnlinie eigentlich über das ganze Jahr begehbar sein. Das war die erste Idee.

Frage: **Am 31. Juli 2022 werden weitere über 100 Gedenksteine eingeweiht. Wieviel sind es nun insgesamt?**

HC: Es werden dann 316 sein. Das erklärte Ziel bleibt weiterhin, Steine für alle 2.000 Jugendliche zu erschaffen. Ich weiß, das ist sehr ambitioniert. Aber es geht ja nicht darum, soviel Gedenksteine wie möglich anzufertigen, sondern diesen Gedenkort würdevoll zu erhalten, zu pflegen und für die Besucher:innen interessant zu machen.

Frage: **Was motiviert Sie, die nächsten Jahre noch weiterzumachen?**

HC: Björn Höcke hat gesagt, er will die Erinnerungskultur in Deutschland um 180 Grad drehen. Und da habe ich natürlich das Bild der Kinder vor meinen Augen. Rechte Gruppen behaupten ja immer „Unsere Großväter waren keine Verbrecher“. Doch am Gedenkweg kann man zeigen: Sie haben z. B. am 25. September 1944 kleine Kinder in einen Waggon nach Auschwitz gesteckt. Für mich ist es Motivation, denen das unter die Nase zu reiben. Wir müssen das Gedenken tatkräftig wachhalten, auch um die Demokratie und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. Antifaschismus ist Handarbeit. Genauso ist es – und war es!

Der gelernte Umwelttechniker **Heiko Clajus** hat seine Wurzeln in der „Gerberstraße 1“, einem seit 1990 besetzten Haus in Weimar. Dort schob er auch das „Projekt Spurensuche“ an, aus dem die Initiative zum Gedenkweg hervorging.

Die Fragen stellte **Rikola-Gunnar Lüttgenau**.



Initiative Gedenkweg Buchenwaldbahn

Die in dem „Zug der Erinnerung“ fahrende Ausstellung „11.000 Kinder. Mit der Reichsbahn in den Tod“ von Serge und Beate Klarsfeld machte 2008 auch Station in Weimar. Sie war im Vorfeld die Initialzündung dafür, in einem Projekt, das Bildungsarbeit mit praktischen Arbeiten verknüpft, auf der ehemaligen Bahntrasse von Weimar nach Buchenwald einen Gedenkweg anzulegen. Zusätzlich zur Pflege des Weges gestalteten Hunderte von Helfer:innen individuelle Gedenksteine. Sie erinnern an die 2.000 Kinder und Jugendlichen, die auf der Bahnlinie 1944 zur Ermordung nach Auschwitz gebracht wurden oder in den letzten Kriegswirren in die zahlreichen Außenlager deportiert wurden und dort umkamen. Die Gedenksteine sind ein in Deutschland einmaliges prozessuales und partizipatives Denkmalsprojekt. Es soll fortgesetzt werden, bis für jedes deportierte Kind und jeden deportierten Jugendlichen ein Gedenkstein niedergelegt wurde.

Mittlerweile wird die ehrenamtlich tätige Initiative von unterschiedlichen Vereinen, Institutionen und Einzelpersonen unterstützt und begleitet. Hier einige Beispiele: Friedrich-Schiller-Universität Jena, Roter Baum e. V. aus Dresden, Gerberstraße 1 e. V. aus Weimar, Deutsche Bahn, Hans-Böckler-Stiftung, Stadt Weimar, Gedenkstätte Buchenwald, Förderverein Buchenwald e. V., Sparkasse Mittelthüringen, Weimarer Wohnstätte, Lernort Weimar e. V., Diakonie Holzdorf, Stadtwerke Weimar. Das Projekt wurde im Jahr 2014 mit dem regionalen Thüringer Demokratiepreis ausgezeichnet und Heiko Clajus erhielt die silberne Ehrennadel der Stadt Weimar für sein Engagement.

Der Gedenkweg kann heute das ganze Jahr über begangen werden. Er bietet die einzige Möglichkeit, sich dem ehemaligen Lager auf dem Ettersberg zu Fuß zu nähern. Die Gedenkstätte Buchenwald und der Förderverein bieten auf ihm Rundgänge an, die in zunehmendem Maße von Schulklassen und anderen Gruppen nachgefragt werden. Darüber hinaus lädt der Gedenkweg mittlerweile viele Menschen auch zum Wandern, Joggen und Radfahren ein.

Am 31. Juli 2022 werden mit einem Gang von Weimarer Hauptbahnhof zum Ettersberg weitere über 100 Gedenksteine feierlich eingeweiht. Zugleich begeht die Initiative ihr 15-jähriges Bestehen.

www.gedenksteine-buchenwaldbahn.de





80 Jahre danach:

„Der Überfall auf die Sowjetunion“. Eine Outdoor-Ausstellung an drei Orten

VON MICHAEL LÖFFELSENDER

Fragende Blicke waren im Sommer und Herbst 2021 bei nicht wenigen Besuchenden der Gedenkstätte Buchenwald zu beobachten, nachdem sie das ehemalige Häftlingslager betreten hatten. Farbige hölzerne Konstruktionen im Gelände, auf ihnen wehende silberne Fahnen, gaben ihre Funktion für die meisten erst auf den zweiten oder dritten Blick preis: Es waren Stationen einer temporären Outdoor-Ausstellung. Ihre auffallende Gestaltung – inspiriert von Entwürfen der osteuropäischen Avantgarde der 1920er Jahre – war als bewusste Störung und Intervention im Gelände angelegt. Ihr Thema: Der Überfall auf die Sowjetunion.

Am 22. Juni 1941 überfiel Nazi-Deutschland die Sowjetunion. Es ging um die Eroberung von Land, den Raub von Ressourcen, um die Versklavung der Bevölkerung und die systematische Ermordung von Juden und Roma. Mit 27 Millionen Opfern und zahllosen verbrannten und verwüsteten Orten trug die Sowjetunion die Hauptlast des Zweiten Weltkrieges. Doch welche Auswirkungen hatten der Überfall auf und der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion für das Konzentrationslager

Buchenwald? Die Ausstellung näherte sich dieser Frage schlaglichtartig über die Geschichte dreier Orte im Lagergelände – drei Orte, die für die Geschichte der sowjetischen Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald von besonderer Bedeutung sind. Gleichzeitig waren und sind es Orte, die für gewöhnlich etwas abseits der klassischen Besucherströme liegen. Die Ausstellung brachte sie mit konkreten Geschichten und Schicksalen der öffentlichen Wahrnehmung wieder näher.

Station 1 markierte den historischen Ort **„Block 8“**. Unter den über 30.000 sowjetischen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, die die Gestapo oft wegen kleinster Vergehen ab Mitte 1942 in das Konzentrationslager Buchenwald einwies, befanden sich viele Jugendliche, manche kaum dem Kindesalter entwachsen. Für viele Jungen aus der Ukraine, Belarus und Russland wurde die Holzbaracke mit der Nummer 8 zur Durchgangsstation. Auf Betreiben politischer Häftlinge fungierte sie ab Sommer 1943 als „Kinderblock“ des Lagers. Die Untergrundorganisation der Häftlinge sorgte für zusätzliche Lebensmittel, Kleidung und medizinische

Hilfe. Selbst Unterricht gab es. Neben den Jungen aus der Sowjetunion kamen ab 1944 auch jüdische Kinder aus Polen und Ungarn in Block 8 unter. Für viele wurde er zum Ort ihrer Rettung.

Station 2 markierte das Gelände des ehemaligen **Sonderlagers für sowjetische Kriegsgefangene**. Vom ersten Tag des Überfalls auf die Sowjetunion verstieß die Wehrmacht im Umgang mit sowjetischen Kriegsgefangenen vorsätzlich gegen die völkerrechtlichen Konventionen. Zur Zwangsarbeit verlegte sie im Oktober 1941 die ersten 2.000 sowjetischen Kriegsgefangenen aus einem Stalag bei Hamburg in das Konzentrationslager Buchenwald. Untergebracht wurden sie in einem umzäunten separaten Teil des Häftlingslagers. Innerhalb von sechs Monaten starben in diesem Sonderlager für sowjetische Kriegsgefangene 600 Männer an Krankheiten und Hunger. Ab 1942 mussten die Kriegsgefangenen im Steinbruch und beim Bau der Buchenwaldbahn arbeiten. Auch an Firmen in der Umgebung vermietete die SS ihre Arbeitskraft. Insgesamt durchliefen rund 3.500 sowjetische Kriegsgefangene das Sonderlager in Buchenwald. Durch ihre Uniformen unterschieden sie sich von den übrigen Häftlingen des Konzentrationslagers. In der geheimen Untergrundorganisation des Lagers spielten sie eine zentrale Rolle.

Die dritte Station führte zum Tatort des größten planmäßig betriebenen Massenmords in der Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald: dem „**Pferdestall**“. Im Oktober 1941 richtete die SS dort eine Erschießungsanlage ein. Sie war eigens für die massenhafte Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener konzipiert worden, die von Gestapobeamten in Kriegsgefangenenlagern aus rassistischen und ideologischen Gründen ausgesondert worden waren. Unter Vortäuschung einer medizinischen



Untersuchung wurden sie in Buchenwald unmittelbar nach der Ankunft ohne Registrierung per Genickschuss ermordet. Bis 1944 fielen in Buchenwald rund 8.000 sowjetische Kriegsgefangene dieser Mordaktion zum Opfer. Die am Morden beteiligten SS-Männer erhielten Auszeichnungen, manche wurden befördert.

Das Format einer Outdoor-Ausstellung an verschiedenen Orten im Lagergelände war für die Gedenkstätte auch ein Experiment. Nach einer Standzeit von über fünf Monaten und einem regen Interesse bei den Besuchenden kann es als geglückt bezeichnet werden, da mit ihr der historische Ort Buchenwald in seiner Bedeutungsvielfalt neu nachvollzogen werden konnte. Weitere Outdoor-Ausstellungen zu anderen Themen werden in den nächsten Sommern folgen.

Der Historiker Michael Löffelsender erarbeitete die Ausstellung gemeinsam mit Julia Landau und Harry Stein.



Fotos: Katharina Brand

Der Überfall auf die Sowjetunion. Eine Outdoor-Ausstellung in der Gedenkstätte Buchenwald

Gedenkstätte Buchenwald
(22. Juni bis 30. November 2021)
Gestaltung und Produktion:
Schroeter und Berger, Berlin
Bau:
Tischlerei Rietschel, Weimar
Übersetzung:
EGLS Judith Rosenthal, Frankfurt am Main
Kirill Levinson, Moskau

Ein Lehrer im Widerstand:

Michail Wassilewitsch Lewschenkow
(1914 – 2004)

VON JULIA LANDAU



Michail Lewschenkow, seine Frau und Kinder der Dorfschule Krutzy, 1934.

Mit dem Blick auf die Biographie und das Schicksal eines einzelnen Menschen entfaltet sich Geschichte besonders eindrücklich – so auch am Beispiel des russischen Lehrers, sowjetischen Soldaten und Buchenwald-Überlebenden Michail Lewschenkow, der als Foto- und Technikenthusiast bereits vor dem Zweiten Weltkrieg seine Umgebung porträtierte und uns einzigartige fotografische Zeugnisse hinterließ. Nach seiner Befreiung aus Buchenwald und der Rückkehr in seine durch den deutschen Überfall und beim Rückzug der deutschen Armee zerstörte Heimat nahm Lewschenkow den Kontakt zu anderen ehemaligen Häftlingen auf. Sein umfangreiches Archiv, den das militärhistorische Freiluftmuseum bei Pskow im nordwestlichen Russland verwahrt, konnte das Archiv der Gedenkstätte Buchenwald nun in digitaler Form für die Forschung und historische Bildung erwerben.¹

¹ Wir danken herzlich der ehemaligen wissenschaftlichen Volontärin Elena Petuhova, die den Kontakt für die Gedenkstätte vermittelte, sowie der Bearbeiterin des Nachlasses, Marina Michajlowna Pachomenkowa, und dem Direktor des Militärhistorischen Freiluftmuseums Pskow, Pjotr Michajlowitsch Grintschuk, für die Zusammenstellung und Überlassung eines digitalen Teil-Nachlasses von Michail Lewschenkow.

Michail Wassilewitsch Lewschenkow wurde am 15. August 1914 in eine Bauernfamilie im Dorf Zaretsche bei der Stadt Pskow geboren. Sein Vater kämpfte im Ersten Weltkrieg in den Reihen der Zarenarmee. Mit neun Jahren wurde Michail im benachbarten Dorf eingeschult. Er konnte jedoch, da er zu Hause als Arbeitskraft gebraucht wurde, kaum den Unterricht besuchen und eignete sich den Schulstoff weitgehend selbstständig an. Als Externer erreichte er nach sieben Klassen einen Schulabschluss. Es war die Zeit nach der Gründung der Sowjetunion 1922. Die damit verbundenen Hoffnungen auf

einen gesellschaftlichen Aufbruch nach Zarenherrschaft und Krieg, die Versprechen von Fortschritt, Entwicklung und moderner Technik ebenso wie von Teilhabe und Bildung erreichten auch das russische Dorf. Michail begeisterte sich für das sowjetische Bildungsideal, ließ sich für die Alphabetisierungskampagne mobilisieren und brachte den Erwachsenen im Dorf das Lesen und Schreiben bei. Im Jahr 1931, als Siebzehnjähriger, absolvierte er einen 8-monatigen Kurs in der Abteilung für Volksbildung in der nahe gelegenen Kleinstadt Noworschew. In den folgenden drei Jahren arbeitete er als Lehrer einer Dorfschule in Wetschno. Mit 21 Jahren wurde er bereits zum Direktor einer kleinen Dorfschule in Krutzy ernannt, wo er bis zu seiner Einberufung in die sowjetische Armee im Jahr 1940 tätig war.

Aus den Bildern, die uns Michail Lewschenkow aus seiner Zeit als Direktor der Dorfschule überlieferte, spricht eine besondere Nähe und eine intensive Beziehung der Lehrer:innen zu den Schüler:innen. Die wenigen Schüler:innen unterschiedlichen Alters wirken skeptisch angesichts der neuen Foto-Technik, aber konzentriert und aufmerksam. Viele Kinder bedurften in dieser Zeit der Fürsorge. Die repressive Politik der sowjetischen Regierung unter Stalin richtete sich in besonderem Maße gegen die Dörfer. Die Bauern wurden gedrängt, in die kollektivierten Landwirtschaftsbetriebe einzutreten, die Familien von Bauern, die als wohlhabend galten, wurden verfolgt. Viele flohen vom Land in die Städte oder wurden zwangsweise umgesiedelt. Kinder trugen in dieser Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs, der forcierten Industrialisierung und Kollektivierung häufig das meiste Leid, Familien wurden auseinandergerissen.

Es gibt keine Hinweise im vorliegenden Material, dass Michail Lewschenkow selbst oder seine Familie von Repressalien betroffen waren. Privat scheinen die 1930er Jahre für Michail Lewschenkow eine glückliche Zeit gewesen zu sein: Er lernte seine Frau kennen, die gemeinsam mit ihm an der Dorfschule unterrichtete. Sie heirateten 1938, ein Jahr später wurde ihre Tochter geboren. Lewschenkow schloss im Fernstudium eine Fotokorrespondentenausbildung ab. Ausgestattet mit einem für die damaligen Verhältnisse auf einem sowjetischen Dorf seltenen und sehr wertvollen Fotoapparat dokumentierte er seinen Alltag und die technischen Neuentwicklungen dieser Zeit: den ersten Radioempfänger, das erste Grammophon. Neben seiner praktischen Arbeit als Lehrer und Direktor an der Dorfschule schloss er 1937 als externer Student die Lehrerausbildung an der pädagogischen Hochschule in der Stadt Opotschka ab.



Das erste Grammophon im Dorf Krutzy bei der Familie Lewschenkow, Mai 1938.



**Michail Lewschenkow (links)
als Soldat, 1940.**

1940 wurde Michail Lewschenkow zum Militärdienst eingezogen. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 geriet er bereits am 15. Juli 1941 bei Minsk in Gefangenschaft. Von Beginn an verstieß die deutsche Wehrmacht vorsätzlich gegen die Genfer Konvention des Völkerrechts im Umgang mit Kriegsgefangenen. Die Umstände in den direkt hinter der Front eingerichteten Gefangenenlagern waren entsetzlich: Die Gefangenen litten an Durst und Hunger, sie wurden auf dem nackten Erdboden bei großer Hitze ohne jegliche Infrastruktur festgehalten, es gab keinen Ort für die Notdurft. Viele starben. Von diesen provisorischen Durchgangslagern transportierte die Wehrmacht einen Teil der Gefangenen in Kriegsgefangenenlager („Stalag“) im Reich. Lewschenkow wurde zunächst im Lager Bela-Podljaska in Polen festgehalten und von dort in das Stalag 310 in Wietzendorf (Lüneburger Heide) gebracht.

Auch das Stalag in Wietzendorf wies noch nicht einmal eine rudimentäre Infrastruktur auf: Die Gefangenen bauten sich einfachste Erdhütten, sie wurden kaum mit Wasser und Nahrung versorgt. Am 18. Oktober 1941 wurde Lewschenkow mit 2.000 weiteren Kriegsgefangenen in das Konzentrationslager Buchenwald transportiert. Nach den Vorstellungen Himmlers sollten sowjetische Kriegsgefangene in den Konzentrationslagern zur Zwangsarbeit eingesetzt werden. Für ihre Unterbringung wurden gesonderte Bereiche mit Stacheldraht als Kriegsgefangenenlager abgezäunt – in Buchenwald zunächst drei Baracken. Allerdings fand die geplante Zwangsarbeit zunächst nicht statt. Stattdessen wurden die sowjetischen Häftlinge isoliert und ihre Verpflegung herabgesetzt. Die kargen Rationen beschrieb Nikolai Simakow, ebenfalls als sowjetischer Kriegsgefangener seit dem 18. Oktober in Buchenwald, in seinen Erinnerungen wie folgt: *„Zum Frühstück gab es einen halben Liter dünne Suppe mit Holzspänen und einer Prise Roggen. Mittags 300 g Ersatzbrot, das aus Holzspänen, Kartoffeln, 30 Prozent Roggen und 20 g Margarine bestand. Abends, nach einem 14-stündigen Arbeitstag, erhielten die Gefangenen 800 g Suppe aus Steckrüben. Die Ration war so bemessen, dass ein Mensch einen langsamen Tod starb.“*² Bereits innerhalb eines halben Jahres war jeder dritte sowjetische Kriegsgefangene in Buchenwald an Hunger oder Krankheit gestorben.

Erst ab 1942 mussten die Kriegsgefangenen im Steinbruch oder beim Bau der Bahnlinie Weimar-Buchenwald arbeiten. Die SS vermietete ihre Arbeitskraft auch an Firmen der Umgebung, was nicht selten eine gewisse Verbesserung der Ernährung bedeutete. Lewschenkow war zur Zwangsarbeit im Steinbruch eingesetzt, er arbeitete auch im Tischlereikommando und als Sanitäter. Nach den Erinnerungen sowjetischer Häftlinge, die ab Ende der 1950er Jahre in der Sowjetunion erscheinen konnten,

² G. Polivin (1959), Eto bylo v Buchenval'de [G. Polivin nach dem Bericht von N. Simakow, Das war in Buchenwald], Novosibirsk, S. 21.

war Lewschenkow auch als Pädagoge im Lager tätig: Er habe mit den Mitgefangenen Gespräche über patriotisch-historische Themen geführt, wie über die Vertreibung der französischen Armee aus Moskau und den Sieg des Zaren Alexander über Napoleon 1813.³ Ab 1943 begannen sowjetische Häftlinge, eine militärische Widerstandsorganisation im Lager aufzubauen. Lewschenkow beteiligte sich als Verantwortlicher für Agitation und Propaganda. In Schulheften, die im Lager weiterverbreitet wurden, sammelte er Informationen für eine selbstgefertigte Broschüre „Prawda Plennyh“ (Prawda der Gefangenen). Gemeinsam mit anderen Häftlingen organisierte er eine Schule für inhaftierte sowjetische Kinder und Jugendliche, meist minderjährige Zwangsarbeiter, die wegen Fluchtversuchen oder vermeintlichen Verstößen gegen die Arbeitsdisziplin in das in Buchenwald existierende Arbeitserziehungslager (AEL) eingewiesen worden waren. Er brachte den Jugendlichen, die häufig vor ihrer gewaltsamen Verschleppung nach Deutschland kaum eine Schule hatten besuchen können, Lesen und Schreiben bei. Heimliche Konzerte, Schachturniere und ein Weihnachtsbaum halfen den Jugendlichen, den Lebenswillen zu erhalten.

Kurz vor der Befreiung Buchenwald, am 10. April 1945, war Lewschenkow in einer Gruppe von 600 sowjetischen Kriegsgefangenen, die die SS auf einen Todesmarsch schickte. Die Kriegsgefangenen wurden im Weimarer Bahnhof in Güterwaggons gepfercht und in Richtung tschechische Grenze gebracht. Lewschenkow und einigen anderen gelang es jedoch, von dem Transport zu fliehen und sich sowjetischen Einheiten anzuschließen, die nach Prag vorrückten.⁴ Bis zu seiner Demobilisierung Ende September 1945 diente Lewschenkow in den Reihen der Roten Armee, unter anderem im besetzten Deutschland; er wurde schließlich als Lehrer in die Heimat entlassen, auch da Pädagogen dort dringend benötigt wurden.

Im Juni 1945 schrieb er in einem Brief an seine Eltern: *„Ich kann es selbst kaum glauben, dass ich noch lebe! Als ich im Konzentrationslager Buchenwald war, über das Ihr sicher in der Iswestija vom 26.4.1945 gelesen habt, beschäftigte ich mich mit politischer Untergrund-Arbeit und wusste über das Herannahen unserer Front Bescheid. [...] Ich floh von dem Zug in der Tschechoslowakei, dort traf ich in der Partisaneneinheit einen Flieger, der an den Kämpfen um unsere Ortschaft teilgenommen hatte. Er teilte mir mit, dass unser Noworschew vollständig zerstört ist [...]“*⁵

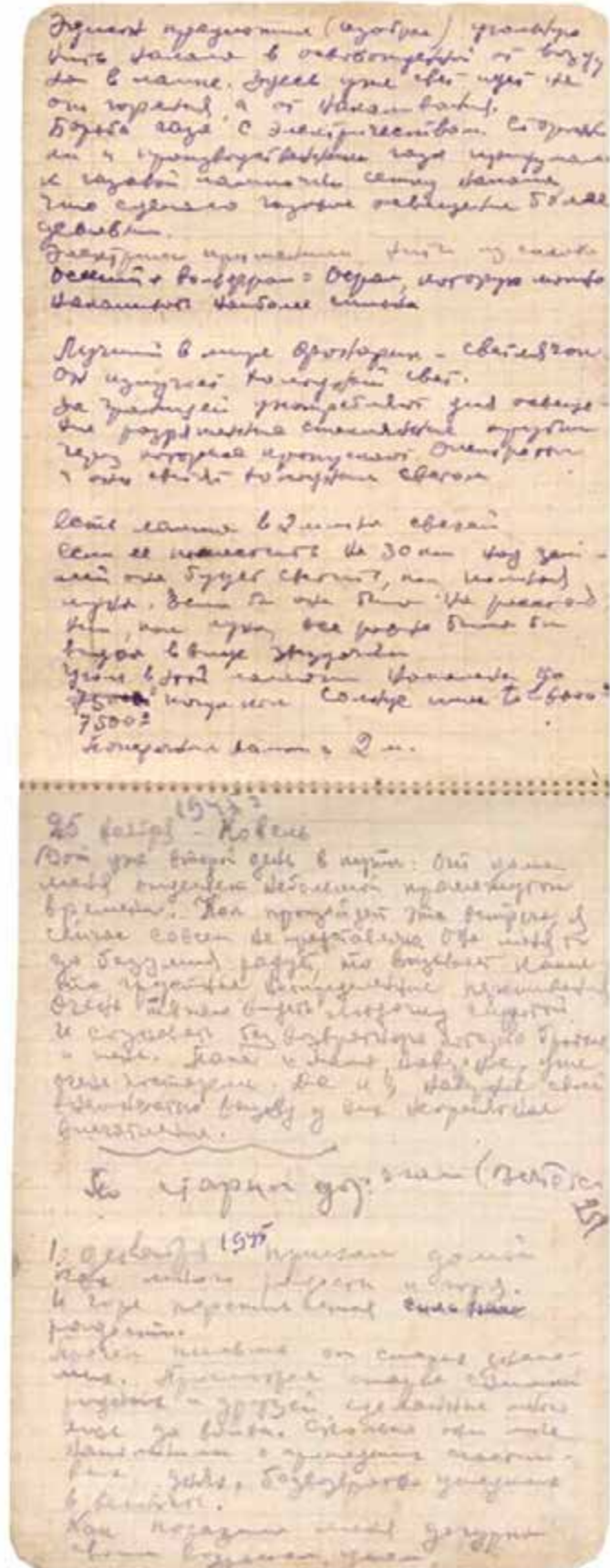
3 Polivin, S. 45.

4 Bericht Ju. Sapunov (1958), in: M. Vilenkij, *Vojna za koljučej provolokoj*, Moskau, S. 28.

5 Brief M. Lewschenkow an seine Eltern, 15.06.1945, NL Lewschenkow, Archiv Gedenkstätte Buchenwald.



Nach der Befreiung in einer Militäreinheit der Roten Armee, Mai 1945. (Lewschenkow in der Mitte mit Mandoline)



Tagebuch von M. Lewschenkow in einem Notizbuch, Dezember 1945.

Über die Rückkehr in sein Heimatdorf hielt Lewschenkow am 1. Dezember 1945 in seinem Tagebuch auf einem Notizblock fest:

„Auf den alten Wegen. Am 1. Dezember 1945 kehrte ich nach Hause zurück. Wie viel Freude und wieviel Kummer.“⁶

Lewschenkows Heimatort war von den deutschen Besatzern vollständig zerstört worden. Seine beiden Brüder waren im Krieg gefallen, seine Frau 1942 an Tuberkulose verstorben. Er fand den Rest seiner Familie in einer selbstgebauten Erdhütte vor: seine Eltern, die Frau seines Bruders und seine Tochter. Er arbeitete wieder als Lehrer und leitete eine Schule im Dorf Dubrowi. 1952 beendete er ein Abendstudium und wurde Lehrer für Biologie und Chemie, 1954 stellvertretender Schulleiter in der Stadt Noworschew. Er setzte sein Abendstudium ausländischer Sprachen an der pädagogischen Hochschule fort, 1964 wurde er zum Fakultätsleiter der pädagogischen Hochschule für berufliche Schulen ernannt, vier Jahre später ging er krankheitsbedingt in den Ruhestand.

Wie viele andere sowjetische Kriegsgefangene musste auch Lewschenkow lange um Anerkennung ringen. In der stalinistischen Sowjetunion waren Kriegsgefangene dem pauschalen Verdacht ausgesetzt, nicht tapfer genug gekämpft zu haben und hatten Repressionen zu fürchten. Der zwangsweise und völkerrechtswidrige Einsatz der Kriegsgefangenen für die deutsche Rüstungsindustrie galt als Kollaboration mit dem Feind. Zudem wurde es bereits als Verstoß gegen das sowjetische Kriegsrecht angesehen, überhaupt in Gefangenschaft geraten zu sein. Erst in der „Taufwetter“-Periode unter Chruschtschow erhielten die ehemaligen Kriegsgefangenen eine eigene Sektion im Veteranenverband.

Nun konnten sie ihre Erinnerungen publizieren; sie wurden auch über das Radio in der gesamten Sowjetunion verbreitet. Ein Korrespondent der Lenfilm-Produktion interviewte Lewschenkow 1958 für die Nachrichtensendung „Kinojournal“. Der kurze Beitrag porträtiert Lewschenkow als ehemaligen Widerstandskämpfer in seiner Vorbildfunktion als Biologie-Lehrer.⁷ Die öffentliche Resonanz der Lager-Erinnerungen führte auch zu einer gewissen Rehabilitierung ihrer Autoren, die nun wieder in die Partei aufgenommen wurden oder sich dem Veteranenverband anschließen konnten. Dies war angesichts der schlechten gesundheitlichen Verfassung der ehemaligen Häftlinge wichtig, da der Status des Veteranen auch eine entsprechende medizinische Versorgung und die Zuteilung von Sanatoriumsaufenthalten bedeutete. Im Juni 1959 fand das erste allrussische Veteranentreffen



Lewschenkow auf dem Ersten Allrussischen Veteranenkongress in Moskau, Juni 1959. (Von links nach rechts: Waleri Cheifez, Nikolai Simakow, Michail Lewschenkow, Nikolai Kjung)

der „Buchenwalder“ in Moskau statt, an dem auch Lewschenkow teilnahm. Zahlreiche Fotografien halten diese wichtige Begegnung der ehemaligen Häftlinge fest. Rechts neben Lewschenkow ist Nikolai Simakow zu sehen, einer der Köpfe der Widerstandsorganisation, der nach seiner Rückkehr nach Nowosibirsk mehrfach verhört und 1948 bis 1950 erneut inhaftiert war.

Bis zu seiner Verrentung aus gesundheitlichen Gründen im Jahr 1968 war Lewschenkow als Lehrer tätig. Er wurde 1985 mit einem Orden für seine Kriegsteilnahme ausgezeichnet und starb neunzigjährig im Jahr 2004. Sein umfangreiches Archiv übergab er der Sammlung des militärhistorischen Museums Pskow. Neben zahlreichen persönlichen und beruflichen Dokumenten enthält es Fotografien und Schriftwechsel, unter anderem mit anderen ehemaligen Häftlingen aus Buchenwald in der Sowjetunion und der DDR. Die Buchenwald bezogenen Dokumente konnten nun als Scans für das Archiv erworben werden.

Die Historikerin Julia Landau ist spezialisiert auf die Geschichte der Sowjetunion und heute Kustodin für die Geschichte des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 an der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.

- 6 Tagebuch-Aufzeichnungen M. Lewschenkow, 1.12.1945. NL Lewschenkow, Archiv Gedenkstätte Buchenwald.
- 7 <https://www.net-film.ru/film-71725/>; Наш край № 29 (1958). Киножурнал №71725, 1 часть, хронометраж: 0:10:21, ценовая категория G

***Das ist der einzige Trost, den man noch hat:
an seine Menschen denken.***

Otto Rosenberg

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“

Blog: Radsport und das Konzentrationslager Buchenwald

VON MICHAEL LÖFFELSENDER

Am 27. August 2021 passierte das Fahrerfeld der Deutschland Tour den Ettersberg nahe der Gedenkstätte Buchenwald und die Stadt Weimar. Ursprünglich hatten die Veranstalter des mehrtägigen, internationalen Profi-Radrennens einen Streckenverlauf *durch* die Gedenkstätte geplant. Nach öffentlicher Kritik, unter anderem seitens der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, wurde der Streckenverlauf geändert. Die Etappe über den Ettersberg war dennoch Anlass, sich kritisch mit der Verflechtung des Radsports mit der Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald auseinanderzusetzen – ein bislang vollkommen unbekanntes Terrain.

Kurzfristig entstanden sechs kleinere Beiträge, die einige Schlaglichter auf das Thema werfen. Über die Social-Media-Kanäle der Stiftung wurden sie parallel zur Austragung der Tour veröffentlicht, um das Ereignis zumindest digital auch historisch zu begleiten. Andere Radsportblogs nahmen die Geschichten auf.

Die Spurensuche führte unter anderem ins Weimar des Jahres 1937, zur Tour des France im Jahre 1921, in das radsportbegeisterte Belgien und auf den Gipfel des Col d'Aubisque in den französischen Pyrenäen.

Weimar und die Deutschland-Rundfahrt 1937

68 Radprofis starteten am 6. Juni 1937 zur ersten Etappe der Deutschland-Rundfahrt, dem Vorläufer der heutigen Deutschland-Tour. Nach einer sechsjährigen Unterbrechung war es die erste Austragung des internationalen Radrennens in Nazideutschland. 12 Etappen führten quer durch das Deutsche Reich mit Start und Ziel in Berlin.

Die dritte Etappe am 8. Juni startete in Chemnitz und endete in Erfurt. Kurz vor dem Ziel passierte das Fahrerfeld Weimar. Die für seine Kulturstätten bekannte Stadt war zu dieser Zeit als Landes- und sogenannte Gauhauptstadt auch das Zentrum der NS-Bewegung in Thüringen. Für den ersten Fahrer, der Weimar erreichte, hatte der NS-Gauleiter Fritz Sauckel einen Ehrenpreis gestiftet. Reinhold Wendel aus Schweinfurt sicherte sich ihn. Rund fünf Wochen nach der umjubelten Durchfahrt der Deutschland-Fahrer erreichten 149 Männer den Ettersberg vor den Toren der Stadt. Es waren die ersten Häftlinge des neu gegründeten Konzentrationslagers Buchenwald.



Die Helden der „Deutschlandrundfahrt“ wurden im Olympia-Stadion geehrt. Von links nach rechts: Reichssportführer v. Tschammer und Osten, der die Siegerehrung vornahm, Verbandsführer Holzhüter, der „Vater“ der grandiosen Zwölf-Etappen-Fahrt, der junge Diederichs, Dortmund, der in dem starken Feld einen hervorragenden dritten Platz belegen konnte, Altmeister Beyer-Schweinfurt, der Zweite wurde, und der Überraschungssieger Wederling-Magdeburg, der von der ersten bis zur letzten Etappe das dem Spitzfahrer zukommende gelbe Trikot erfolgreich verteidigen konnte.

Siegerehrung der Deutschland-Rundfahrt am 20. Juni 1937 im Olympiastadion Berlin.
Deutsche Illustrierte, 6. Juli 1937



Alfred Salomon (links) mit seinem Vater, um 1930
Stadtarchiv Bochum/Erinnern für die Zukunft Bochum e. V.

Radrennen unter falschem Namen

Bereits mit sechs Jahren trat Alfred Salomon (1919-2013) in seiner Heimatstadt Bochum in den Radrennverein Westfalia 1895 ein. Er stammte aus einer jüdischen Familie und wurde ein begeisterter Radfahrer. Sein Onkel Moritz Lindau hatte maßgeblichen Anteil am Bau der Bochumer Radrennbahn. In der Gastwirtschaft seiner Eltern fanden viele lokale Sportvereine ein Zuhause.

Mit Freunden nahm er an Radrennen teil – auf der Straße und der Bahn. Als Preise erhielten sie Pokale oder Schlauchreifen. Ab 1933 schlossen viele Vereine ihre jüdischen Mitglieder aus. Alfred Salomons Vereinsfreunde standen jedoch zu ihm. Damit er weiter Rennen fahren konnte, startete er nun unter falschem Namen. Ab 1935 war dies jedoch nicht mehr möglich.

Beim Novemberpogrom 1938 entging der gelernte Fleischer nur knapp seiner Verhaftung. Er floh nach Berlin, wo er bei Freunden unterkam und als angelernter Elektriker arbeitete. Mit seiner Frau wurde er 1943 nach Auschwitz deportiert. Er kam in das Lager Auschwitz-Monowitz, seine Frau ermordete die SS nach der Ankunft. Mit der Räumung des Lagers wurde Alfred Salomon im Januar 1945 in das KZ Buchenwald verschleppt. Von dort schickte die SS ihn in das Außenlager Langenstein-Zwieberge. Nach der Befreiung kehrte er nach Bochum zurück. Er baute sich ein neues Leben auf und engagierte sich wieder für den örtlichen Radsport.



Alfred Mottard
La dernière heure,
16.8.1921

Ein Radprofi im Widerstand

Frans Hotag (1920-1945) stammte aus Stabroek bei Antwerpen. Seit frühester Jugend war der Radsport seine Leidenschaft. In zahlreichen Nachwuchswettbewerben machte er sich schon bald einen Namen in seiner radsportbegeisterten belgischen Heimat. Der Krieg ließ seinen Traum von einer Karriere als Radprofi in weite Ferne rücken. Mit Glück entging er der Kriegsgefangenschaft. Zwei Jahre nahm er an keinem Rennen mehr teil und arbeitete bei der Eisenbahngesellschaft. Erst 1942 kehrte er zurück in die Radsportszene. Ein Jahr später bereits wurde er Berufsrennfahrer. Mit Erfolgen empfahl er sich. Unter anderem gewann er das bis heute ausgetragene Eintagesrennen Nationale Sluitingsprijs Putte-Kapellen. Für 1944 nahm ihn das französische Radteam Alcyon unter Vertrag. Doch seine Karriere fand ein abruptes Ende, bevor sie richtig begonnen hatte.

Alfred Mottard und die Tour de France

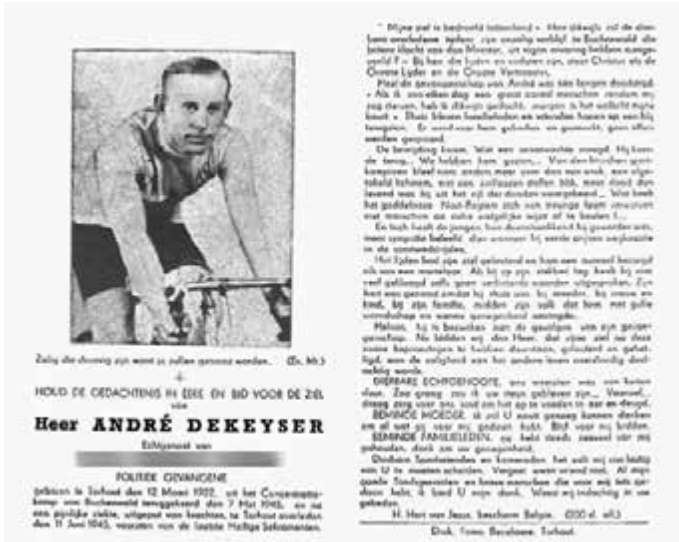
Der 27. Juni 1920 war der Höhepunkt in der Radsportkarriere des Belgiers Alfred Mottard (1892-1945). An diesem Tag ging er als einer von 113 Fahrern in Paris an den Start der 14. Tour de France. Die Rundfahrt fand für ihn jedoch ein schnelles Ende. Bereits auf der ersten Etappe, die über 380 Kilometer von Paris nach Le Havre führte, stürzte er und musste aufgeben.

Alfred Mottard wurde 1892 in Jemelle bei Namur in eine Arbeiterfamilie geboren. Seit früher Jugend trainierte der Radsportbegeisterte mit seinem Bruder auf einer nahegelegenen Radrennbahn. Über seine Karriere als Radprofi ist wenig überliefert. In den 1920er-Jahren ging er bei Rennen in Belgien und Luxemburg an den Start. Seinen Lebensunterhalt verdiente der Familienvater mit einem kleinen Fahrradgeschäft. Später arbeitete er als Schweißer und Taxifahrer. Im Krieg geriet er in die Fänge der Gestapo. Als politischer Gefangener wurde er in verschiedenen Gefängnissen in Belgien inhaftiert. Aus dem Fort Breendonk, dem zentralen Gefängnis der Gestapo in Belgien, kam er mit einem Sammeltransport im Mai 1944 in das KZ Buchenwald. Er wurde in verschiedenen Arbeitskommandos eingesetzt. Im Januar 1945 überstellte ihn die SS in das KZ Mittelbau-Dora. Dort starb er kurz darauf am 24. Januar 1945. Alfred Mottard wurde 52 Jahre alt.



Frans Hotag, ohne Datum
Heemkring Molengalm

Anfang 1944 verhaftete die Gestapo Frans Hotag. Mit anderen hatte er eine Widerstandsgruppe gegen die deutschen Besatzer gebildet. Nach Wochen in einem Gefängnis in Antwerpen wurde er im Mai in das KZ Buchenwald deportiert. Zur Zwangsarbeit schickte die SS ihn in das Außenlager Dora, später nach Ellrich. Den Bedingungen dort hielt er nicht stand. Mit 24 Jahren starb Frans Hotag am 6. Februar 1945 im KZ-Außenlager Ellrich. In seiner Heimatstadt erinnert heute eine Straße an den jungen Radprofi und Widerstandskämpfer.



Totenzettel für André Dekeyser, Juni 1945
Nederlands Bidprentjes Archief

Ein hoffnungsvoller Nachwuchsfahrer

„Radrennfahrer André Dekyser verstorben. Ein Opfer der Nazis“ – so die Schlagzeile in der Sportrubrik der Roode Vaan, der Zeitung der kommunistischen Partei Belgiens, vom 15. Juni 1945. Fünf Wochen zuvor war André Dekeyser (1922-1945) aus dem KZ Buchenwald in seine Heimatstadt Torhout in Westflandern zurückgekehrt.

In der Radsportszene Belgiens galt er als ein hoffnungsvolles Talent. 1938 nahm er erstmals an Juniorenradrennen teil. Schon bald erschien er in den Siegerlisten. Seit 1942 ging er als Nachwuchsfahrer für den Radsportverein W.S.C. Torhout an den Start. Ab Mitte 1943 jedoch tauchte sein Name in keiner Starterliste mehr auf. André Dekeyser wurde nach Deutschland verschleppt, vermutlich als Zwangsarbeiter. Im Februar 1945 wies die Gestapo Dresden ihn als politischen Häftling in das KZ Buchenwald ein. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits sehr schwach. Die folgenden Wochen bis zur Befreiung verbrachte er im Kleinen Lager von Buchenwald, dem Elendsquartier des Lagers, in das die SS nicht mehr arbeitsfähige Häftlinge pferchte.

Bei seiner Rückkehr nach Torhout wog er nur noch 37 Kilogramm und kam sofort in ein Krankenhaus im nahegelegenen Brügge. Von den Folgen der KZ-Haft erholte er sich jedoch nicht mehr. André Dekeyser starb am 11. Juni 1945 im Alter von 23 Jahren. Er hinterließ eine Frau und eine Tochter.



André Bach, ohne Datum
Cyclo Club Béarnais

Ein passionierter Radfahrer in der Résistance

Auf dem Gipfel des Col d'Aubisque, einem Bergpass in den französischen Pyrenäen, erinnert seit 1948 ein Denkmal an André Bach. Generationen von Teilnehmern der Tour de France passierten es seitdem. Doch wer war André Bach?

André Bach (1888-1945) stammte aus Paris. Im Ersten Weltkrieg wurde er schwer verwundet. Er verlor seinen linken Arm. Sport und insbesondere das Radfahren verliehen ihm neue Lebensfreude. 1936 zog der Familienvater ins südfranzösische Pau. Dort arbeitete er als Journalist und Redakteur. Dem Radsport blieb er nicht nur journalistisch treu. Regelmäßig erklimmte er die Bergpässe der Pyrenäen, insbesondere den Col d'Aubisque. Mit nur einem Arm war dies eine außerordentliche Leistung. Über Jahre amtierte er zudem als Präsident im Cyclo Club Béarnais, einem lokalen Radsportverein. Seit Kriegsbeginn engagierte sich André Bach in der Résistance. Er schmuggelte Nachrichten und Kurier über die Grenze und half jüdischen Familien bei der Flucht in die Schweiz. 1943 wurde er verhaftet und im Januar darauf in das KZ Buchenwald deportiert. Seine Befreiung erfolgte auf einem Todesmarsch im April 1945. Doch die Strapazen waren zu groß. Anfang Mai 1945 starb André Bach auf dem Weg in seine Heimat.

Das Denkmal auf dem Col d'Aubisque entstand auf Initiative des Cyclo Club Béarnais. Bis heute treffen sich dort jedes Jahr Radsportbegeisterte, um mit einer Gedenkfahrt an den ehemaligen Vereinspräsidenten zu erinnern.

Dr. Gotthard Martin Gauger (1905 – 1941)

Eine Spurensuche in Buchenwald 80 Jahre nach seiner Ermordung

VON HARRY STEIN

Dr. Gotthard Martin Gauger,

geboren am 4. August 1905 in Elberfeld, stammte aus einer protestantischen Pfarrersfamilie. Mit 28 Jahren war er zum Dr. jur. promoviert worden. Mit 29 warf man ihn aus dem Staatsdienst; er wollte den Eid auf Hitler nicht leisten. Vorübergehend stellte ihn die Leitung der Bekennenden Kirche in Berlin an. Er half Verfolgten. Als überzeugter Pazifist konnte er der Aufforderung, sich für den Kriegsdienst mustern zu lassen, nicht Folge leisten. Er versuchte sich umzubringen und floh schließlich, kurz vor der Besetzung der Niederlande durch deutsche Truppen, über die niederländische Grenze. Bei der weiteren Flucht wurde er angeschossen und geriet in Gestapo-Haft. Vor Gericht drohte ihm ein Todesurteil, doch das Regime, in Siegesstimmung, wollte offensichtlich keinen öffentlichen Prozess. Nach einem Jahr im Gefängnis Düsseldorf-Derendorf verlegte ihn die Gestapo in das Konzentrationslager Buchenwald. Nur einen Monat später, am 15. Juli 1941, wurde er in der Tötungsanstalt Sonnenstein (Pirna) ermordet.



Martin Gauger, um 1936, Foto: Familie Gauger

Anlässlich seines 80. Todestages wurde vom 10. bis zum 18. Juli 2021 in Weimar und Buchenwald an den evangelischen Kirchenjuristen in einer Reihe von Veranstaltungen gedacht, die von der Gedenkstätte Buchenwald, der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Weimar und der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland in Kooperation mit der Katholischen Pfarrgemeinde Weimar und der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen organisiert wurde. Die Evangelische Kirche in Deutschland erinnert Martin Gauger als einen der Märtyrer des 20. Jahrhunderts.

I Carachoweg

Hier hielt am Nachmittag des 12. Juni 1941 ein Gefangenewagen aus Weimar – zum zweiten Mal an diesem Tag. 22 Männer mussten vor der „Politischen Abteilung“, der Lager-Gestapo, antreten. Nach der Ankunft ihrer Züge aus dem Rheinland und Sachsen hatte man sie im Polizeigefängnis, 200 Meter vom Weimarer Hauptbahnhof entfernt, gesammelt: Zwei, die schon einmal in Buchenwald waren; fünf Vorbestrafte, die im Lager den grünen Winkel der „Berufsverbrecher“ tragen mussten; ein Dresdner Jude, der eine Haft wegen „Rassenschande“ verbüßt hatte; vier politische Häftlinge und zehn junge Polen. Die nun folgende „Aufnahme“ verlief nach immer gleichem Muster, denn sie diente der Abschreckung und nur nebenbei der Kontrolle der Personendaten. Ein ebenfalls im Sommer 1941 eintreffender politischer Gefangener erinnert sich: „Die Wagentür wurde geöffnet. SS stand mit Maschinenpistolen bereit. Einer nach dem anderen sprang oder fiel aus dem Wagen. Jeder drängte, um schnell herauszukommen. Niemand wollte der letzte sein. Wir wurden aufgestellt, gezählt und der Lager-SS übergeben. Dann wurden wir in eine Baracke geführt, vor der wir standen. Es war die Baracke der ‚Politischen Abteilung‘, die Baracke, vor der sich die frommen polnischen Häftlinge immer



Wegweiser am Carachoweg. SS-Foto 1943

bekreuzigten, bevor sie eintraten. Mit dem Gesicht zur Wand standen wir da und warteten auf unseren Aufruf. [...] Dann kam die Reihe an mich. Als ich die Tür geschlossen hatte, sagte ich mein Sprüchlein her und wartete, bis man mich rief. ‚Komm her, du Schwein!‘“¹

In den Aufnahmebogen des Häftlings Nummer 4953, Martin Gauger, wurde die „Wehrdienstentziehung“ nicht genannt. Stattdessen hielt man fest: „nach Holland emigriert“.

II Block 10

Im Frühsommer 1941 befanden sich im Konzentrationslager Buchenwald 6.800 Häftlinge. Block 10, eine Holzbaracke in der zweiten Barackenreihe, war Aufnahmeblock für „Zugänge“. Er bestand aus zwei Flügeln: der Abteilung für die Neuankömmlinge und dem „Arbeitserziehungslager“, das die Weimarer Gestapo dort im April 1941 eingerichtet hatte. Die „Arbeitserziehungshäftlinge“ – im Lager nannte man sie auch 56-Tage-Häftlinge – sollten binnen kurzer Zeit mit Gewalt demoralisiert und „umerzogen“ werden.

Block 10 war umzäunt, es gab keinen Kontakt zum übrigen Lager. „Zugänge“ blieben in der Regel vier Wochen hier. In dieser Zeit waren sie dem Steinbruch zugeteilt, dem härtesten Arbeitskommando. Martin Gauger musste ab Montag, dem 16. Juni 1941, dort arbeiten. Tags zuvor schrieb er die erste Nachricht nach Hause: „*Liebste Mutter! Am vorigen Donnerstag, den 12., bin ich hier eingetroffen. Es geht mir gesundheitlich gut. Anfragen an die Lagerleitung sind verboten und zwecklos. An Geld können mir höchstens 30,- RM im Monat – durch Postanweisung gesandt werden. Dir, allen Geschwistern und Bekannten, die sich meiner noch erinnern, die herzlichsten Grüße/ Dein dankbarer Sohn Martin*“²



1 Finkelmeier, Conrad (1947): Die braune Apokalypse. Erlebnisbericht eines ehemaligen Redakteurs der Arbeiterpresse aus der Zeit der Nazityrannie, Weimar, S. 67f.

2 Zitat in: Böhm, Boris (2018): „Recht muss doch Recht bleiben!“ Die Verfolgung des Juristen Martin Gauger (1905-1941) im Nationalsozialismus, Dresden, S. 99.



III Block 1

In Block 10 blieb Martin Gauger wahrscheinlich nur wenige Tage, denn eine Woche nach seinem Eintreffen in Buchenwald erhielt er auf Anweisung der Gestapo den Buchstaben „K“ in den roten Winkel. Er war jetzt K-Häftling und wurde bald darauf in Block 1 verlegt, wo die SS diese Gruppe konzentrierte.

Seit Sommer 1940 ließ die „Politische Abteilung“ einzelne Gefangene als „K-Häftlinge“ kennzeichnen. „K“ stand für jede Form von Kriegssabotage, sei es aus politischen oder kriminellen Motiven oder als spontane Reaktion auf Zumutungen des Regimes. In der Lagersprache nannte man die K-Winkel-Träger auch „Kriegsverbrecher“. Das hatte Folgen: Die meisten gehörten zum Steinbruchkommando, mit wachsender Zahl wurden sie in einem Block zusammengezogen; aus dieser Gruppe entstand Mitte Juli 1941, die „K-Kompanie“, eine Abteilung der Strafkompagnie, die vom übrigen Lager isoliert und permanenten Schikanen ausgesetzt war.

Martin Gauger kam zu dieser Gruppe, als die Baracke der K-Häftlinge noch nicht umzäunt war. Dadurch konnte er in Kontakt mit anderen politischen Häftlingen treten. Abends oder an Sonntagen traf er sich mit dem elf Jahre jüngeren Alfred Leikam, vor der Haft Notariatsanwärter und Anhänger der Bekennenden Kirche. Der Kontakt ging wohl von Leikam aus, der als Schreiber im Häftlingskrankenbau arbeitete und schon fast zwei Jahre im Lager war. Sie tauschten sich über Glaubensfragen aus und über den Zustand der deutschen Gesellschaft.

IV Steinbruch

Die Steinbruchkolonne sammelte sich täglich unter den Fenstern des Zellenbaus und zog mit Marschmusik durch das Lagertor zum tausend Meter entfernten Steinbruch. Der Häftling, der das Kommando führte, Kapo Johann Herzog, war ein früherer Fremdenlegionär. Er kollaborierte mit der SS und verschärfte in eigener Initiative den Terror im Kommando. Im Bruch wurde Kalkstein abgebaut, der im Straßenbau Verwendung fand. Die Zwangsarbeit war körperlich aufreibend, Häftlinge mussten die mit Steinen beladenen Loren aus der Sohle des Bruchs nach oben zur Straße schieben. Schon in der ersten Woche im Steinbruch erlebte Martin Gauger, wofür dieser Ort außerdem berüchtigt war. Am frühen Vormittag des 23. Juni 1941 wurde Horst Reichel, 23 Jahre alt, Musikschüler aus Breslau, im Steinbruch „auf der Flucht erschossen“; zwei Wochen später, am 10. Juli 1941, Siegfried Jacobsohn, der einen Monat zuvor mit Martin Gauger nach Buchenwald gekommen war. In den Hitzetagen der ersten Julidekade 1941 starben fünf Häftlinge an Hitzschlag. Martin Gauger musste sich, vermutlich im Rahmen einer Reihenuntersuchung auf Tuberkulose, in diesen Tagen im Krankenbau vorstellen, ein Röntgenbild wurde angefertigt.



Steinbruch, April 1945. Foto: Alfred Stüber

V Häftlingskrankenbau, die „Alm“

Wegen ihrer in den Hang gebauten Lage mit dem nach Norden ausgerichteten Giebel wurde die Mitte 1941 eröffnete Baracke für Tuberkulosekranke in Buchenwald „Alm“ genannt. Diese Bezeichnung war nicht ohne Sarkasmus, denn die „Alm“ war von Beginn an auch ein Ort der Aussonderung und des Krankemords. Seit Beginn seiner Tätigkeit in Buchenwald hatte der von der SS-Zentrale beauftragte SS-Offizier für den „Arbeits-einsatz“ darauf gedrängt, die nicht mehr zur Arbeit tauglichen Häftlinge loszuwerden. Von „unproduktiven Juden“ und „Gesox“ war in diesem Zusammenhang die Rede. Kranke und Schwache störten das Bild der SS von einer möglichen wirtschaftlichen Effizienz der Lager. So kam es 1941 zur Kontaktaufnahme mit dem Personal der Krankemord-Aktion „T4“ und schließlich zur Nutzung der Mordstätten der „T4“ bei der Ermordung von Häftlingen. In den Konzentrationslagern lief sie unter der Deckbezeichnung „Sonderbehandlung 14f13“.

Gleichzeitig begann in der „Alm“ der Mord an Tuberkulosekranken mittels Injektionen. Zahlreiche der Mitte Juli 1941 aus dem Konzentrationslager Dachau eintreffenden 2.000 Häftlinge wurden so ausgesondert und, namentlich durch den SS-Arzt Dr. Hanns Eisele, ermordet. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion, der mit beispiellosen Massenmorden einher ging, kannte auch die Lager-SS keine Grenzen mehr.



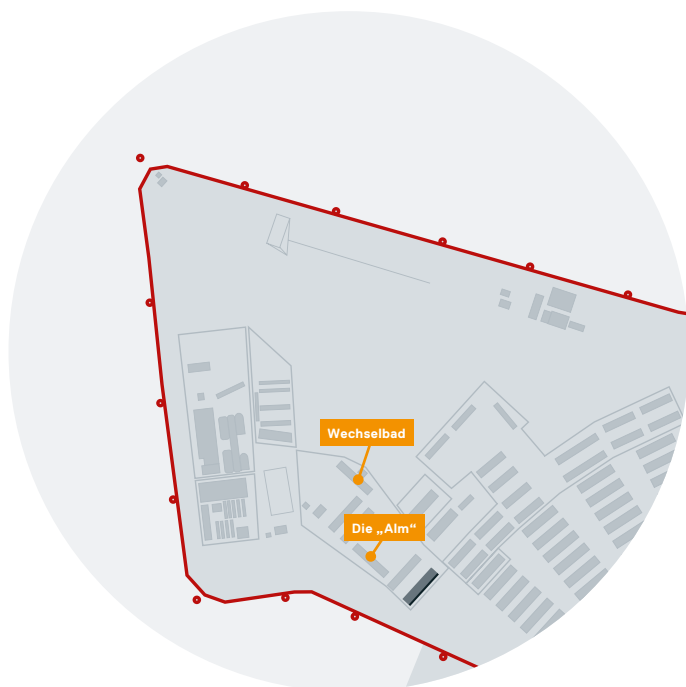
Gebäude des Operationssaales II, links unten Eingang zum Wechselbad, April 1945.
Foto: Alfred Stüber

VI Häftlingskrankenbau, Wechselbad

Bis Mitte 1941 gehörten zum Häftlingskrankenbau drei Baracken, eine vierte, die „Alm“, war gerade fertiggestellt. Im Kellergeschoss der Baracke 3, dem Wechselbad – heute durch archäologische Grabungen wieder freigelegt – fanden Aufnahmeuntersuchungen und auch Selektionen statt. Hier fiel vermutlich schon am Tag der Ankunft von Martin Gauger eine Vorentscheidung – jeder Vierte aus seiner Gruppe, die sich am Nachmittag oder Abend des 12. Juni 1941 zur Zugangsuntersuchung stellen musste, stand später auf der Todesliste des Transports nach Sonnenstein – aus dem Vormittags-„Zugang“ vom 12. Juni niemand.

Die genauen Umstände sind nicht mehr rekonstruierbar. Nur das Tagebuch des Häftlingskrankenbaus stützt den Verdacht. Es verzeichnet am 13. Juni 1941: „Transportuntersuchungen: 200“⁴³ – die Zusammenstellung der zwei Transporte in die Tötungsanstalt Sonnenstein, die vier Wochen später folgten. Die Selektion führte eine Kommission externer, eigens dafür angereister Ärzte durch: der Leiter der Tötungsanstalt Sonnenstein, Horst Schumann, und sein Mitarbeiter Hans Bodo Gorgaß. Mit Sicherheit waren sie am 13. Juni, wahrscheinlich schon am Nachmittag des 12., in Buchenwald. So fiel die Zugangsuntersuchung des zweiten Transports vom 12. Juni, in dem sich Martin Gauger befand, mit ihrem Erscheinen zusammen.

Die am 13. Juni 1941 erstellte Liste für die Mordstätte Sonnenstein ist nicht erhalten geblieben. Sie wurde offensichtlich im Laufe der folgenden vier Wochen noch korrigiert. Einen Monat später, am 13. Juli 1941, nahm die SS einen Transport mit 94 Personen, einen Tag später einen Transport mit 93 Personen aus der Lagerstärke. Auf der ersten Liste stand der Name von Martin Gauger.



3 Dienstbuch des Häftlingskrankenbaues vom 22. April 1941 bis 15. Dezember 1941, Teilbestand 1.1.5.1., Individuelle Unterlagen Männer Buchenwald, ITS Digital Archive, Arolsen Archives.



Steinbruchkommando, angetreten unter den Zellenfenstern am Lagertor, Herbst 1938.

Foto: International Court of Justice, The Hague

VII Lagertor

„Folgende Häftlinge sind morgen früh 3 Uhr am Haupttor des Schutzhaftlagers transportfertig bereitzustellen.“⁴ Es folgen sieben Namen von Patienten des Häftlingskrankenbaus, alle von der Liste des ersten Sonnenstein-Transportes. SS-Unterscharführer Gotthold Michael, ein enger Vertrauter des SS-Lagerkommandanten Karl Koch, der am 14. Juli 1941 diesen Befehl an den Krankenausbau schrieb, war offensichtlich für die Organisation der geheim gehaltenen Transporte zuständig. Noch vor Anbruch des Tages trat am 15. Juli der Transport am Lagertor an. Wahrscheinlich wurden sie in Lastkraftwagen gepfercht und von hier nach Pirna-Sonnenstein gebracht. Gleich nach der Ankunft dort wurden die 94 Männer des ersten Transportes, und mit ihnen auch Martin Gauger, in der Gaskammer der „T4“-Anstalt Sonnenstein erstickt.

Vom 18. bis 21. Juli (1. Transport) und vom 22. bis 26. Juli (2. Transport) meldete die SS den Tod der 187 Menschen dem Standesamt Weimar II. Der ehemalige Schreiber des Häftlingskrankenbaus, Rudolf Gottschalk, sagte darüber aus: „Als die Transporte weggingen, wußten wir noch nicht, wohin die Häftlinge verbracht wurden. Einige Tage später kam der Sanitätsdienstgrad Wilhelm mit den Effekten ins Revier und übergab mir in einigen Persilschachteln Zahnprothesen, Brillen, ferner Krücken.“

Von da ab wussten wir mit Gewißheit, dass die Häftlinge getötet worden waren. Auf meine Frage sagte der SDG [Sanitätsdienstgrad] etwa sinngemäß: ‚Hoven kommt gleich runter und wird dir das Nötigste sagen.‘ Kurz darauf erschien auch der SS-Lagerarzt, und nachdem er mich nochmals auf meine Verschwiegenheit verpflichtet und auf etwaige Folgen, wenn das, was gesprochen werde, in die Öffentlichkeit gerate, hingewiesen hatte, übergab er mir eine Liste der abtransportierten und getöteten Häftlinge und befahl mir, diese Häftlinge vom Revierbestand abzusetzen und die Karteikarten auszusondern. Hoven bestätigte mir, daß die Häftlinge der beiden Transporte tot seien, und daß ich die amtlichen Totenpapiere fertigzumachen hätte. Auf meine Frage nach der Todesursache wurde mir gesagt, ich solle mir irgend etwas aus dem medizinischen Wörterbuch aussuchen. Im Laufe der nächsten 8 bis 14 Tage war ich unter Aufsicht von SDG Wilhelm beschäftigt, nachträglich Krankengeschichten anzulegen, die zu dem angeblichen Tod des einzelnen Häftlings geführt haben ...“⁵ Auch die Angehörigen von Martin Gauger erhielten eine gefälschte Krankengeschichte. Es dauerte Jahre, bis das Verbrechen aufgeklärt war.

Der Historiker Harry Stein ist Kustos für die Geschichte des KZ Buchenwald an der Gedenkstätte Buchenwald.

⁴ Befehl des SS-Unterscharführers Gotthold Michael an den Häftlingskrankenbau, 14.7.1941, Landesarchiv Thüringen, Hauptstaatsarchiv Weimar, KZuHafta Buchenwald, Nr. 9, Bl. 65.

⁵ Zitat in: Kogon, Eugen/Langbein, Hermann/Rückert, Adalbert u. a. (Hrsg.) (1986): Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation, Frankfurt a. M., S. 72f.

Éva Fahidi-Pusztai während
ihrer Videobotschaft, 11.4.2021.
Foto: Darko Velazquez



*Das Beste,
was ich unseren Enkelkindern wünschen kann, ist:
dass sie sich ein angstloses Leben schaffen können.*

Éva Fahidi-Pusztai

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Der Chor der Staatskapelle Weimar singt das „Buchenwaldlied“ anlässlich des 76. Jahrestages der Befreiung des KZ Buchenwald, 11.4.2021.
Foto: Darko Velazquez

Kennen Sie Peroutka?

Ein tschechischer Jahrhundertroman über das Konzentrationslager Buchenwald wird neu entdeckt.

VON RENE EMMENDÖRFFER UND FRANZ WAURIG



Literarische Performance „Wolke und Walzer“ im Deutschen Nationaltheater Weimar am 10. April 2021.
Foto: Darko Velazquez

Vor fast 50 Jahren veröffentlichte Ferdinand Peroutka im Exil seinen Roman „Oblak a valčík“ (Wolke und Walzer) über die Zeit der nationalsozialistischen Besatzung in Prag. Dieses bisher in Deutschland nahezu unbekanntes Werk erhielt im Rahmen des 76. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald im April 2021 mit einer szenischen Lesung seine Bühne im „Deutschen Nationaltheater Weimar“. Zeit, sich Autor und Werk zu nähern.

Peroutka, Ferdinand (2015): Wolke und Walzer, Berlin. Aus dem Tschechischen übersetzt von Mira Sonnenschein.

Der Autor

Ferdinand Peroutka wurde am 6. Februar 1895 als Sohn einer Deutschen und eines Tschechen in Prag geboren. Dort besuchte bis 1913 das Gymnasium.

Während des Ersten Weltkrieges versteckte er sich zunächst vor seiner Einberufung in den Alpen, letztendlich wurde er aufgrund von gesundheitlichen Problemen vom Wehrdienst entbunden.

Bereits in dieser Zeit arbeitete Peroutka als Journalist, größere Bekanntheit gewann er jedoch erst nach der Gründung der Tschechoslowakei. 1919 übernahm er die Leitung der unabhängigen Zeitung „Tribuna“ (Tribüne). 1924 wurde er Chefredakteur des angesehenen Journals „Přítomnost“ (Gegenwart), das auch der erste Präsident der Tschechoslowakei Tomáš Garrigue Masaryk unter-



Ferdinand Peroutka in New York, 1951.
Památník národního písemnictví Praha

stützte. Für das demokratisch orientierte Blatt schrieben zahlreiche Autoren. Dazu zählten Außenminister Kamil Krofta, der Schriftsteller Karel Čapek und die Journalistin Milena Jesenská.

Mit den Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk und Edvard Beneš stand Ferdinand Peroutka nicht nur in beruflichen, sondern auch freundschaftlichen Beziehungen. Zwischen 1924 und 1939 kommentierte er in der Zeitung „Lidové noviny“ (Volkszeitung) die politische Lage im Land. In den 1930er Jahren zählte Peroutka zu den wichtigsten Intellektuellen der Tschechoslowakei.

Als solcher geriet Peroutka nach der deutschen Besetzung ins Visier des Verfolgungsapparates. Während der Verhaftungsaktion „Albrecht I.“ im September 1939 wurde Peroutka über das Konzentrationslager Dachau in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Nach der „Aktion Gitter“ vom Frühjahr 1939 war dies die zweite große Verhaftungswelle im Protektorat Böhmen und Mähren. Sie diente als präventive Maßnahme zur Schwächung des tschechischen Widerstandes und betraf Sozialdemokraten, Kommunisten, Intellektuelle, deutsche Emigranten oder Juden.

Im April 1943 wurde Peroutka in das Gefängnis Prag-Pankratz (Věznice Pankrác) überstellt. Er sollte die Tätigkeit bei „Přítomnost“ wieder aufnehmen, jedoch das Blatt im Interesse der Nationalsozialisten ausrichten. Dieses Angebot schlug er aus und kam daraufhin im August 1944 zurück nach Buchenwald, wo er im April 1945 befreit wurde.

Wenige Wochen nach seiner Befreiung verfasste er eine kurze Zeugenaussage über die Situation im Konzentrationslager Buchenwald. Darüber hinaus begann er, ein Tagebuch zu schreiben.

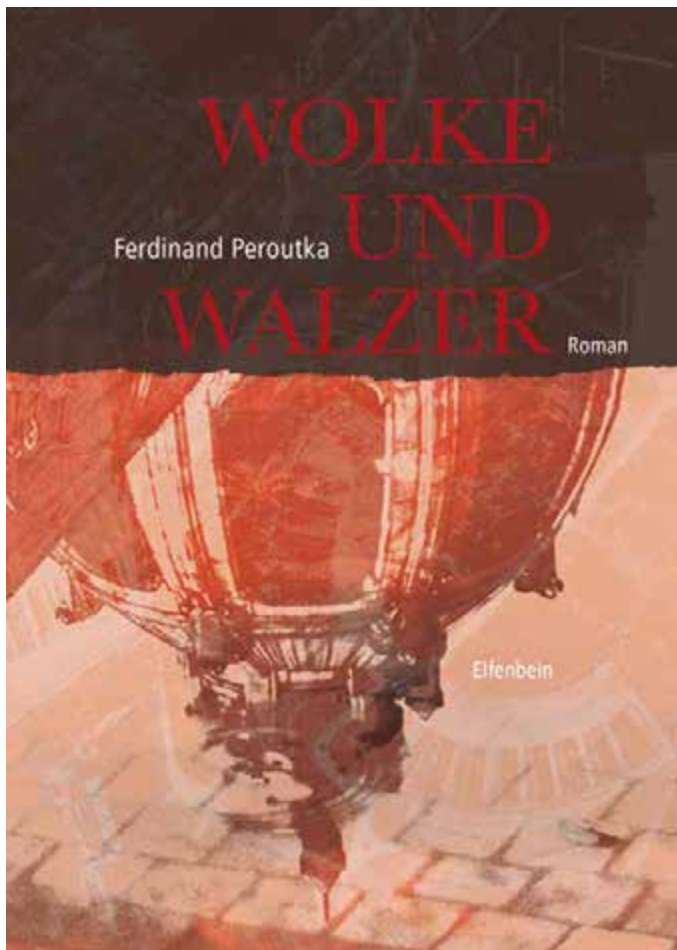
Nach der Rückkehr 1945 in die Heimat war Ferdinand Peroutka für kurze Zeit Mitglied des tschechoslowakischen Parlaments, der Nationalversammlung. Er arbeitete als Chefredakteur der demokratischen Tageszeitung „Svobodné noviny“ (Freie Zeitung) und der Wochenzeitschrift „Dnešek“ (Heute). In seinen Leitartikeln und Kolumnen zeigte er sich weiterhin als Gegner des Kommunismus, weshalb er die Tschechoslowakei nach dem kommunistischen Putsch 1948 verlassen musste. Die nun regierenden Kommunisten warfen ihm eine prodeutsche Haltung vor und versuchten, ihn durch gefälschte Zitate zu diskreditieren. In den folgenden Jahrzehnten wurde er in der Tschechoslowakei und anderen sozialistischen Staaten zur persona non grata erklärt.

Zunächst im britischen Exil verließ Peroutka 1950 Europa in Richtung Amerika. In den USA leitete er von 1951 bis 1961 die tschechische Abteilung von „Radio Free Europe“ und war weiterhin schriftstellerisch tätig. Ferdinand Peroutka starb am 20. April 1978 in New York. Erst 1991 konnte seine Urne auf den Ehrenfriedhof Vyšehrad in Prag umgebettet werden.

Das Werk

Bereits kurz nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Buchenwald fasste Peroutka den Entschluss, die Ereignisse der letzten Jahre literarisch zu verarbeiten. 1947 veröffentlichte er in der Tschechoslowakei den dramatischen Text „Oblak a valčík“. In zwölf Bildern zeigte er darin ein Panorama der Jahre 1939 bis 1945 auf. Die einzelnen Szenen des sich chronologisch entwickelnden Stückes sind nur lose miteinander verbunden. Peroutka versuchte, möglichst viele Themen der jüngsten Geschichte anzusprechen: den Einmarsch der Besatzungstruppen und das (Über-)Leben in einem Konzentrationslager, die Stalingrader Schlacht und das Ende des Krieges.

Das Theaterstück erlebte 1947 seine Premiere an den Nationaltheatern in Prag und Bratislava. Nach dem kommunistischen Februarputsch 1948 verschwand es von den Spielplänen. Planungen, den Text auch im Deutschen Nationaltheater in Weimar zu inszenieren, wurden verworfen. Im US-amerikanischen Exil baute Peroutka das Theaterstück schließlich zum Roman aus, der 1976 in der tschechischsprachigen Exiledition „68 Publishers“ in Toronto publiziert wurde. In seiner Heimat konnte das



Cover der deutschsprachigen Auflage von „Wolke und Walzer“. Elfenbein-Verlag Berlin 2015

Buch bis zum Niedergang des Regimes 1989 nicht erscheinen und wurde beschwiegen. Auch in der Bibliographie fremdsprachiger Buchenwaldliteratur, von der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald 1986 veröffentlicht, finden sich keine Verweise auf Ferdinand Peroutka und sein literarisches Schaffen.

Worum geht es im Roman?

Prag im Frühjahr 1939. Im Restaurant „Baroque“ treffen sich die gehobenen Kreise zum Kartenspiel, während sich vor den Türen die Katastrophe der deutschen Besetzung ankündigt. Im Mittelpunkt von Peroutkas Roman steht die tschechische Tischgesellschaft um die Bankangestellten Kraus und Novotný und den Arzt Dr. Pokorný. Auf unterschiedliche Weise und zu verschiedenen Zeiten werden die Protagonisten vom Terror des Besatzungsregimes erfasst. Während der eine durch seine Unterstützung des Widerstandes ins Gefängnis kommt, wird der andere durch eine Namensverwechslung ins KZ verschleppt. Jene, die Krieg und Lagerhaft überleben, kehren zurück in der Hoffnung, das gewohnte Vergangene anzutreffen. Doch das Vergangene scheint tot, fremd und verlassen. Wie das Prager Restaurant „Baroque“, in dessen Räumen den Rückkehrenden nur noch die gestapelten Tische mit dem eingeritzten Namenszug des vormals lebenslustigen Herrn Kraus an die alten Zeiten erinnern.

Peroutka benennt im Roman deutlich, aber nicht aufdringlich die Zwangslagen des mörderischen Systems, in denen sich der:die Einzelne immer wieder befindet und entscheiden muss. So zeichnet er u. a. das Dilemma, dem ein Häftling ausgesetzt ist, der auf Druck der Lager-SS einen anderen Häftling bestrafen soll. Er macht dies schließlich aufgrund der eigenen Angst, obwohl er sich der Verachtung seiner Mitgefangenen bewusst ist. Die Häftlingsgesellschaft ist bei Peroutka keine heroische, homogene Gruppe. Er zeichnet das Bild einer ausdifferenzierten Zwangsgemeinschaft – mit Privilegien und Verrat, aber auch mit Zusammenhalt und Courage. Doch Peroutka geht es nicht nur um die Gefangenen und Leidenden. Er skizziert in seinem Roman ebenso die Charaktere ihrer Peiniger – etwa des Gestapomitarbeiters Jänicke – nach. Während sich dieser in der Theaterfassung in die Nachkriegszeit hinüberzuretten versucht, endet sein Leben im Roman ähnlich qualvoll wie er es selbst andere spüren ließ.

An vielen Stellen des Romans wird deutlich, dass sich Peroutka bei der geschilderten Topographie des Lagerortes am Hauptlager des KZ Buchenwald orientierte, auch wenn der Name im Gegensatz zum Schriftzug im Tor – „Jedem das Seine“ – nicht genannt wird.

Über allem stehen die titelgebenden Elemente: Wolke und Walzer. Die Wolken verdunkeln den Lauf der Geschichte und reißen auf, nachdem US-amerikanische Panzer das Lager befreiten. Der Walzer begleitet im Radio den Auftakt des Krieges, ist auf den Appellplätzen, bei Peinigungen und in den Träumen der Häftlinge zugegen.

Seit 2015 liegt nun eine deutsche Übersetzung des Romans mit Auszügen aus Peroutkas Tagebuchnotizen von 1945 vor. Im gleichen Jahr wurde die Person Peroutkas erneut zur Zielscheibe von Falschinformation und Diffamierung. Der tschechische Präsident Miloš Zeman bezichtigte ihn der Affinität gegenüber dem Nationalsozialismus. Als Beweis diente ihm dafür ein – wie sich schnell herausstellte – gefälschter Artikel der Zeitschrift „Přítomnost“ mit dem Titel „Hitler je gentleman“ (Hitler ist ein Gentleman) aus den 1930er Jahren. Peroutkas Enkelin Terezie Kaslová ging dagegen gerichtlich vor. Nach einem mehrjährigen Rechtsstreit entschuldigte sich das tschechische Finanzministerium im November 2021 bei ihr. Der Fall zeigt eindringlich, wie versucht wird, aus der Fälschung historischer Dokumente politisches Kapital zu schlagen. Ein besorgniserregender Trend, dem es immer wieder entgegenzutreten gilt.

Der Historiker und Westslavist Franz Waurig ist wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Forschungsprojekt „Gedenken ohne Wissen? Die sowjetischen Speziallager in der postsozialistischen Erinnerungskultur“ an der Gedenkstätte Buchenwald.

Der Historiker und Jiddist Rene Emmendorffer ist wissenschaftlicher Volontär in der Kustodie zur Geschichte des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 an der Gedenkstätte Buchenwald.

***Dafür gibt es keine Worte,
doch Worte müssen gefunden werden,
um die Realität wiederzugeben,
so wie sie gewesen ist.***

Albert van Dijk

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“

„Dass die Erinnerung an Buchenwald im Leben der Völker wachgehalten wird, sind wir allen Opfern des Faschismus schuldig.“

Günter Pappenheim

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Als 14-Jähriger, 1939

Günter Pappenheim (1925 – 2021)
übergab dem Archiv der Gedenkstätte Unterlagen
aus seiner Zeit als Vizepräsident des Internationalen
Buchenwaldkomitees und als Vorsitzender der
Lagerarbeitsgemeinschaft als Vorlass.

Im Juli 1997 traf ich Günter Pappenheim zum ersten Mal direkt in der Gedenkstätte. Auf einer Veranstaltung anlässlich der 60. Wiederkehr der Lagergründung sprach er über seine Erlebnisse während der Haft in Buchenwald. Meine Aufgabe bestand darin, das historische Umfeld der Lagergründung zu erläutern. Damals waren wir zwei Akteure einer Veranstaltung – der ehemalige Häftling und die Historikerin, die sich mit Zurückhaltung begegneten. Erst im Laufe der Jahre entstand eine engere Verbindung, wuchs Vertrauen.

Im August 2015 beging Günter Pappenheim seinen 90. Geburtstag, zu dem auch ich eingeladen war. Seine Kameraden der Lagerarbeitsgemeinschaft gratulierten ihm mit einer Laudatio. Erst da erfuhr ich Details aus seinem langen Leben.

Geboren im August 1925 in der kleinen thüringischen Stadt Schmalkalden, wuchs er in einer sozialdemokratischen Familie auf. Sein Vater Ludwig Pappenheim, Parteivorsitzender des SPD, Stadtrat und Leiter der „Volksstimme“ wurde bereits im März 1933 verhaftet und am 4. Februar 1934 im Lager Neusustrum ermordet. Die Mutter Frieda blieb mit vier Kindern mittellos zurück. Da der Vater aus einer jüdischen Familie stammte, erfuhr die Familie Pappenheim Ausgrenzung und antisemitische Beschimpfungen. Es gelang, für Günter eine Lehrstelle als Schlosser in der Schmalkalder Werkzeugfabrik „Gebrüder Heller“ zu bekommen. Hier fand er zusammen mit seinem Bruder Kurt Anschluss an die dort beschäftigten Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeiter. Einer von ihnen, der junge Flame Etienne de Belair gehörte bald zur Familie. Gemeinsam hörten sie in der Wohnung Nachrichten von Radio London. Am 14. Juli 1943 spielte Günter Pappenheim auf seiner Ziehharmonika für die französischen Arbeiter zu ihrem Nationalfeiertag die „Marseillaise“. Eine Tat, die sein ganzes Leben verändern sollte.¹

Er wurde denunziert und in das Suhler Polizeigefängnis gebracht – später in das Arbeitserziehungslager Römhild. Auf einer nicht ungefährlichen Radtour besuchten ihn dort Kurt und Etienne de Belair. Mit „Schutzhaftlagerbefehl“ kam Günter Pappenheim im Oktober 1943 als 18-Jähriger in das KZ Buchenwald.

In seiner, für den 75. Jahrestag der Befreiung vorbereiteten Rede, sprach er aus, was entscheidend für sein Überleben war: *„Ich, der wenig Erfahrene, neunzehnjährige politische Häftling, wäre gnadenlos dem Mordterror der SS ausgeliefert gewesen, hätten mir nicht erfahrene Kameraden beigestanden. Noch heute verneige ich mich vor dem Sozialdemokraten Hermann Brill und dem Kommunisten Eduard Marschall, die mich im Kleinen Lager ausfindig machten und dafür sorgten, dass ich in's Hauptlager kam. Ich verneige mich vor Hermann Schönherr und Walter Wolf, die mutig und uneigennützig solidarisch als Kapos das Leben von anderen Kameraden beschützten – auch mein Leben. Und ich erinnere mich in Dankbarkeit an den Stubendienst im Block 45 Fritz Pollack, der für mich eine Schlafstelle fand.“* Und er erinnerte auch an das Totengedenken auf dem Appellplatz vom 19. April 1945. *„Wo sich heute die Gedenkplatte befindet, war ein schlichter hölzerner Obelisk errichtet und vor diesen traten blockweise die 21.000 Überlebenden an, um im Gedenken an die 51.000 Toten (später sollte die Zahl auf 56.000 ergänzt werden) den Schwur zu leisten mit der Grundaussage:*

„Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel.“²

Diese Worte begleiteten Günter Pappenheim sein ganzes weiteres Leben, ihnen fühlte er sich als seinem Kompass verpflichtet.

1 Das Hörstück „Die Marseillaise als eine ‚staatsfeindliche Einstellung‘“ ist zu finden unter: <https://www.buchenwald.de/pl/1631>

2 Buchenwalder Nachrichten, Nr. 5, 20.4.1945: „Die endgültige Zerschmetterung des Nazismus ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ideal.“



27.1.2017: Günter Pappenheim wird zum Kommandeur im Nationalorden der Ehrenlegion Frankreichs ernannt.

Bereits 1946 engagierte er sich in der SED, war später in der staatlichen Verwaltung der DDR und als Parteifunktionär tätig, so zum Beispiel als Erster Sekretär der SED-Kreisleitungen von Schmalkalden und Luckenwalde und Vorsitzender des Rates des Bezirkes Potsdam. Erst nach seinem Ruhestand im Jahr 1990 widmete Günter Pappenheim seine Zeit intensiv der Erinnerung an Buchenwald. Er machte sie zu seinem Lebensinhalt – ab 2000 als Erster Vizepräsident des Internationalen Buchenwaldkomitees und von 2005 bis zu seinem Tod als Vorsitzender der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald. Darüber gibt der Teilnachlass sehr detailliert Auskunft. Unterlagen zu seiner beruflichen Tätigkeit in der DDR finden sich nicht darin.

Im September 2018, zur Trauerfeier für seinen Bruder Kurt in Schmalkalden, sprach er mich als Archivarin der Gedenkstätte an. Er bat um die baldige Übernahme der Unterlagen aus seiner Zeit als Vertreter der verschiedenen Häftlingsorganisationen. Schon einen Monat später trafen wir uns bei ihm in Zeuthen mit Gerhard Hoffmann, einem langjährigen Mitglied der Lagerarbeitsgemeinschaft und engem Vertrauten, zu einer ersten Sichtung der Materialien. Gerhard Hoffmann übernahm die Sortierung, gemeinsam mit Günter Pappenheim. Bis Ende November 2018 hatten sie bereits ca. 800 Blatt Korrespondenz geordnet. In dreizehn gemeinsamen Sitzungen sortierten beide das umfangreiche Schriftgut und im Anschluss erfasste es Gerhard Hoffmann akribisch. Am 3. August 2019 erhielt das Archiv das vorläufige Findbuch. Zwei Monate später konnte ich bereits große Teile des Vorlasses geordnet übernehmen.

Im Juli 2020 erfolgte die Unterzeichnung des Depositatvertrages zwischen Günter Pappenheim und dem Archiv der Stiftung zum Vorlass. In einer Anlage bestimmte er Gerhard Hoffmann als Person seines Vertrauens, die in Bezug der Nutzung inhaltlich zu konsultieren ist. „Das betrifft insbesondere Material, dass sich zu meinen Lebzeiten in meinem Besitz befindet, im Vorlass aber bereits erfasst ist.“

Kurz nach seiner Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Weimar verstarb Günter Pappenheim am 31. März 2021 in Zeuthen. Gemäß seinem Wunsch übergab Gerhard Hoffmann bis zum Juli 2021 die persönlichen Dokumente und Fotografien, die noch bei Günter Pappenheim verblieben waren. Sie werden in seinen Nachlass eingegliedert. Ich bin sehr froh, dass der „Buchenwald Nachlass“ von Günter Pappenheim Teil des Archivs geworden ist. Nach seiner abschließenden Bearbeitung wird er zur Nutzung zur Verfügung stehen. Eine Meldung zur Zentralen Datenbank Nachlässe (ZDN) des Bundesarchivs wird erfolgen.

Die Historikerin Sabine Stein leitet das Archiv der Gedenkstätte Buchenwald.

4. 2. 45.

Der Tag der Entlassung kann jetzt noch nicht angegeben werden. Deshalb im Zuge der weiteren Fortsetzung zu schreiben.

Auszug aus der Tagesordnung:

Jeder Dölling hat im Monat 2 Wochentage anzuwenden und abzugeben. Obstarbende Wochentage dürfen nicht mehr als 2 Wochentage 24 Stunden ausfallen und müssen abzugeben und auf andere Tage. Wochentage sind nur 24 Stunden anzuwenden. Jeder Dölling hat seinen Wochentag im Voraus zu bestimmen. Die Anwesenheit von Döllingen, die ihre gefälligen Anwesenheiten nicht anzuwenden, wird nicht anzuregen. Weiterführende, jedoch keine Wochentage zu bestimmen. Im Zuge kann eine andere Wochentage, Nationalistische Zeitungen sind zugelassen, müssen aber von Dölling selbst im Vorausbestimmungen bestellt werden. Einverständnis ist nicht zu jeder Zeit und in jeder Sprache auszusagen werden.

Der Kogersmannbund

Liebe Mutter! Mit viel Freuden erhielt ich Deine Ansichtskarten mit den lieben Zeilen. Besonders freue ich mich, daß es Dir soweit noch gut geht, was ich auch von mir schreiben kann. Was läßt den Kurt noch so von sich hören? und wo ist er jetzt? Was macht Bruno und's Karleche? Wie und was ist sonst noch zu Hause los? Schreibe mir doch bitte bald, ich bin ja so neugierig. Liebe Mutter Du bist doch die Einzige die mir schreibt, so ich will nun schließen, mit den grüßen von alle Denner, Kurt Bruno + Karlechen Gitta und Erna, und Du, liebe Mutter sei oftmals begrüßt von E. Linter

Brief aus Buchenwald, 4.2.1945



Mit Etienne de Belair, 12.5.1943

Sowjetische Speziallager im Kontext

Einblick in eine Neuerscheinung

VON JULIA LANDAU

Das Cover des Bandes zeigt sowjetische Offiziere und Wachmannschaften vor dem sowjetischen Klub in der Vorzone des Speziallagers Nr. 1 in Sachsenhausen, November 1949. (Archiv Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen)

Bis heute wird kontrovers diskutiert, ob sich die sowjetischen Speziallager als Instrument von Herrschaftssicherung, als Arbeitskräfte-Reservoir für die Sowjetunion oder als Entnazifizierungsmaßnahme charakterisieren lassen. Häufig verstellen Deutung und Interpretation der Speziallager deren eigentliche Geschichte. Der Sammelband will mit zahlreichen Beiträgen aus unterschiedlichen Perspektiven neues Licht auf ein seit nunmehr 30 Jahren historisch bearbeitetes und unterschiedlich eingeordnetes Thema werfen.



Was genau waren eigentlich „sowjetische Speziallager“ und wie ordnen wir sie historisch ein? Zum Handwerk von Historikerinnen und Historikern gehört, vergangene Sachverhalte in ihre jeweiligen historischen Kontexte zu setzen und bei der Beurteilung komplexer Vergangenheiten verschiedene Perspektiven einzunehmen. Bei diesen Beurteilungen sollen sie sich nicht von Vorannahmen oder Vorurteilen leiten lassen, sondern von den wissenschaftlichen Kriterien der Quellenkritik. Der Sammelband „Zwischen Entnazifizierung und Besatzungspolitik. Die sowjetischen Speziallager 1945–1950 im Kontext“, gemeinsam herausgegeben von den Gedenkstätten Sachsenhausen und Buchenwald, setzt sich zum Ziel, in einzelnen empirischen Studien neue Impulse zur Speziallagersgeschichte zu vermitteln. Er vereint selbst verschiedene Perspektiven, möchte die Wahrnehmung des Themas Speziallager erweitern und zu weiteren Forschungen und Debatten anregen.

Die Kontexte, in die die Geschichte der sowjetischen Speziallager einzuordnen ist, geben auch die Gliederung des Sammelbandes in drei Teile vor: Das Kriegsende und die Internierungs- und Verurteilungspraxis in Ost und West (1), der Kontext des Stalinismus in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg (2) und die Aufarbeitung der Speziallager-Geschichte im politischen Diskurs der 1950er, 1990er Jahre und heute (3).

1 Das Kriegsende und die Internierungs- und Verurteilungspraxis in Ost und West

Der Aufbau des Bandes folgt der historischen Chronologie. Zunächst nimmt Jost Dülffer, emeritierter Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Köln, überblicksartig die Situation in Europa nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in den Blick. Alle vier Besatzungsmächte hatten zunächst ähnliche Probleme und sahen sich angesichts der Zerstörungen in Folge des von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkriegs mit enormen Herausforderungen konfrontiert: Millionen Obdachlose und Flüchtlinge, darunter die befreiten ehemaligen KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter:innen, Versorgungsprobleme und das damit verbundene Nahrungsmittel- und eine gesamt-europäische Hungersnot. Auch bei der Internierungspolitik, die zunächst unter anderem der sicherheitspolitischen Prävention und – im weiten Verständnis des Begriffs – der Entnazifizierung dienen sollte, verfolgten die Besatzungsmächte zunächst übereinstimmende Ziele. In der Durchführung unterschied sich ihre Praxis jedoch sehr deutlich, wie der australische Historiker Andrew Beattie in seiner Einführung in die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der alliierten Internierungspolitik nach 1945 zeigt. Andrea Genest stellt in ihrem Beitrag die Besonderheiten der britischen Internierungspraxis heraus. Die Beiträge von Natalia Jeske und Julia Landau befassen sich mit regionalen Beispielen und untersuchen das Vorgehen der sowjetischen Geheimdienste bei Verhaftungen in Neubrandenburg bzw. in Altenburg. Weitere Beiträge im ersten Teil nehmen bislang unbekannte Aspekte in den Fokus: So untersucht Enrico Heitzer die Auslieferung von etwa 400 mutmaßlichen NS- und Kriegsverbrechern aus der britischen in die sowjetische Gefangenschaft im Jahr 1946. Diese Personen waren aufgrund in Norwegen verübter Verbrechen an sowjetischen Kriegsgefangenen von der britischen War Crimes Investigation Branch an die sowjetischen Behörden ausgeliefert worden. Sie wurden im Speziallager Sachsenhausen gesondert untergebracht und zum Teil später von sowjetischen Militärgerichten verurteilt. Sjoma Liederwald geht im darauffolgenden Artikel in einer Stichprobenuntersuchung der Frage nach, welche Angehörigen der

Gestapo Potsdam im Speziallager Sachsenhausen inhaftiert waren, welche Tätigkeiten sie vor 1945 ausgeübt hatten und wie der sowjetische Geheimdienst mit dieser Gruppe umging: ob er sie vor Gericht stellte oder ohne weitere Untersuchungen aus dem Lager entließ. Andreas Weigelt stellt synthetisierend die von ihm untersuchten Todesurteile sowjetischer Militärtribunale vor und ordnet sie entlang der verhandelten Deliktgruppen ein. Dabei geht er auch auf die engeren Zusammenhänge zwischen Internierung im Speziallager und der Verurteilung durch sowjetische Militärtribunale ein.

2 Speziallager im Kontext des Stalinismus in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg

Im zweiten Teil des Sammelbandes werden die Speziallager im Kontext der sowjetischen Lagerpolitik nach Kriegsende diskutiert. In einer biographischen Studie stellt Nikita Petrov, Experte für das Personal des sowjetischen Innenministeriums und der Geheimdienste, den Hauptverantwortlichen für die Speziallager in der sowjetischen Besatzungszone, den NKWD-Beauftragten und stellvertretenden Innenminister Ivan A. Serov, vor. Galina Ivanova, wissenschaftliche Leiterin des Gulag-Museums Moskau, ordnet das Speziallagersystem in das größere System sowjetischer Lager nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Dabei betont sie den Wandel des Lagersystems in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg, als es zunehmend eine wichtige ökonomische Rolle spielte. Zwischen 1945 und 1950, insbesondere nach 1947/48, stiegen die Häftlingszahlen von 1,5 auf 2,5 Millionen Menschen an. Nachdem sich die Vereinten Nationen für die Abschaffung der Zwangsarbeit eingesetzt und Untersuchungskommissionen in der Sowjetunion gefordert hatten, reagierte die sowjetische Regierung mit einer Verschärfung der Haftbedingungen für politische Häftlinge. Gleichzeitig machte sie auch begrenzte Zugeständnisse, die zu Entlassungen führten. Auf Widersprüche der sowjetischen Politik in Bezug auf die Speziallager in Deutschland macht Jörg Morré aufmerksam, der genauer auf die Problematik der Entlassungen 1948 eingeht. Dabei diskutiert er die ebenfalls 1948 vollzogene Eingliederung der Speziallager in das übergeordnete sowjetische Gulag-System. Er kommt zu dem Schluss, Speziallager seien dem Gulag-System letztlich nur nominell untergeordnet worden, da es sich bei letzterem um ein nach grundsätzlich anderen Prinzipien funktionierendes System handelte: Die Arbeitsfähigkeit der Häftlinge wie auch die Planbarkeit von deren Arbeitskraft, die sich nach der Länge der Strafen bemaß, waren hier entscheidend. Ausgehend von diesen Voraussetzungen waren die Speziallagerhäftlinge – bis auf Ausnahmen, zu denen beispielsweise der Transport von über 1.000 Lager-

insassen im Februar 1947 aus Buchenwald nach Karaganda zählte – für das späte Gulag-System nicht einsetzbar: Sie waren zum größeren Teil nicht verurteilt, und ihr Alter wie auch ihre körperliche Konstitution erlaubten keine Arbeitseinsätze unter schwierigsten Bedingungen in den Lagern der Sowjetunion. Die völlig unzureichende Ernährung und Versorgung in den Speziallagern nehmen Julia Landau und Anne Kolouschek schließlich aus verschiedenen Perspektiven in den Blick: Julia Landau untersucht die katastrophale Unterversorgung in den Lagern mit Lebensmitteln um die Jahreswende 1946/47, Anne Kolouschek setzt sich aus medizinischer Perspektive mit der mangelhaften medizinischen Versorgung im Lager auseinander und geht dabei auch auf Biographien des medizinischen Personals am Beispiel des Speziallagers Mühlberg ein.

3 Speziallager im politischen Diskurs der 1950er, 1990er Jahre und heute

Im dritten Teil des Bandes geht es um die wechselvolle Nachgeschichte der Speziallager. Die Debatte um die Deutung der Speziallager stand früh im Schatten des Kalten Krieges. So wurde in den 1950er Jahren mit dem Begriff „rote Konzentrationslager“ das sowjetische Unrecht in den Kategorien der NS-Zeit angeprangert und damit die NS-Verbrechen und die Verantwortung der deutschen Gesellschaft in den Hintergrund gerückt. Bis heute überlagert häufig die Deutung der Lager deren eigentliche Geschichte. Die Debatten dienen zum Teil ganz anderen Zielen als der historischen Erkenntnis. Am Beispiel des Schauspielers Heinrich George, inhaftiert im Speziallager Sachsenhausen, zeigt Norman Warnemünde wie stark dessen Bild von der unkritischen Sicht seiner Nachkommen dominiert wird. Wie Wolfram von Scheliha an zahlreichen Beispielen bis in die Gegenwart darlegt, wird die Geschichte sowjetischer Speziallager in geschichtsrevisionistischen Diskursen häufig instrumentalisiert, wenn es darum geht, NS-Verbrechen zu relativieren oder sogar zu leugnen. Dass die Debatte um Speziallager inzwischen selbst zu historisieren ist und welche „beharrlichen Tendenzen“ dabei immer wieder

festzustellen sind, zeigt Andrew Beattie in einem Rückblick. Die zeitgenössische Debatte um Speziallager führte jedoch auch zu einer Ergänzung im Grundgesetz, wie der Jurist Kai Cornelius anhand des westdeutschen Prozesses der Verfassungsgebung zeigen kann: Anhand der Beispiele von Speziallager-Internierten und der Entführungen aus West-Berlin durch sowjetische Geheimdienste wurde ein subjektives Grundrecht auf Kontaktaufnahme zu Angehörigen im Grundgesetz etabliert.

Der Sammelband geht in seinem Kern auf eine Konferenz zur Speziallagergeschichte 2015 in Weimar zurück, organisiert von den Gedenkstätten Sachsenhausen und Buchenwald. Den Band beschließt die damalige Abschlussdiskussion, moderiert von Prof. Jörg Ganzenmüller, mit Beiträgen von Prof. Dr. Volkhard Knigge, Prof. Dr. Günter Morsch, Prof. Dr. Bonwetsch (†), Prof. Dr. Sergej Mironenko und Prof. Dr. Andrew Beattie. Dabei plädiert etwa Günter Morsch dafür, die „Forschungsergebnisse und -defizite der Speziallager-Forschung konkret [zu benennen] und gemeinsam [zu diskutieren].“ Volkhard Knigge verweist auf die „spezifischen Bildungsgehalte der Speziallagergeschichte“: „Etwa, dass im Fall dieser Lager die Kategorie einer gerechten Bestrafung der vorausgegangenen nationalsozialistischen Gewalt und Verbrechen stalinistisch beschädigt und ad absurdum geführt wurde, dass niemand das Recht hat, Menschen verschwinden zu lassen, oder dass Unrecht sich durch Unrecht nicht aus der Welt schaffen lässt.“ Sergej Mironenko, wissenschaftlicher Direktor des Russischen Staatsarchivs, verweist in seinem Abschlussplädoyer auf den Historiker M. N. Pokrovskij, der Geschichtsschreibung als Politik bezeichnet hatte, die in die Vergangenheit zurückgeworfen werde. Aufgabe der Historiker:innen sei es, „solchen Vorstellungen zu widerstehen und sich auf Fakten zu stützen, zu versuchen, die historische Wahrheit zu finden“. Man müsse die Prozesse „in ihrer Kompliziertheit erklären [und könne sie nicht] vereinfachend darstellen“. Dies wird weiterhin gleichermaßen Aufgabe und Herausforderung für die Forschung und Didaktik zu sowjetischen Speziallagern nach Kriegsende bleiben.

Die Historikerin Julia Landau ist spezialisiert auf die Geschichte der Sowjetunion und heute Kustodin für die Geschichte des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 an der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.

Neue Fragestellungen – neue Formen der Vermittlung

Das Online-Seminar

„Infektionskrankheiten in Vergangenheit und Gegenwart“

VON TIMO GALKI

Im März 2020 musste die Gedenkstätte Buchenwald ihre pädagogischen Präsenzveranstaltungen Schritt für Schritt herunterfahren und schließlich vollends einstellen. Rasch gab es in der Bildungsabteilung Überlegungen, wie wir unserem Bildungsauftrag weiterhin gerecht werden konnten. Während der Faktor des historischen Ortes schwerlich ins Digitale zu übertragen war, wollten wir zumindest bei unseren pädagogischen und inhaltlichen Zielen keine Abstriche machen. Die Teilnehmenden unserer Programme sollen, egal ob analog oder digital, dabei unterstützt werden, sich Wissen über den Nationalsozialismus anzueignen und ein kritisches, selbstreflexives Geschichtsbewusstsein zu bilden. Geschichte ist dabei immer auch Perspektive, verbunden mit gegenwarts- und zukunftsbezogenen Fragen. Oder wie Walter Benjamin es im Angesicht der Katastrophe ausdrückte: „Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen ‚wie es denn eigentlich gewesen ist‘. Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt.“¹ Wenn wir über Buchenwald ins Gespräch kommen, dann schlagen wir Brücken. Fragen und Antworten weisen wie die historischen Zusammenhänge selbst stets über den Ort und dessen Überreste hinaus, zeitlich, räumlich und gesellschaftlich. Neue Fragestellungen ermöglichen neue Erkenntnisse. Im Zuge der Corona-Krise ergaben sich zahlreiche neue Fragestellungen, die nun auch neuer Formen der Vermittlung bedurften.

Krise und Pandemie als Ausgangspunkte

Im Zentrum unserer Konzeptionen und Programme stehen unsere meist jungen Teilnehmenden. Deren Interessen, Sorgen und Vorkenntnisse prägen ihre Auseinandersetzung mit Geschichte. Ein bestimmender Faktor ist gegenwärtig die Pandemie. Zahlreiche politische Auseinandersetzungen, soziale Spannungen und ökonomische Konstellationen traten mit dieser in Wechselwirkungen, riefen Unsicherheiten, Irritationen und Ohnmachtsgefühle hervor. Für uns stand die Frage im Mittelpunkt, wie wir als Bildungsabteilung in dieser Situation Orientierung durch Wissen anbieten konnten. Mittels neu entwickelter Programme wollten wir Pandemie und Gesellschaft in ein historisches Verhältnis setzen, ohne unsere inhaltlichen Schwerpunkte zu vernachlässigen. Ausgehend von der krisenhaften Konstellation begannen wir, gesellschaftliche Problemlagen zu analysieren und mit historischen Fragestellungen zu verknüpfen.

¹ Walter Benjamin: Geschichtsphilosophische Thesen (2019), in: Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze, 15. Aufl., Frankfurt am Main, S. 78–94, hier S. 81.



Relativierung des Nationalsozialismus durch Teilnehmer einer Kundgebung der Partei dieBASIS in Jena; 20.11.2021.
Foto: Timo Galki

Antisemitismus und Geschichtsverfälschung

Augenfällig war der sich ausweitende Bezug auf antisemitische Narrative: die Neuerfindung der Ritualmordlegende im Zuge der QAnon-Bewegung, der Rückgriff auf eine angebliche Weltverschwörung über die Legende eines „Great Reset“, die Anlehnungen an mittelalterliche Legenden von Brunnenvergiftungen zu Zeiten der Pestwellen und eine wachsende okkult-esoterische Ablehnung wissenschaftlicher Erkenntnisse, die an Deutungen einer als jüdisch markierten Schulmedizin erinnerte. Es gab zahlreiche historisch unhaltbare und den Nationalsozialismus relativierende Gleichsetzungen zwischen diesem und den Maßnahmen gegen die Corona-Pandemie. Das Ermächtigungsgesetz von 1933, die Ausgrenzungen gegen die jüdische Bevölkerung in Deutschland und selbst der Zivilisationsbruch der Shoa wurden zu Chiffren für pandemiebedingte Verhaltensregeln herabgesetzt, mit denen man nicht einverstanden ist.

Diese Herabsetzung geschah häufig durch Personen und Gruppen, bei denen ein zweifelndes bis ablehnendes Verhältnis zu demokratischen Errungenschaften erkennbar ist und ein politisches Interesse daran besteht, Nationalsozialismus wie Vernichtungsantisemitismus zu bagatellisieren sowie sich selbst als Opfer von Ausgrenzung und Spaltung zu inszenieren.

Irrationale Revolte und reale Krise

Bei den Hygiene-Demos formierte sich eine Revolte, deren Kern auch ein Unvermögen ist, die Krise kritisch zu deuten. Tatsächliche Problemlagen wurden kaum erkannt und sich mit den Hintergründen eigener Ohnmacht nicht näher auseinandergesetzt. Stattdessen wurde dieser mit autoritären Bestrafungsfantasien gegenüber vermeintlich Schuldigen sowie Repräsentant:innen von Staat und Gesundheitswesen begegnet und die Aggression gegen das konstruierte Fremde gerichtet. Während demokratische Institutionen als bevormundend abgelehnt wurden, unterwarf man sich Symbolfiguren der Szene bereitwillig. Und während wissenschaftliche Erkenntnisse als Lügen abgetan wurden, schien die Bereitschaft, dem vermeintlichen Wissen der eigenen Autoritäten zu glauben, keine Grenzen zu kennen – Phänomene, die historisch nicht unbekannt sind.²

Doch es brauchte nicht erst den Blick in diese Zusammenhänge, um Gefahren für individuelle Menschenwürde und demokratische Errungenschaften auszumachen. Das Recht auf Leben und dessen Stellung in unserer Gesellschaft wurden bereits wenige Wochen nach Beginn der Pandemie verhandelbar und abgewogen nicht nur im Verhältnis zu anderen Grundrechten, sondern auch zu ökonomischen Bilanzen. Während die Todeszahlen stiegen, wurden breite wirtschaftliche Bereiche weiterhin von Beschränkungen ausgenommen. Die Frage, welche Leben im Ernstfall mehr und welche weniger schützenswert seien, wurde öffentlich gestellt und Fachstellen erarbeiteten besorgniserregende Kategorien zu Ressourcenzuteilungen in der Notfall- und Intensivmedizin³. Ungleichheiten, Antagonismen und Ausgrenzungen, allerdings in einem anderen Sinne als durch Querdenker:innen oder die radikale Rechte öffentlichkeitswirksam propagiert, sind bei der Auseinandersetzung mit der Krise unweigerlich erkennbar. Sie trafen und treffen nicht alle Menschen gleich, weder als Pandemie noch in Form gesellschaftlicher Auswirkungen. Ökonomisch benachteiligte Menschen und viele Berufsgruppen, zuvorderst in der Medizin, in eher weiblich besetzten Care-Berufen und in denjenigen Wirtschaftszweigen, in denen Rassifizierungstendenzen stärker wirken, sind besonders betroffen. Von Beginn an gab es eine mindestens implizite Ausgrenzung von Menschen, die als Angehörige von Risikogruppen bezeichnet wurden und sich in einen stetigen individuellen Lockdown begeben mussten. Dazu war die Pandemie rasch begleitet durch rassistische und nationalistische Zuschreibungen. Solche fanden sich nicht nur in Form von Übergriffen infolge pandemiebezogener rassistischer Markierungen.⁴ Auch in politischen Stellungnahmen und staatlichem Handeln schlugen sie sich nieder. In der ersten Welle kam es zur polizeilichen Abriegelung von Geflüchtetenunterkünften und von Wohnblocks in ärmeren und migrantisch geprägten Vierteln. Nationalstaatliche Grenzen wurden zu Infektionsgrenzen stilisiert und die Bilder aus den nicht evakuierten europäischen Flüchtlingslagern standen und stehen in frappierendem Gegensatz sowohl zu den humanitären Ansprüchen europäischer Gesellschaften als auch zu den in ihnen umgesetzten Infektionsschutzmaßnahmen.

Ausgestaltung des Online-Seminars

Mit solchen Beobachtungen waren wir konfrontiert, als wir an der Entwicklung unserer Online-Angebote saßen – und machten sie nach längerem Abwägen zum Gegenstand unserer Programmentwicklungen. Wir lasen uns ein in die Geschichte von Pandemien, Krisen, Gesellschaftsentwicklungen und deren Wechselwirkungen. Dabei waren wir uns der Gefahr unzulässiger Gleichsetzungen und einfacher Antworten stets gewahr. Umso bedachter arbeiteten wir historische Fakten, Kontinuitäten und Differenzen heraus, setzten dabei den Nationalsozialismus als unser Kernthema durch Fragestellungen in

2 Vgl. Rensmann, Lars (2020): Die Rückkehr der falschen Propheten. Leo Löwenthals Beitrag zur kritischen Theorie des autoritären Populismus der Gegenwart, in: Katrin Henkelmann u.a. (Hrsg.): Konformistische Rebellen. Zur Aktualität des autoritären Charakters, Berlin, S. 21–51, hier S.25.

3 Vgl. Deutsche Interdisziplinäre Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin: Entscheidungen über die Zuteilung von Ressourcen in der Notfall- und Intensivmedizin im Kontext der COVID-19-Pandemie, 25.03.2020.

4 Kampagnen und Netzwerke intervenierten unter dem Schlagwort ‚Ich bin kein Virus‘: <https://www.ichbinkeinvirus.org/>

Der rechtsfreie Raum eines KZ bot Pharmafirmen und medizinischen Instituten neue Möglichkeiten für ihre Forschungen. Gemeinsam mit der SS führten sie in Buchenwald Menschenversuche zur Wirksamkeit von Impfstoffen gegen Fleckfieber durch. Häftlinge starben einen qualvollen Tod.
Sammlung Gedenkstätte Buchenwald



Beziehung zu anderen Epochen und gewichteten die Themen anhand der thematischen Schwerpunkte der Bildungsabteilung. So entwickelten wir ein Seminar zum Thema Infektionskrankheiten und Gesellschaften, das von der Gegenwart ausgehend einen weiten Bogen in die Geschichte schlägt. Anhand eines Zeitstrahls vermitteln wir historisches Wissen über den Umgang mit Infektionskrankheiten und den jeweils damit verknüpften gesellschaftlichen Phänomenen. Damit versuchen wir Sensibilität für die historische Bedingtheit von Seuchendiskursen und Bewusstsein über das Zusammenspiel von Krisenerfahrungen, Herrschaft und Ausgrenzung anzuregen. Auseinandersetzung mit der Gegenwart und Einblicke in die Geschichte von Pandemien bilden so die Basis, auf der eine themenbezogene Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Ideologie, Politik und Gesellschaftsformation stattfinden kann.

Seuchendiskurse und Besatzungspolitik im Nationalsozialismus

Den Nationalsozialisten waren Antisemitismus und Rassismus logische Antworten auf die Ambivalenzen und Herausforderungen moderner Gesellschaft. Dies galt in weiten Teilen auch für die Deutung von Krankheiten und Medizin, wobei sie auf bereits vorhandene Vorstellungen zurückgreifen konnten. Antisemitische Erklärungen der Syphilis beispielsweise wurden aktualisiert und mit als jüdisch markierter Prostitution und Stadtgesellschaft in Verbindung gebracht.⁵ Im Seminar werden historische Kontinuitäten wie Spezifika nationalsozialistischer Politik diskutiert. Im Zentrum steht die eigenständige Auseinandersetzung der Teilnehmenden mit Quellenmaterial und erstellten Kontextualisierungen. Ein Fokus liegt dabei auf antisemitischen, rassistischen und raumbezogenen Seuchendeutungen und -politiken. Den Nationalsozialisten galten die Sowjetunion und der Osten Europas nicht nur als ideologische Hauptfeinde und Zielgebiete rassistischer Kolonialisierung, sondern auch als Hort von Krankheiten. So wurden z. B. an der deutschen Ostgrenze sogenannte Seuchenkordons eingerichtet.⁶ Im besetzten Polen deuteten die Besatzungsbehörden Fleckfieber nicht einfach als Infektionskrankheit, „sondern als geopolitisch und rassistisch zuweisbare Gefahr, die besonders von Juden ausgeht“.⁷ Von den deutschen Besatzungsbehörden wurde die Furcht vor Epidemien genutzt, um die antisemitische Ausgrenzungspolitik voranzutreiben. Auf Plakaten wurde die Abriegelung des Warschauer Ghettos und die angekündigte Todesstrafe für das unbefugte Verlassen mit dem Schutz der übrigen Bevölkerung der Stadt vor Fleckfieber erklärt.

5 So durch Hitler in seinem Buch Mein Kampf. Vgl. Hitler, Adolf (1943): Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe, Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München, S.269f.

6 Süß, Winfried (2003): Der Volkskörper im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945, München, S. 225ff.

7 Werther, Thomas (2004): Fleckfieberforschung im Deutschen Reich 1914–1945, Marburg, S.86.



links: **Jakob Ihr** wurde 1939 von Wien nach Buchenwald deportiert. Er überlebte das jüdisch-polnische Sonderlager und arbeitete nach der Befreiung als Journalist. Naturhistorisches Museum Wien

rechts: **Otto Schmidt** wurde 1938 nach Buchenwald deportiert. Nach einer Fleckfieber-Versuchsreihe wurde er 1942 ermordet. Sammlung Gedenkstätte Buchenwald

Vermeintliche Krankheitsbekämpfung, Antisemitismus und Rassismus waren praktisch wie metaphorisch ineinander verwoben. So wurden menschenverachtende Seuchendeutungen Teil der Besatzungspolitik der Nationalsozialisten und des Antisemitismus, der auf eine angeblich die Welt erlösende völlige Vernichtung von Jüdinnen und Juden zielte.

Infektionskrankheiten und das Konzentrationslager Buchenwald

Das breit eingekreiste Thema wird am historischen Ort Buchenwald fokussiert, welcher mit themenspezifischen Fragestellungen neu in den Blick genommen wird. Das Konzentrationslager war eng verbunden sowohl mit der deutschen Gesellschaft und ihrer Formierung als rassistischer Volksgemeinschaft als auch ab 1939 mit dem Verlauf des Krieges. Mit Kriegsbeginn wurden die Konzentrationslager im Reichsgebiet zu Instrumenten der Besatzungsherrschaft.⁸ 1939 deportierte die SS Polen und zumeist polnischstämmige Juden aus Wien nach Buchenwald. Sie wurden in ein mit Stacheldraht abgegrenztes Sonderlager gepfercht, in dem es zu einem Ausbruch von Ruhr kam. Rund 1.500 Erkrankte wurden sich selbst überlassen. In einem Artikel in einer Medizin-Zeitschrift⁹ griffen SS-Ärzte zur Erklärung der Epidemie auf antipolnischen Rassismus zurück und sahen die Ursache in angeblichen Lebensweisen und Hygienestandards der Häftlinge.¹⁰

Im Online-Seminar wird der Artikel konfrontiert mit dem Bericht des Wiener Juden Jakob Ihr. Er vermittelt einen Eindruck von den Zuständen im Sonderlager, den schlechten hygienischen Bedingungen, der fehlenden Versorgung, der harten Zwangsarbeit und den Misshandlungen durch die SS. Jakob Ihr überlebte das Sonderlager und verstarb 1983 an den Spätfolgen seiner Haft.

Otto Schmidt, ein Sinto aus Magdeburg, überlebte das Konzentrationslager nicht. Auf Betreiben von Wehrmacht, medizinischen Instituten und Pharmaunternehmen wie der IG Farben AG und in Begleitung von Ärzten und Wissenschaftlern wurden in Versuchsreihen ab 1941 in Buchenwald Impfstoffe gegen Fleckfieber getestet.¹¹ Die Versuche hatten mit ethischer medizinischer Forschung nichts zu tun und waren aus wissenschaftlicher Sicht unbrauchbar. Otto Schmidt wurden sie zum Verhängnis.

8 Vgl. Löffelsender, Michael (2020): Das KZ Buchenwald 1937 bis 1945, Weimar, S.41f.

9 Doetzer, Walter/Schuller, Andreas (1941): Erfahrungen bei zwei Ruhrseuchenausbrüchen in Lagern, in: Der deutsche Militärarzt. Zeitschrift für die gesamte Wehrmedizin, Jg. 6, Heft 2, S.95ff.

10 Vgl. Löffelsender, Michael (2020): Das KZ Buchenwald 1937 bis 1945, Weimar, S.44ff.

11 Vgl. Löffelsender, Michael (2020): Das KZ Buchenwald 1937 bis 1945, Weimar, S.56ff.

Er war als 20-jähriger aus rassistischen Gründen von der Polizei in Vorbeugehaft genommen worden, 1938 kam er nach Buchenwald. 1942 wurde Otto Schmidt für die Kontrollgruppe einer Fleckfieber-Versuchsreihe ausgewählt und infiziert, um den unbehandelten Krankheitsverlauf beobachten zu können. Die SS ermordete ihn nach dem Abschluss der Versuchsreihe.¹² Im Seminar setzen sich die Teilnehmenden mit seiner Geschichte auseinander: Mit einem Brief seiner Mutter, in welchem sie um die Freilassung ihres Sohnes bittet. Mit Dokumenten der SS, die in sachlicher, empathieloser Sprache den Verlauf der Versuche dokumentieren. Und mit Briefen, die die rege Zusammenarbeit zwischen SS und IG Farben belegen.

Historisch-politische Bildung als Intervention

Wenn in der Gedenkstättenpädagogik Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft, der Politikwissenschaft und der Soziologie schlüssig gewichtet und gegenwartsbezogen aufbereitet werden, kann sie ihren Teil zu Aufklärung und Reflexion beitragen. Mithilfe der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Shoa als katastrophalen Kernereignissen des 20. Jahrhunderts und mit dem Konzentrationslager Buchenwald können so auch die gegenwärtigen Gleichsetzungen als unzulässig erkannt und zurückgewiesen werden. Wissen um Geschichte von Infektionskrankheiten, Krisen und deren Begleiterscheinungen kann dazu ein gegenwartsbezogenes selbstreflexives Problembewusstsein stärken und dabei unterstützen, der eigenen Ohnmacht mit geschichtsbewusster Orientierung zu begegnen, falsche Projektionen und Antisemitismus von Gesellschaftskritik zu unterscheiden und Sensibilität für die Gefahren ermöglichen, welche mit der Abschaffung menschenrechtlicher und rechtsstaatlicher Standards verbunden sein können. Durch detektivisches Arbeiten, biografische Bezüge und dialogische Auseinandersetzung wird Geschichte greifbar. Gesellschaftskritisches Bewusstsein kann gestärkt werden, indem sich mündige Menschen in ein bewusstes Verhältnis zu Gesellschaft und Geschichte setzen. Der fragende und forschende Blick kann dabei deutlich machen, dass historische Kontinuitäten in der Gegenwart wirken, wie sie zu dem Selbstbild einer aufgeklärten, gerechten Gesellschaft nicht so recht passen wollen.

Aus sozioökonomischen und politischen Konstellationen resultierende Problemlagen einzig zum Gegenstand der Pädagogik zu machen, wäre freilich eine verkürzte Herangehensweise. Didaktik allein ersetzt keine grundlegende Demokratisierung gesellschaftlicher Verfasstheit. Vermittlung solidarischer Werte kann nur begrenzt wirksam sein, wenn Menschen zueinander in ein stetiges Konkurrenzverhältnis gesetzt werden. Auch eine klare Positionierung für die unteilbare Würde eines jeden Menschen muss in Leistungsgesellschaften stets verteidigt werden. Die kritische Auseinandersetzung mit Geschichte kann jedoch in einer krisenhaften Situation Anlass und Orientierung sein, im Sinne von Humanismus, Menschenwürde und Emanzipation zu intervenieren. Anstatt dem Leiden Anderer gegenüber gleichgültig zu sein und sich den autoritären Revolten dieser Tage anzuschließen, gibt ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein die Chance, sich gegen Ausgrenzung und Benachteiligung, gegen Verachtung des menschlichen Lebens, gegen antisemitische Ideologien und gegen rassistische Diskurse verhalten zu können.

**Der Historiker Timo Galki
ist Bildungsreferent in der Gedenkstätte Buchenwald.**

¹² Vgl. Stein, Harry/Gedenkstätte Buchenwald (2007): Konzentrationslager Buchenwald, 1937-1945: Begleitband zur ständigen historischen Ausstellung, 5. Auflage, Göttingen.

Können ihr mich hören?!

Digitale Bildungsarbeit in der Gedenkstätte Buchenwald. Chancen und Herausforderungen

VON LISA RETHMEIER UND ZSUZSANNA BERGER-NAGY

Nach Momenten der Unsicherheit durch die Schließung der Gedenkstätte beim ersten Lockdown im März 2020 kam die Frage auf, wie wir Gruppen entgegenkommen, die nicht mehr anreisen können, aber sich mit Themen des Nationalsozialismus im Allgemeinen und des Systems der Konzentrationslager im Besonderen auseinandersetzen wollen.

Im Kollegium der Bildungsabteilung waren wir uns schnell einig, was wir nicht möchten: den Ort in Form von digitalen Besuchen zu simulieren und live oder aufgezeichnet Rundgänge in die Wohn- und Jugendzimmer unserer Gruppen zu bringen. Denn was wäre der Mehrwert einer eventuell mit Handykamera aufgezeichneten Erzählung entlang der Überreste des ehemaligen KZ gegenüber den im Netz zahlreich verbreiteten Dokumentationen, den professionell aufgenommenen Bildern und Filmen? Die einstimmige Meinung war, dass die gemeinsamen Erfahrungen, die Menschen am historischen Ort machen und reflektieren, digital nicht simuliert werden können.

Die Herausforderung war nun, die Grundsätze der Bildungsarbeit der Gedenkstätte Buchenwald dennoch zum Teil in digitale Vermittlungsformate zu übersetzen und diesen gerecht zu werden, nämlich: zu begreifen, sich differenziert mit komplexen Themen der Vergangenheit auseinanderzusetzen, ein kritisches Geschichtsbewusstsein zu entwickeln und vor allem darüber aktiv zu diskutieren bzw. sich zu positionieren. Unser Kompromiss und Anspruch zugleich waren, neugierig auf den Ort zu machen, Fragen zu generieren und für einen Besuch in einer Zeit nach der Pandemie zu animieren.



Die technische Umsetzung der angedachten Online-Seminare stellte uns vor neue Aufgaben, denn weder die Gedenkstätte noch die Schulen konnten auf einen Erfahrungsschatz in digitalen Begegnungen zurückgreifen. Wir wurden von externen Fachleuten technisch geschult, haben uns mit datenschutzrechtlichen Fragen auseinandergesetzt und über verschiedene Plattformen nachgedacht. Die Entscheidung fiel auf BigBlueButton, denn diese Meetingplattform versicherte Datenschutzkonformität. Anders als bei anderen Videokonferenzplattformen marktführender Unternehmen stellte die eher junge Software BigBlueButton einige Betriebssysteme vor technische Herausforderungen. Probleme bei der Ton- und Bildeinwahl sowie fehlende Leistungsstärke der individuellen Internetverbindung von Teilnehmer:innen waren Faktoren, die erste Online-Veranstaltungen leider prägten. Die entsprechenden Rückfragen „Können ihr mich hören?“ oder „Bin ich zu sehen?“ begegneten uns öfters. Im Laufe der vergangenen Monate haben wir festgestellt, dass die aktuellen Updates BigBlueButton bedienungsfreundlicher gemacht haben. Dies hat unsere Arbeit erleichtert.

Die ersten inhaltlichen Gedanken formierten sich um die aktuelle Krise, die im Zusammenhang mit der Pandemie entstanden ist. Wir beschäftigten uns mit den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Dimensionen der Krise bzw. mit den dadurch entstandenen Ausgrenzungsmechanismen¹ sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart. Die spannende und intensive Recherche sollte letztendlich zu einem dreitägigen Online-Seminar führen, mit dem Titel: **„Infektionskrankheiten in Vergangenheit und Gegenwart mit Fokus auf den Nationalsozialismus und das Konzentrationslager Buchenwald“**.

¹ Siehe dazu auch der Artikel von Timo Galki in diesem Magazin.

Das Lager und seine Menschen

Es kam allerdings auch bald die Erkenntnis, dass der inhaltliche Anspruch dieses Formates für manche Gruppen möglicherweise überfordernd bzw. zu speziell sein könnte. Wir richteten daher den Blick auf Vermittlungsformate, die uns in der Vergangenheit in den analogen Bildungsprogrammen sowohl einen niederschweligen als auch komplexeren Zugang ermöglichten: Wir setzten den Schwerpunkt auf eine biografische Annäherung.

Was wir hiermit vermitteln wollten, war grundlegendes Wissen über die Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald und die Formierung der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ durch Ausgrenzung und Gewalt. Des Weiteren sollte die enge Verflechtung der Konzentrationslager mit der NS-Gesellschaft herausgearbeitet und verdeutlicht werden. Mittelpunkt des Online-Seminars wurde somit eine vielfältige Auswahl der Lebensgeschichten von Betroffenen und Akteur:innen des Konzentrationslagersystems mit dem Schwerpunkt auf Buchenwald und dessen Außenlager.

Etwa 50 der 85 Biografien der historischen Dauerausstellung „Buchenwald. Ausgrenzung und Gewalt 1937 bis 1945“, die als Audiotapes auf der Webseite der Gedenkstätte Buchenwald seit Ende 2020 zu hören sind, dienten uns als wichtige Quellen. Die persönlichen Erfahrungen von Menschen unterschiedlicher Herkunft im Kontext der nationalsozialistischen Konzentrationslager, eingebettet in die Darstellung und kritische Analyse historischer Ereignisse, sollten den Kern des Seminars bilden.

Es entstand das Online-Seminar: **Das Lager und seine Menschen – biografische Annäherungen an die Geschichte Buchenwalds.**

Das konzeptionelle Ziel des drei- bis vierstündigen Programms war ein möglichst interaktives und die Teilnehmenden einbeziehendes Online-Seminar. Eine Kombination aus asynchronen Vorbereitungsrecherchen, Gruppengesprächen und synchronen Diskussionsrunden, partizipativen Methoden und Kleingruppenarbeiten sollte eine möglichst abwechslungsreiche Herangehensweise bilden.

Das Verstehen und kritische Hinterfragen der Formierung der NS-„Volksgemeinschaft“ war der Ausgangspunkt für die weitere Annäherung an die Lagergeschichte. Eine dialogisch angelegte kurze Inputphase mit Fotografien, Dokumenten und Zeichnungen aus der Zeit des Konzentrationslagers sowie historischen Luftbildern und aktuellen Drohnenaufnahmen geht der Kleingruppenarbeit mit Biografien voraus. Den Abschluss des Online-Seminars

bildet eine Auswertung der Kleingruppendiskussionen sowie eine Reflexion zu den Inhalten des Programms und zur gegenwärtigen Relevanz der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus.

Rahmenbedingungen und erste Erkenntnisse

Das Online-Seminar ist für eine Gruppe von bis zu 15 Teilnehmenden konzipiert, denn ein Seminarcharakter, in dem alle „im Blick“ gehalten werden können, war uns sehr wichtig. Die Durchführung der Veranstaltung kann sowohl für Gruppen im Klassenzimmer als auch für Einzelne im Homeschooling ermöglicht werden. Zwei Teamende in abwechselnden Rollen und Verantwortlichkeiten (technische Einführung und Begleitung, Moderieren des Chatverlaufs, Diskussionsführung, Einrichten der Breakout-Rooms bzw. das inhaltliche Befüllen dieser) führen die Gruppe durch das digitale Programm.

Die Auftaktveranstaltung fand am 27. Januar 2021 mit einer Gruppe Auszubildender der Daimler AG statt. Im Rahmen des Azubi-Programms von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) wollten die Auszubildenden ursprünglich ein Vorbereitungsseminar in Berlin wahrnehmen. Anschließend hätten sie deutsche ASF-Freiwillige in verschiedenen Ländern der Welt besucht und begleitet. Da diese internationalen Programme pandemiebedingt unmöglich waren, bot unser Online-Angebot eine Auseinandersetzungsmöglichkeit.

Im Laufe des Frühjahres bis zur Wiedereröffnung der Gedenkstätte Buchenwald folgten mehrere Online-Seminare sowohl als eintägiges wie auch zweitägiges Programm.

Die Resonanz sowie die von uns durchgeführte Evaluation waren durchweg positiv. Doch neben den teilweise erheblichen technischen Problemen, die oft sehr kreativ von den Teilnehmenden angegangen wurden, standen wir vor der unbefriedigenden Erkenntnis, dass trotz regem Methodenwechsel und partizipativen Elementen des Programms die Kommunikation schwieriger verlaufen ist, als wir es von Face-to-face-Formaten gewohnt sind. Die gedankenvolle oder ratlose Stille einer Gruppe wirkt in digitalen Räumen zuweilen besonders drückend. Gegenüber dem analogen Gespräch und Dialog miteinander, in dem es manchmal ein Wort, eine Geste oder gar nur einen Gesichtsausdruck braucht, um Gedanken und Befindlichkeiten zu äußern, wirkt ein digitaler Raum distanzierend: Zuhören, Mitdenken, das Mikrofon anstellen, in den Raum sprechen und dabei doch eher mit dem Computer oder dem Headset reden, mit der Sorge, dabei jemandem ins Wort zu fallen ... All das muss innerhalb

weniger Augenblicke geschehen. Auch heute noch stellt dies viele Menschen vor Herausforderungen.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, dass die Begegnung im digitalen Raum wesentlich anstrengender ist als in der analogen Welt. Zeitliche und inhaltliche Reduktion gepaart mit mehreren Pausen sowie Energizern sind hier der Schlüssel für eine gelungene und für beide Seiten zufriedenstellende Veranstaltung.

Während wir im analogen Seminar meist eine große Auswahl an Materialien, Dokumenten und Bildern anbieten, die interessengeleitet ausgewählt werden können, müssen wir im Digitalen eine stärkere Vorauswahl treffen: so z. B. pro Kleingruppe zwei Biografien zur Auswahl anbieten oder nur zwei historische Bilder respektive Zeichnungen zur Analyse vorstellen. Die Sorge, Teilnehmende so einzugrenzen, war unbegründet, denn auf diese Weise – so ihr Feedback – konnten sie besser fokussieren. Die digitalen Vorteile des Heranzoomens (im Falle der Bilder) lassen sie dabei Details erkennen, die das bloße Auge normalerweise übersieht.

Wie weiter?

Ideen zu weiteren inhaltlichen Schwerpunkten sind entstanden und zum Teil bereits im Analogen vorhanden: Beschäftigung mit Fundstücken, Kunst, Musik im Lager, weitere Biografien zu Täterschaft und gesellschaftlicher Beteiligung etc., unter anderem unterstützt auch durch Film- bzw. Drohnenaufnahmen.

Im Laufe des Frühjahres und Sommers 2021 sind die Anfragen für Online-Seminare deutlich zurückgegangen, die Gruppen bevorzugen wieder die Auseinandersetzung am historischen Ort. Gleichwohl ist der Fortgang der Pandemie ungewiss. Wir haben daher auch freien Mitarbeiter:innen die Möglichkeit gegeben, das Seminar kennenzulernen und sich fürs Teamen eines digitalen Seminars zu qualifizieren.

Ein ein- respektive dreitägiges Online-Seminar für Multiplikator:innen wird unser digitales Bildungsangebot in der nahen Zukunft erweitern. Auch für internationale Gruppen wäre ein Online-Seminar gewiss sehr attraktiv und von besonderer Bedeutung: Die Welt digital zusammenzuführen und über Ländergrenzen hinweg Erkenntnisse zu historischen Zusammenhängen von aktuellen globalen Themen zu diskutieren, wie Menschenrechte, Aufklärung gegen Rassismus und Antisemitismus, Rechte von Minderheiten sowie die Macht von Propaganda oder die Bedeutung von Zivilcourage in einer demokratischen Gesellschaft – all das kann nun nur einen Klick entfernt sein.

Sollte die pandemische Lage bald vorbei sein, so dass Begegnungen vor Ort unter gewohnten Bedingungen möglich sind, wünschen wir uns, dass diese Online-Bildungskonzepte nicht in der digitalen Ablage verschwinden, sondern auch als Vor- und Nachbereitung eines Seminars in der Gedenkstätte zusätzlich gebucht werden. Vereinzelt geschieht dies bereits. Den historischen Ort neben der unersetzbaren persönlichen Begegnung mit zeitgemäßen digitalen Formaten zu kombinieren, erschließt neue Möglichkeiten einer nachhaltigeren Auseinandersetzung mit der Geschichte.

Lisa Rethmeier und Zsuzsanna Berger-Nagy
arbeiten als Bildungsreferentinnen
an der Gedenkstätte Buchenwald.

Die Online-Bildungsformate der Gedenkstätte Buchenwald bieten eine Kombination aus interaktiven und diskursiven Elementen, selbstständigem Arbeiten nach dem Prinzip des entdeckenden Lernens und digitaler Kleingruppenarbeit.

Das Online-Seminar „Biografische Zugänge zur Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald“ bietet einen Einstieg in das Thema. Es ist auch für inklusive Gruppen und Schüler:innen mit individuellem Förderbedarf geeignet.

Dauer: ab ca. 4 Stunden (inklusive Pausen).
Auch als mehrtägiges Online-Projekt durchführbar).

Anhand von Quellenarbeit ermöglicht das mehrtägige Online-Seminar „Infektionskrankheiten in Vergangenheit und Gegenwart mit Fokus auf den Nationalsozialismus und das Konzentrationslager Buchenwald“ eine vertiefende Auseinandersetzung.

Dauer: 2 Tage mit jeweils ca. 6,5 Stunden oder
3 Tage mit jeweils ca. 4,5 Stunden (inklusive Pausen).
Bei Interesse an einem Online-Seminar, kontaktieren Sie uns unter:

Betreff: Online-Bildung Gedenkstätte Buchenwald
jbs(at)buchenwald(dot)de

Bitte geben Sie an:

- welches Online-Format Sie interessiert,
- wann Sie eine Durchführung planen und
- wie viele Teilnehmer:innen Sie erwarten.

Rückblick auf das Fegefeuer: Pierre Bletons *Le temps du purgatoire*

Erinnerungsbericht wirft ein Licht auf die Zustände in der Boelcke-Kaserne und die Zeit nach der Befreiung in Nordhausen

VON LUISA HULSRØJ

Die Freude war groß: Im März dieses Jahres erhielt die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora eine E-Mail von den Nachfahren des inzwischen verstorbenen Dora-Überlebenden Pierre Bleton. Bleton hatte 1951 seine Erinnerungen an seine KZ-Haft niedergeschrieben, 1953 waren sie auf Französisch als *Le temps du purgatoire* erschienen. Da der Erinnerungsbericht nie vollständig auf Deutsch erschienen und auf Französisch längst vergriffen ist, besaß die Gedenkstätte jedoch bislang keine Ausgabe. Nun aber hatten der Sohn des Überlebenden, Dominique Bleton, und dessen Schwiegertochter, Elisa Hema, die Memoiren abgetippt. Diese Datei des Textes stellten sie der Gedenkstätte jetzt zur Verfügung.

Pierre Bleton hatte sich 1942 im Alter von 18 Jahren der französischen Résistance angeschlossen. 1943 wurde er denunziert und verhaftet. Nach sechs Monaten im Gefängnis von Fresnes wurde er nach Deutschland deportiert. Dort war er zunächst im gefürchteten Gestapo-Lager Neue Bremm und dann in den Konzentrationslagern Porta Westphalica, Neuengamme und Groß-Rosen inhaftiert. Nach einem fünftägigen Räumungstransport aus letzterem Lager kam er schließlich am 12. Februar 1945 in Mittelbau-Dora an. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits überaus ausgezehrt, litt an einer Darm- und Blasenentzündung und an einer offenen Wunde am Rücken.

Aufgrund seines schlechten gesundheitlichen Zustandes musste Bleton seine Zeit im Hauptlager Dora in der Schonungsbaracke und später im Krankenrevier verbringen. Sein Erinnerungsbericht beschreibt eindringlich

die Zustände dort und seine Gefühlslage: Bleton schämte sich seiner Darmentzündung und dem damit einhergehenden Kontrollverlust über seine Ausscheidungen zutiefst. Gleichzeitig versuchte er, die Hoffnung auf das Überleben und die nahende Befreiung nicht aufzugeben. Damit ging die Weigerung einher, sich einzugestehen, wie fürchterlich sein Gesundheitszustand wirklich war. Häftlingsärzte mühten sich, seine offene Wunde mit Pflastern zu behandeln. Sie verschrieben ihm und anderen beliebige der wenigen vorhandenen Medikamente, um die Kranken überhaupt im Krankenrevier behalten zu dürfen und ihnen so eine Chance auf Erholung und Genesung geben zu können. Trotzdem fanden viele im Krankenrevier den Tod. Ein Mann, mit dem er sich ein Bett teilen musste, starb, während Bleton neben ihm lag.

Am 18. März wurde Pierre Bleton in die Boelcke-Kaserne, das im Januar 1945 gegründete Sterbelager des Lagerkomplexes Mittelbau, verlegt. Dort waren die Häftlinge sich selbst überlassen, an medizinischer Versorgung mangelte es gänzlich. Diese Vernachlässigung empfand Bleton allerdings nicht als unangenehm: Er genoss das Ausbleiben der Schikanen. Selbst der Hunger wurde dadurch erträglicher, dass man den ganzen Tag ungestört im Bett liegen bleiben konnte.

Freundschaft schloss Bleton in der Boelcke-Kaserne schnell mit seinem Bettgefährten Henri, einem französischen Juden, der mit einem Räumungstransport aus Auschwitz nach Mittelbau-Dora gekommen war. Von Henri hörte er zum ersten Mal vom Holocaust und dessen Ausmaß.

Am 3. und 4. April bombardierte die britische Luftwaffe die Stadt Nordhausen. Da den Briten nicht bekannt war, dass die Boelcke-Kaserne nicht mehr von der Wehrmacht genutzt wurde, war auch sie das Ziel der Bomben. Bleton und sein Freund erlebten den Luftangriff völlig ungeschützt in ihrem Stockbett im ersten Stock der Kaserne. Bei der zweiten Welle der Bombardierung versuchten die beiden, sich etwas mehr Schutz zu verschaffen – indem sie eine Stockbette tiefer kletterten und sich die Decke über den Kopf zogen. Sie kamen unverletzt davon, doch ihr Bett war von Glassplittern übersät. In anderen Teilen der Kaserne rissen die Bomben Löcher in Dach und Boden.

Aufgrund der Bombardierungen hatte die SS die Kaserne fluchtartig verlassen. Damit waren die Häftlinge ihre Bewacher zwar los, doch frei waren sie dennoch nicht: Außerhalb des Kasernengeländes wütete noch der Volkssturm. Deshalb, so beschreibt es Bleton, blieben die meisten Häftlinge in der Kaserne und organisierten ihr Leben fortan selbst. Sie bedienten sich an den zurückgelassenen Vorräten der SS und schafften unter der Anleitung eines Arztes Leichen aus der Kaserne, da dieser davor warnte, die im Frühlingwetter schnell verwesenden Leichname mitten unter den Gefangenen zu lassen. Trotz aller Bemühungen blieb das Leben in der Boelcke-Kaserne allerdings leidvoll und unhygienisch: Wasser wurde schnell ein kostbares Gut und weite Teile des Bodens waren mit Exkrementen bedeckt.

Schließlich trafen am 11. April 1945 die lang ersehnten amerikanischen Befreier ein. Schlagartig musste sich Bleton bemühen, sich wieder, wie er es ausdrückt, zivilisiert zu verhalten und nicht so ungeniert mit dem Gestank, dem Dreck und den Leichen umzugehen. Bald schon wurden er und andere Häftlinge in beschlagnahmten Villen in Nordhausen untergebracht. Dort nahmen sie sich Essen, Kleidung und einige kleine Gebrauchsgegenstände, aber ansonsten, wie Pierre Bleton betont, respektierten sie die Rechte der eigentlichen Besitzer.

Lebensmittel besorgten sich die ehemaligen Häftlinge zusätzlich in der Nordhäuser Innenstadt, wobei Bleton sich erstmals mit der Frage konfrontiert sah, wie er mit Deutschen umgehen sollte. Sollte er sich bei Geschäftsinhaber:innen, die ihm auf seine Bitte hin Lebensmittel überließen, bedanken, obwohl die Deutschen doch jahrelang die Präsenz ausgehungert Häftlinge in ihren Städten hingenommen hatten? Er tat es reflexartig. Doch als Nordhäuser:innen an die Tür der Villa klopfen, in der er und seine Freunde einquartiert worden waren, um ihnen Essen vorbeizubringen, schlugen Bleton und seine Gefährten ihnen die Tür vor der Nase zu. Sie wollten

keine unaufgeforderten, wie es ihnen schien selbstgefälligen Almosen von Mitgliedern der Tätergesellschaft.

Nach etwa einer Woche sollten die ehemaligen Häftlinge zur Pflege und zur Abwicklung der Repatriierung wieder nach Dora gebracht werden. Pierre Bleton und sein Freund Henri lehnten diese Rückkehr ins Lager ab. Sie wollten die Repatriierung in der ihnen zugewiesenen Villa abwarten. Die Deutschen, befanden sie, könnten ruhig auch noch ein, zwei Wochen länger auf ihre Häuser verzichten.

Als sie sich schließlich doch zurück ins Lager begeben mussten, fühlte sich Bleton von den Erinnerungen an seine Ankunft in Dora und an seinen damaligen miserablen Gesundheitszustand überwältigt. Gemeinsam mit Henri und einem weiteren französischen Freund ging er daher eigenmächtig zur Sammelstation für Flüge, die sich im einstigen SS-Bereich des Lagers befand. Mit einem Flugzeug, das eigentlich Kriegsgefangenen vorbehalten war, kehrte Pierre Bleton am nächsten Tag nach Paris zurück.

Seinen Erinnerungsbericht verfasste Bleton sechs Jahre nach seiner Rückkehr. Er ist insofern einzigartig, als er als einer der wenigen Zeugnis über die Zustände in der Boelcke-Kaserne und über die Zeit direkt nach der Befreiung in Nordhausen ablegt. Über beides gibt es sonst kaum Erinnerungsberichte. In der Boelcke-Kaserne war die Sterblichkeit hoch. Es waren die Schwerkranken und Sterbenden, die dort – und vereinzelt in den anderen Lagern des Lagerkomplexes Mittelbau – zurückgelassen worden waren. Alle anderen Häftlinge waren Anfang April auf Räumungstransporte in Richtung anderer Konzentrationslager geschickt worden und wurden daher andernorts befreit.

Da gerade die Boelcke-Kaserne emblematisch für die mörderischen Zustände im KZ-Komplex Mittelbau Anfang des Jahres 1945 steht und das Verhältnis zwischen ehemaligen Häftlingen und Nordhäuser:innen von jeher für Interesse und Kontroversen sorgt, ist Bletons Bericht ein für die Arbeit der Gedenkstätte äußerst wertvoller Neuzugang, den die Stiftung interessierten Leser:innen gerne zugänglich machen möchte. Eine Übersetzung und Veröffentlichung von *Le temps du purgatoire* ist daher geplant.



Pierre Bleton

**Luisa Hulsrøj ist wissenschaftliche Volontärin
der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.**

Foto: KZ-Gedenk- und Dokumentationsstätte Porta Westfalica e. V.

Ein Oskar für die Erinnerungskultur

Der Dokumentarfilm „Colette“ und das Ende der Zeitzeugenschaft

VON KARSTEN UHL

Ende April 2021 gab es bei der Oscarverleihung in Los Angeles eine große Überraschung: Der Film „Colette“ wurde als beste Kurzdokumentation ausgezeichnet. Er handelt von der 90-jährigen Schwester eines französischen Widerstandskämpfers, der von den Deutschen verschleppt wurde und im KZ Mittelbau-Dora starb, und ihrem ersten Besuch in der Gedenkstätte im Jahr 2019.

Ernste Themen haben stets gute Aussichten, einem Film die begehrteste Auszeichnung – den Oscar – zu sichern. Der im Jahr 2021 prämierte Kurzdokumentarfilm „Colette“ fällt in diese Kategorie, indem er aus der Sicht der Schwester das Schicksal eines französischen Résistance-Kämpfers thematisiert, der von den deutschen Besatzern in Konzentrationslager verschleppt wurde und schließlich kurz vor der Befreiung wegen der mörderischen Lebensbedingungen im KZ Mittelbau-Dora starb. Stilistisch erfüllt der Film die notwendigen Bedingungen, die bei der Oscarvergabe von großer Bedeutung sind: Zu einem schweren Thema wird ein emotionaler Zugang angeboten, der in diesem Fall von zwei Protagonistinnen ermöglicht wird. Zudem verspricht ein gezielt konventioneller filmischer Ansatz die Ansprache eines möglichst breiten Publikums.



Jean-Pierre Catherine, ca. 1942

Nach dem Einmarsch der Deutschen schloss sich Jean-Pierre Catherine bereits als Schüler der Résistance an. Er fiel den Besatzern allerdings nicht bei einer seiner eigenen Aktionen – er hatte Waffen versteckt und Flugblätter verteilt –, sondern bei einem von den Deutschen verbotenen Gedenkakt in die Hände: Im Juni 1943 legte er an einem Denkmal für gefallene französische Soldaten Blumen nieder. Anschließend verhaftete die Sicherheitspolizei den inzwischen Siebzehnjährigen. Zunächst landete er im Gefängnis in Caen, dann wurde er über das KZ Natzweiler-Struthof und das Gefängnis in Brieg ins KZ Groß-Rosen verschleppt.

Von dort wurde Jean-Pierre Catherine, nachdem das Lager vor den vorrückenden sowjetischen Truppen Richtung Westen geräumt wurde, mit Tausenden Häftlingen



**Filmproduzentin Alice Doyard mit ihren Protagonistinnen
Colette Marin-Catherine und Lucie Fouble
in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, 2019**
www.colettedoc.com

in das KZ Mittelbau-Dora verlegt. Nach einem Transport unter katastrophalen Bedingungen war auch Catherine bei seiner Ankunft am 11. Februar 1945 am Ende seiner Kräfte. Fünf Wochen später wurde er aus dem Hauptlager Dora in das wenige Kilometer entfernte Außenlager Boelcke-Kaserne verlegt, das als zentrales Kranken- und Sterbelager des KZ-Komplexes Mittelbau diente. Mit nur 19 Jahren starb Jean-Pierre Catherine dort, mitten in der Stadt Nordhausen, am 22. oder 23. März 1945.

Der Film unternimmt nun eine äußerst interessante Perspektivverschiebung. Anders als die meisten Agenturmeldungen nach der Oscarverleihung vermeldeten, handelt es sich genau genommen nicht um eine Dokumentation über die KZ-Haft (und schon gar nicht über den Holocaust, wie vereinzelt in den internationalen Medien verkündet wurde). Stattdessen steht, darauf weist bereits der Titel hin, die Schwester des KZ-Opfers im Mittelpunkt: Colette Marin-Catherine. Der 24-minütige Film (der frei im Internet verfügbar ist) handelt von der Trauer der 90-Jährigen um ihren Bruder und um die Schwierigkeit des Gedenkens. Erstmals 2019 war sie mit dem Filmteam an den Ort gefahren, an dem ihr Bruder ums Leben kam: nach Nordhausen und ins KZ Mittelbau-Dora. Eindrücklich zeigt der Film den

psychischen Druck, mit denen Angehörige oft zu kämpfen haben. Wie ihr Bruder war auch die drei Jahre jüngere Colette in der Résistance aktiv. Sie spielt jedoch ihre eigene Rolle herunter und scheitert daran, für sie angemessene Formen des Trauerns um ihren ins Übermenschliche erhöhten Bruder zu finden. Die stets beherrschte Colette Marin-Catherine bricht dann in der KZ-Gedenkstätte nicht deshalb in Tränen aus, weil sie hier zu einer Form der Trauer gefunden hätte. Vielmehr ist sie wütend auf sich selbst, weil sie vergaß, Blumen für ihren Bruder mitzubringen.

Über die zweite Protagonistin, die 17-jährige Schülerin Lucie Fouble öffnet der Film ein weiteres Narrativ: dasjenige der Fortführung der Erinnerungsarbeit nach dem Ende der Zeitzeugenschaft. Es lässt sich als eine gezielte Auswahl verstehen, dass ausgerechnet diese Schülerin Colette Marin-Catherine mit dem Filmteam nach Nordhausen begleitet. Lucie Fouble hat im französischen Museum La Coupole einzelne Beiträge für das „Livre des 9000 déportés de France à Mittelbau-Dora“ geschrieben. In diesem bemerkenswert gründlich recherchierten Gedenkbuch sind Biografien aller aus Frankreich in das KZ Mittelbau-Dora Deportierten zusammengetragen.



Staatspräsident Macron empfängt Colette Marin-Catherine im Élysée-Palast, 18. Juni 2021
www.elysee.fr

Diese Zweierkonstellation macht sehr deutlich, wofür es dem Film geht, und was an ihm – trotz aller filmischen Konventionalität – innovativ ist: Es ist keine historische Dokumentation über das KZ, sondern ein Film über die Schwierigkeit des gleichzeitig persönlichen und politischen Erinnerns am Ort des Verbrechens: der Gedenkstätte. Colette Marin-Catherine, die Schwester des Opfers, schafft es erst gegen Ende ihres eigenen Lebens, diesen Schritt zu gehen. Durch eine Begleiterin, die der Generation der Enkel angehört, suggeriert der Film die Notwendigkeit der Fortführung des Erinnerns durch die Herstellung eines neuen persönlichen Bezugs zu einem individuellen Opfer: Colette Marin-Catherine übergibt neben dem Krematorium, in dem die Leiche ihres Bruders verbrannt wurde, das zentrale Erinnerungsstück, das ihr von ihm blieb, an Lucie Fouble: einen Ring. Aus der Sicht einer reflexiven Geschichtskultur lässt sich dieser emotional-personalisierte Weg, den auch die deutsche Diskussion um sogenannte Zweitzeugen einschlägt, kritisch betrachten. Aus filmischer Perspektive stellt die Ringübergabe aber vor allem ein sehr starkes visuelles Symbol dar.

Das Spannungsverhältnis zwischen (verhaltener) Innovativität und Konventionalität hilft zu verstehen, warum der Film seine große Wirkung entfalten kann, die uns von vielen Besucher:innen und Kooperationspartner:innen der Gedenkstätte bestätigt wurde. Dies gilt auch für den Geschlechteraspekt. Der Film ist eine erfreuliche Ausnahme in einer Erinnerungskultur, in der immer noch Männer sehr dominant sind: In der Regel berichten in Dokumentarfilmen männliche Angehörige des Widerstands über die NS-Zeit und männliche Historiker ordnen diesen Befund aus wissenschaftlicher Perspektive ein.

In „Colette“ bleiben Männer Nebenfiguren; der Film fokussiert die beiden Frauen. Deren Zugriff auf die Geschichte bleibt – in der Schnittfassung des Films – allerdings stark den Geschlechterkonventionen verhaftet: Lucie Fouble beginnt mit einer sachlichen Darstellung des historischen Kontextes, im Laufe des Gedenkstättenbesuchs nahmen jedoch die Emotionen überhand. Colette Marin-Catherine, deren eigener Einsatz für die Résistance nur kurz erwähnt wird, interessiert den Film nicht als historische Akteurin: Ihr Bruder steht für den Widerstand, Colette repräsentiert die Trauerarbeit.

Der Zwiespalt zwischen der bemerkenswerten Leistung des Filmes, die Zuschauer:innen zu berühren – und so den wichtigen Aspekt der Nachgeschichte der KZ-Verbrechen einem breitem Publikum zuzuführen – und seinem Verharren in konventionellen Sichtweisen lässt sich aus seiner Produktionsgeschichte ableiten: Entstanden ist der Dokumentarfilm als Bonusmaterial für das Computerspiel „*Medal of Honor: Above and Beyond*“. Darüber hinaus gewann der Film an Aufmerksamkeit, nachdem die britische Tageszeitung *The Guardian* ihn auf ihrer Website frei verfügbar machte. Über großen Publikumszuspruch bei mehreren internationalen Filmfestivals kam es dann schließlich zur Auszeichnung mit dem Oscar, was in Frankreich große Wellen schlug: Staatspräsident Macron empfing Colette Marin-Catherine. Allein diese späte Würdigung einer bemerkenswerten Frau veranlasst zu haben, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Films.

Der Historiker Karsten Uhl leitet die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.



Birgit Keller, Präsidentin des Thüringer Landtags, am 76. Jahrestag in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, 12. April 2021.
Fotos: Darko Velazquez

Trotzdem hatten wir uns voller Hoffnung geschworen „Nie mehr wieder“! Damit die Kriege unsere Kinder nicht verschlingen.

Albert van Dijk

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“



Literatur, Kolonialismus und der Nationalsozialismus

Sharon Dodua Otoo Roman „Adas Raum“

VON KARSTEN UHL

Sharon Dodua Otoo verbindet in ihrem Erstlingsroman vier Geschichten in verschiedenen Jahrhunderten miteinander. In unterschiedlichen Erscheinungsformen sind ihre vier Protagonistinnen – alle heißen Ada – der Gewaltförmigkeit von Rassismus und Sexismus ausgesetzt. Für eine dieser Episoden ist das KZ Mittelbau-Dora zentral.

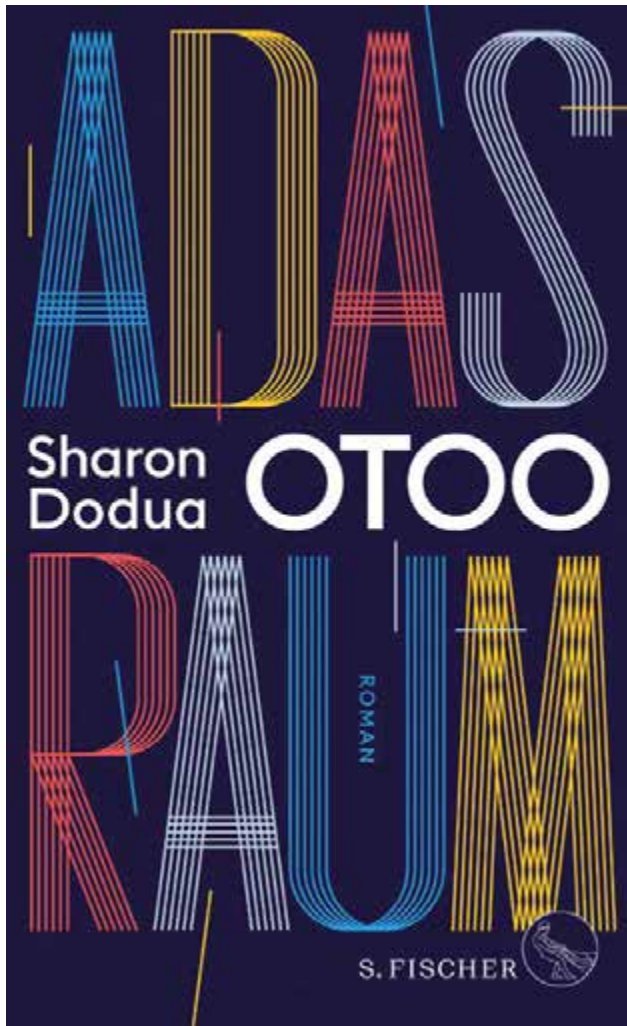
Am Abend des 1. Juli 2021 fand die erste Veranstaltung in der KZ-Gedenkstätte nach dem Ende des mehrmonatigen Corona-Lockdowns statt. Die britisch-deutsche Autorin Sharon Dodua Otoo las aus ihrem ersten Roman „Adas Raum“, der nicht nur sehr breit und weitgehend positiv besprochen wurde, sondern es sogar zu einer Platzierung auf der *SPIEGEL*-Bestseller-Liste brachte. Dieser Erfolg ist für einen literarisch ambitionierten Roman mit ausgesprochen ernstem Thema bemerkenswert.

Die Autorin hat sich seit Jahren mit der Geschichte des KZ Mittelbau-Dora beschäftigt. Bereits Otoos Erzählung „Herr Gröttrup setzt sich hin“, für die sie im Jahr 2016 in Klagenfurt mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet wurde, weist einen Bezug zum Lager auf. Beim titelgebenden Protagonisten Helmut Gröttrup handelt es sich um einen Peenemünder Raketeningenieur, der im Februar 1945 mit seiner Abteilung in den Südharz versetzt wurde. Auch kurz vor Kriegsende gab das NS-Regime seine aberwitzigen Rüstungspläne nicht auf und wollte sie – völlig realitätsfern – unter fortgehender Ausbeutung der Zwangsarbeit von Häftlingen des KZ Mittelbau-Dora mit dieser im Südharz geplanten „Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau“ weiter ausbauen.



Sharon Dodua Otoo in der
KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, 1. Juli 2021

Wie Sharon Otoo bei ihrem Besuch berichtete, entstand über diesen Bezug ihr vertieftes Interesse an der Geschichte des Konzentrationslagers. In ihrem nun erschienenen Roman „Adas Raum“ ist das KZ Mittelbau-Dora ein zentraler Ort der vielschichtigen Handlung. Auch formell gibt es einen Anschluss an ihre preisgekrönte Erzählung über eine fiktive Begebenheit im Nachkriegsleben des Herrn Gröttrup: Die Dinge erzählen die Geschichte. War es in der Erzählung noch ein Frühstücksei, das sich weigert, trotz ausreichender Kochzeit von exakt siebeneinhalb Minuten hart zu werden, und damit den rationalistischen Ingenieur nahezu in den Wahnsinn treibt, erzählen nun unterschiedliche Gegenstände die Geschichten vier unterschiedlicher Adas über



**Otoo, Sharon Dodua (2021):
Adas Raum. Roman, Frankfurt a. M.**

mehrere Jahrhunderte hinweg. Auch der Name Ada taucht bereits in der Erzählung auf; Gröttrups Putzfrau trägt ihn.

Sharon Otoo folgt ihren vier Protagonistinnen im verwobenen Aufbau des Romans von der westafrikanischen Küste im 15. Jahrhundert bis zur Wohnungssuche in der Berliner Gegenwart. Die chronologisch dritte Ada wird gezwungen, im Häftlingsbordell des KZ Mittelbau-Dora zu arbeiten. Die Erzählstimme dieser Episode gehört dem Zimmer des Bordells, in dem Ada die Männer empfangen muss – „Adas Raum“: „Kleidung, Frisuren, Mahlzeiten, Pausen, Stellungen – alles war vom Lagerkommandanten festgelegt und angeordnet worden. Nur die Belegung der Zimmer nicht. Ada landete allerdings des Öfteren in dem linken Zimmer am Ende des Ganges, wo, falls sie zur richtigen Zeit ihre Augen geöffnet hatte, die Abenddämmerung besonders schön erschien. So oft befand sie sich dort, dass es schließlich den Namen ‚Adas Raum‘ erhielt. Ausgerechnet dieses Zimmer war ich.“ (S. 48)

Otoos Darstellung ist nie didaktisch, immer genuin literarisch. Sie gelangt dabei in Bereiche, über die Historiker:innen aus methodischen Gründen schweigen müssen. Sie hat gründlich recherchiert, bedient jedoch nicht das gefällige Genre des historischen Romans. Stattdessen fängt Otoo die kleinen unmöglichen Gedankenfluchten der Gefangenen im KZ ein. Die Leistung des Romans besteht jedoch vor allem in seiner Gesamtkomposition: Der koloniale Raub eines Armbands führt uns – und die verschiedenen Adas mit dem jeweiligen Gegenpart Wilhelm – von Westafrika nach London, in das KZ Mittelbau-Dora und schließlich ins Berlin der Gegenwart. Teilweise scheinen vielversprechende Möglichkeiten für die Protagonistinnen auf – der vermeintliche gesellschaftliche Fortschritt im 19. Jahrhundert verspricht der fiktionalisierten Figur der Computerpionierin Ada Lovelace eine wissenschaftliche Karriere –, enden aber in den ersten drei Episoden stets tödlich.

Gerade die gleichzeitige Thematisierung der kolonialen und der nationalsozialistischen Verbrechen hat Otoo den vereinzelt Vorwurf eingebracht, sich mit ihrem Roman an dem nicht zu leugnenden Trend eines neuen Relativismus bzw. der „Holocaust-Verharmlosung“ zu beteiligen. Gewicht bekommt dieser Vorwurf dadurch, dass er von dem ausgesprochen klugen Gegenwartsdiagnostiker und einer der wichtigsten Stimmen der Gegenwartsliteratur, nämlich von Maxim Biller, in der Wochenzeitung *DIE ZEIT* (Nr. 36/2021) erhoben wurde. In diesem Fall zielen seine Vorwürfe jedoch ins Leere: Dass in „Adas Raum“ keine jüdischen Häftlinge ins Bordell gehen, ist schlicht der SS-Direktive geschuldet, die es ihnen untersagte. Es geht Otoo also keinesfalls darum, „einen Holocaust ohne Juden“ zu erzählen. Vielmehr lässt es sich als eine gezielte Wahl der Romankonstruktion verstehen, dass die NS-Verbrechen im Konzentrationslager – und eben nicht der Holocaust in einem Vernichtungslager wie Auschwitz – in einer Episode thematisiert werden.

Sharon Otoo zielt gar nicht auf zweifelhafte historische Parallelisierungen: Der Sexismus der viktorianischen Epoche gleicht nicht dem Rassismus der Gegenwart; genauso wenig gleicht der Kolonialismus dem Nationalsozialismus. Derartig simplen Gleichsetzungen widersetzt sich der Roman bereits in seiner Komposition. Dabei gelingt es ihm beeindruckend, das historische Apriori einzufangen: Die jeweilige Zeit lässt sich nur durch ihre Vergangenheit als etwas Gewordenes verstehen. Darüber hinaus freut es den rezensierenden Ausstellungsmacher, dass den Dingen eine Stimme gegeben wird.

**Der Historiker Karsten Uhl
leitet die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.**

GEDENKSTÄTTE BUCHENWALD

Auf dem Hausberg Weimars, dem Ettersberg, mussten im Sommer 1937 Häftlinge damit beginnen, das Konzentrationslager Buchenwald zu errichten. Heute ist Buchenwald ein Sinnbild für die radikale Konsequenz, mit der Menschen im Nationalsozialismus aus der Gesellschaft ausgegrenzt wurden. Von 1945 bis 1950 nutzten die Sowjets das Gelände für ein Speziallager, nach 1958 baute die DDR die „Nationale Mahn- und Gedenkstätte“ zur größten deutschen KZ-Gedenkstätte aus. Sie wurde nach 1990 neu konzipiert und für die Erinnerung an das Schicksal weiterer Opfergruppen geöffnet. Neue Ausstellungen ermöglichen heute den Blick auf die Kontexte der Verbrechen. Die Geschichte von Buchenwald und Weimar bietet für die historisch-politische Bildungsarbeit einen einmaligen historischen Resonanzboden. Wie an kaum einem anderen Ort ergeben sich Zugänge zur Vergangenheit, die sowohl die Möglichkeiten als auch die Grenzen menschlichen Handelns erfahrbar werden lassen.

Öffnungszeiten – Gedenkstätte

Das ehemalige Häftlingslager, der SS-Bereich, die Mahnmalsanlage, die Gräberfelder des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 sowie alle weiteren Außenanlagen können täglich bis zum Einbruch der Dunkelheit besichtigt werden.

Öffnungszeiten – Museen

April – Oktober

Dienstag bis Sonntag und Feiertag
10.00 – 18.00 Uhr (letzter Einlass 17.30 Uhr)

November – März

Dienstag bis Sonntag und Feiertag
10.00 – 16.00 Uhr (letzter Einlass 15.30 Uhr)

Montag geschlossen

(ehemaliges Torgebäude und Krematorium sind zwischen 10 und 15 Uhr zugänglich, Multimedia-Guides können in der Besucherinformation ausgeliehen werden)

Führungen für Einzelbesucher:innen

April – Oktober

10.30, 11.30, 12.30, 13.30 und 14.30 Uhr
Treffpunkt: Besucherinformation

Der Verein zur Förderung der Erinnerung an das KZ Buchenwald (Förderverein Buchenwald e. V.) bietet Dienstag bis Sonntag und an Feiertagen Führungen für Einzelbesucher:innen an. Um Spenden wird gebeten.

Führungen für Gruppen

Unsere Betreuungsangebote für Gruppen richten sich vorrangig an Schulklassen (ab Klasse 9), Jugendgruppen und junge Erwachsene, die im Rahmen der Schule und der politischen Bildung ihren Gedenkstättenbesuch vorbereitet haben. Das Mindestalter beträgt 15 Jahre, die Gruppe kann aus 15 bis maximal 30 Personen bestehen.

Für den Aufenthalt inklusive Führung sind mindestens drei Stunden einzuplanen. Sie können zwischen einer Überblicksführung (ca. 2 Std.) und einer ausführlichen Geländeführung (ca. 3 Std.) wählen.

Die Kosten für Gruppenführungen (bis 30 Personen) betragen € 80; Schüler, Jugendgruppen, Studierende, Bundesfreiwilligendienstleistende, Freiwillige, Soldaten, Behinderte und Arbeitslose zahlen € 40 pro Gruppe.

Da Führungen sehr gefragt sind, bitten wir um rechtzeitige Anmeldung bei der Besucherinformation. Dort werden Sie auch beraten, wie Sie selbstständig ein sinnvolles Programm gestalten können.

Besucherinformation

+49 (0) 3643 430 200
information@buchenwald.de
www.buchenwald.de

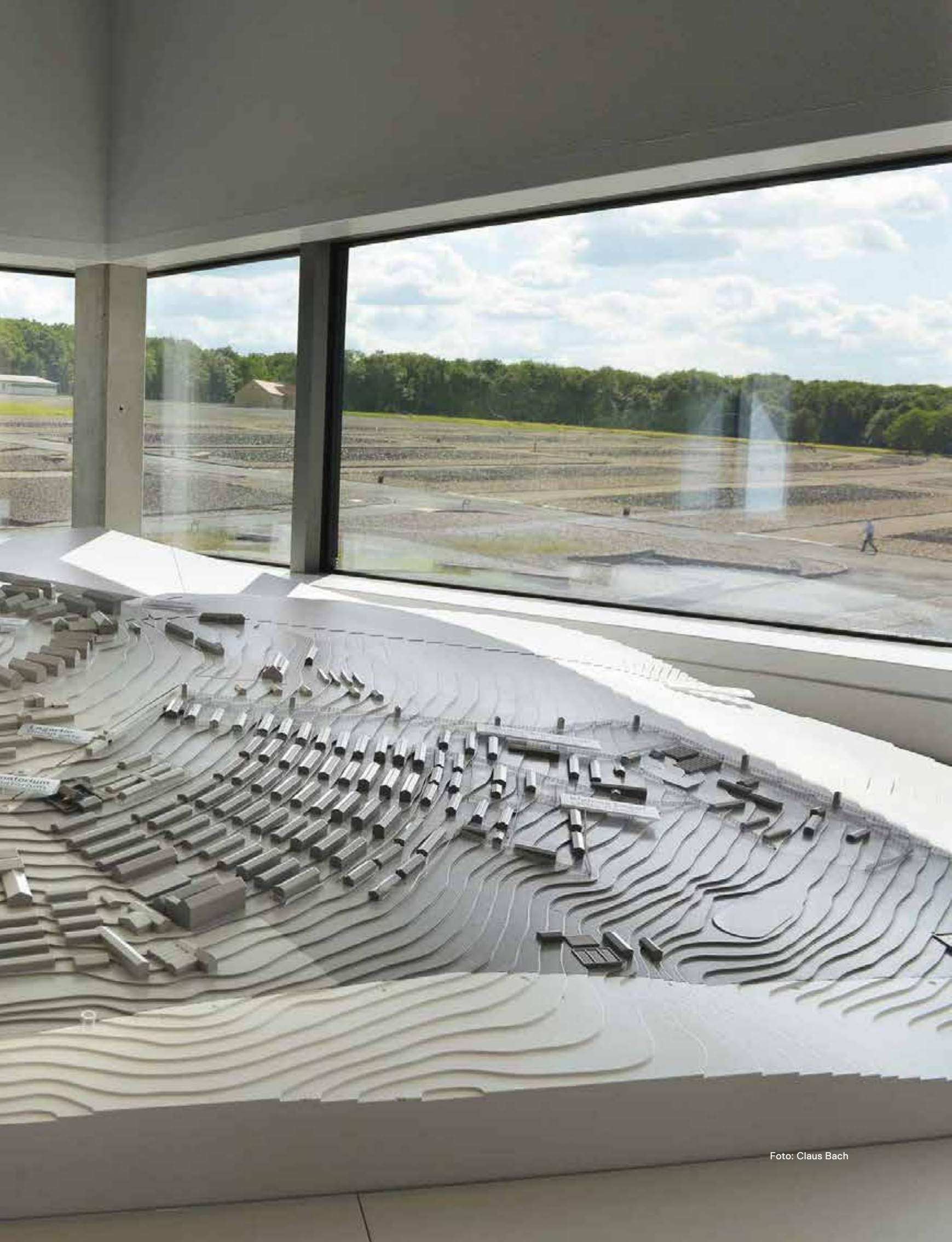


Foto: Claus Bach



Foto: Claus Bach

KZ-GEDENKSTÄTTE MITTELBAU-DORA

Das KZ Mittelbau-Dora steht exemplarisch für die Geschichte der KZ-Zwangsarbeit und der Untertageverlagerung von Rüstungsfertigungen im Zweiten Weltkrieg. Mehr als 60.000 Menschen aus fast allen Ländern Europas, vor allem aus der Sowjetunion, Polen und Frankreich, mussten zwischen 1943 und 1945 im KZ Mittelbau-Dora Zwangsarbeit für die deutsche Rüstungsindustrie leisten. Jeder dritte von ihnen starb. Heute ist die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora sowohl zeitgeschichtliches Museum als auch europäischer Lern- und Gedächtnisort. Die Dauerausstellung präsentiert Mittelbau-Dora nicht nur als Modellfall von Zwangsarbeit und Untertageverlagerung, sondern auch als Beispiel für die enge Einbindung der Konzentrationslager in die deutsche Gesellschaft und regt zur Diskussion um die Ethik von Wissenschaft und Technik an.

Öffnungszeiten

Oktober bis Februar

10.00 bis 16.00 Uhr

März bis September

10.00 bis 18.00 Uhr

Montag geschlossen

Die Außenanlagen können täglich bis zum Einbruch der Dunkelheit besichtigt werden. Der Eintritt in die Gedenkstätte und in die Ausstellungen ist frei. Der Besuch des Stollens ist nur im Rahmen von Führungen möglich.

Einzelbesucher

Durch einen Teil des ehemaligen Lagergeländes und in die Stollenanlage werden von Dienstag bis Freitag täglich um 11 und um 14 Uhr kostenlose Führungen für Einzelbesucher:innen angeboten. Samstags und sonntags sowie an Feiertagen bieten wir Führungen um 11, 13 und 15 Uhr an. Die Führungen beginnen vor dem Museumsgebäude.

Gruppen

Nach Voranmeldung können Sie von Dienstag bis Sonntag verschiedene Angebote für Gruppen (Schulklassen ab Jahrgangsstufe 9) wahrnehmen. Es können unterschiedliche Betreuungsvarianten und -längen gewählt werden (3 bis 5 Stunden, Tagesprojekte, mehrtägige Projekte).

Die Kosten für Gruppenführungen (bis 30 Personen) betragen € 80; Schüler, Jugendgruppen, Studierende, Bundesfreiwilligendienstleistende, Freiwillige, Soldaten, Behinderte und Arbeitslose zahlen € 40 pro Gruppe. Wegen der großen Nachfrage melden Sie sich bitte frühzeitig bei der Besucherinformation.

Besucherinformation

+49 (0) 3631 49 58 0
besucheraanmeldung@dora.de
www.dora.de

*Denn immer wieder hörten wir von den Sterbenden:
„Vergesst uns nicht. Seid unsere Zeugen!“*

Danuta Brzosko-Mędryk

*Ich glaube noch 100 Prozent
an die Menschheit und an das Leben.*

Heinrich Rotmensch

*Nachricht an Hitler:
Ich bin immer noch hier, du Bastard.*

Alex Hacker

*Wir müssen Menschen sein.
Das ist das Beste,
was man für die Menschheit tun kann.*

Vilém Svácha

*Die Bilder dessen, was ich sah und erlebte,
werden niemals verschwinden.
Ich träume fast jede Nacht davon.*

Harry Weinroth

*Es ist uns unverständlich,
wie das menschliche Herz
so viel Hass hervorbringen kann.*

Aimé Bonifas

*Wir sind hier,
damit das Vergessen nie die Erinnerung zerstört.*

Bernard d'Astorg

*Das absolut Böse gibt es,
man kann ihm begegnen.
Das Gute ist schwer zu finden.*

Jorge Semprún



STIFTUNG GEDENKSTÄTTEN BUCHENWALD UND MITTELBAU-DORA

Reflexionen

**Jahresmagazin der Stiftung Gedenkstätten
Buchenwald und Mittelbau-Dora / 2022**

Herausgeberin

Stiftung Gedenkstätten Buchenwald
und Mittelbau-Dora
99427 Weimar
Fon: +49 (0) 3643 430 0
E-Mail: sekretariat@buchenwald.de
www.buchenwald.de
www.dora.de

Konzept

Rikola-Gunnar Lüttgenau, Jens-Christian Wagner

Redaktion

Rikola-Gunnar Lüttgenau

Layout und Realisation

werkraum-media.de

Titelbild

Die „Verschwindende Wand“ mit Botschaften
von Überlebenden der KZ Buchenwald und
Mittelbau-Dora in Weimar, 11.4.2021.
Foto: Darko Velazquez

Soweit nicht anders angegeben, liegen die
Bildrechte bei der Stiftung Gedenkstätten
Buchenwald und Mittelbau-Dora.

Erscheinungsweise

Jährlich

Druck

Druckerei Schöpfel, Weimar

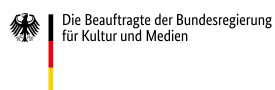
ISBN

978-3-935598-28-6

Preis

5 Euro

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages sowie von der Thüringer
Staatskanzlei.



Staatskanzlei

*Freiheit heißt: aufpassen.
Sie heißt, dass es genau darauf ankommt.*

Dick de Zeeuw

Botschaft in der „Verschwindenden Wand“

ISBN 978-3-935598-28-6



9 783935 598286